

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 68-69 (1972-1973)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Bibliographien

Nederlandse Volkskundige Bibliografie. Systematische Registers op Tijdschriften, Reekswerken en Gelegenheidsuitgaven. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1971. Bd. XI: *Lea Van Roy-Peeters*, 't Daghet in den Oosten (1885–1914). *Amy Van der Meulen-Corens*, De geschiedenis van het tijdschrift in het kader van de Limburgse volkskunde. XLV, 160 S. – Bd. XII: *T. De Bleyser-Anné*, Eigen Volk – Ons Eigen Volk (1929–1944). XXII, 459 S. – Bd. XIII: *R. De Gryse*, Zeeuwse Tijdschriften (1850–1960). *G. Baelde*, Zeeuwse Volksalmanak (1836–1847). XV, 225 S.

Wir können gleich drei Bände der von Karel C. Peeters so tatkräftig vorangetriebenen niederländischen volkskundlichen Bibliographie anzeigen, die alle im Jahr 1971 publiziert wurden. Es ist immer wieder erfreulich festzustellen, mit welcher peinlichen Sorgfalt und überlegener Planung alle diese Bände ausgeführt sind. In Band XI wird eine limburgische Zeitschrift exzerpiert, die nicht als ausgesprochen volkskundlich angesehen werden kann. Sie brachte es in ihren 30 Jahrgängen aber immerhin – zusammen mit den Rezensionen – auf 1133 Nummern. Ein Personen- und ein Sachregister sind selbstverständlich zur leichteren Benützung beigegeben. – Der Band XII ist besonders umfangreich ausgefallen; er umfasst die nord-niederländischen Zeitschriften «Eigen Volk» (1929–39) und ihre Nachfolgerin «Ons Eigen Volk» (1940–44) mit einem Total von 4231 Nummern. Bei ihrer Gründung bestand der Plan, die Zeitschrift solle die geographische Einschränkung überschreiten und neben dem niederländischen Sprachgebiet Europas auch Ost- und Westindien, Südafrika und Nordamerika einbeziehen. Der Plan blieb zur Hauptsache allerdings Theorie und die Zeitschrift entwickelte sich immer mehr zu einer repräsentativen nordniederländischen Zeitschrift. Was man ihr vorwerfen kann – so sagt P. J. Meertens, der für diesen Band das Vorwort geschrieben hat – ist dies, dass das Niveau der Beiträge nicht durchwegs sehr wissenschaftlich war. Das Personenregister weist als häufige Mitarbeiter aus: J. Cornelissen, H. W. M. J. Kits Nieuwenkamp, K. ter Laan, P. J. Meertens, J. Rasch, J. R. W. Sinninghe, H. Zwaagdijk. – Auch Band XIII bringt Titel aus niederländischen Zeitschriften; es sind vier Zeitschriften aus Seeland, die zusammen 1158 Nummern ergeben. In diesem Band ist zum erstenmal ein Kalender exzerpiert; es handelt sich um den «Seeländischen Volksalmanach», dessen 12 Jahrgänge von 1836–1847 erschienen. Die «Kalendergeschichten» sind zu unserem Bedauern nicht erfasst; wir müssen allerdings gerechterweise feststellen, dass Kalendergeschichten und andere «Volksliteratur» im «Klassifikationsplan Hoffmann-Krayer», der für das ganze Bibliographie-Unternehmen von K. C. Peeters massgebend ist, schwer unterzubringen sind. Andererseits ist mit der beginnenden Erforschung der «Trivialliteratur» ein verstärktes Interesse für Kalendergeschichten vorhanden.

Wildhaber

R. Herman, Zuidnederlandse toeristische tijdschriften (1895–1960). Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1972. XXVIII, 285 S. (Nederlandse volkskundige Bibliografie. Systematische Registers op Tijdschriften, Reekswerken en Gelegenheidsuitgaven, 14).

Die von Karel Peeters geleitete, grosse belgische Bibliographie erscheint bereits mit dem 14. Band. Während bis anhin zur Hauptsache spezifisch volkskundliche Zeitschriften exzerpiert wurden, sind es im neuen Band sieben Zeitschriften, die alle für den Tourismus und den Naturfreund bestimmt sind, die also keine volkskundliche Zielsetzung haben. Trotzdem ist das Ergebnis, zum mindesten hin-

sichtlich Quantität, ganz erstaunlich, sind es doch 2488 Titel, zu denen noch 200 Titel von Buchrezensionen kommen. Wieweit diese Titel auch ihrer Qualität nach auszuwerten sind, ist allerdings nicht gesagt. Die Einführung versucht das Verhältnis von Volkskunde zu Tourismus zu erläutern; auch bringt sie – wie üblich – einen geschichtlichen Überblick der Zeitschriften mit ihren einzelnen Jahrgängen im Rahmen der sie herausgebenden Gesellschaften und Vereine. Das Register der Mitarbeiter weist auch Namen von bekannten Volkskundlern auf. Wildhaber

Vito Morpurgo, Profilo storico-bibliografico del folk-lore jugoslavo. Matera, Fratelli Montemurro Editori, 1969. 153 p. (BC, 66; Biblioteca di Cultura, 6).

Morpurgo geht es darum, die Literatur zur jugoslawischen Folklore (nicht der Volkskunde im gesamtumfänglichen Sinn!) in ihrem historischen Werden bibliographisch vorzulegen; es ist also nicht etwa eine *bibliographie raisonnée*. In kurzen Einleitungskapiteln gibt er eine Übersicht über die Interessengebiete und Studien vor dem grossen Sammler Vuk Karadžić (z. B. Alberto Fortis), dann über die Epoche von Vuk und seiner Zeitgenossen, danach über die Zeit nach Vuk (z. B. Matija Murko) und endlich über die Zeit des Zweiten Weltkrieges und nachher; er führt jeweils nicht nur die Namen der führenden Forscher an, sondern erwähnt ebenfalls die Zeitschriften, Museumsgründungen und Universitätsinstitute. Es ist aufschlussreich, im Register nachzusehen, welche Volkskundler häufig vertreten sind (um Beispiele zu nennen: Maja Bošković-Stulli, Milovan Gavazzi, Ivan Grafenauer, Niko Kuret, Milko Matičetov, Branislav Rusić). Es sind aber nicht nur die jugoslawischen Wissenschaftler aufgeführt, sondern auch einige bedeutende andere wie Maximilian Braun, Gerhard Gesemann (eigenartigerweise fehlt der wichtige Titel «Heroische Lebensform», 1943), Albert Lord und Alois Schmaus. Die Bibliographie selbst umfasst 848 Nummern; sie ist in vier Kapitel geordnet: Lieder und ihre Melodien; Erzählungen, Märchen, Sagen; Rätsel und Sprichwort; Verschiedenes (z. B. Reisebeschreibungen, Gesamtdarstellungen, Sprachliches). Die Anordnung innerhalb dieser Kapitel bleibt unklar; vermutlich sind sie einfach aneinandergereiht, wie sie gerade kamen (wenigstens hat man diesen Eindruck). Das Namenregister lässt allerdings die Autoren sofort auffinden. Wildhaber

Brauch und seine Rolle im Verhaltenscode sozialer Gruppen. Eine Bibliographie deutschsprachiger Titel zwischen 1945–1970. Marburg, Arbeitsgruppe für vergleichende Ethnosoziologie, 1973. V, 231 S. (Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosoziologie, 1).

Wir zeigen diese Spezialbibliographie mit grossem Vergnügen an, nicht nur weil sie hübsch aufgemacht, sorgfältig gedruckt und sehr nützlich ist, sondern weil hier zum erstenmal der – höchst berechtigte – Versuch gemacht wird, die Bräuche völlig neu und den Erfordernissen unserer Zeit angepasst einzuteilen. Sachbibliographien in grösserem Ausmass sind schon früher von Herta Uhlrich im Deutschen Jahrbuch für Volkskunde veröffentlicht worden, und man hat sie dankbar ausnützen können. *Ingeborg Weber-Kellermann* beschäftigt sich schon seit mehreren Jahren mit Fragen und Problemen der Bräuche; die vorliegende Bibliographie dürfte denn auch im wesentlichen ihre Arbeit sein, zum mindesten unter ihrer Leitung und mit ihrer Hilfe entstanden sein. Sie begründet im Vorwort ihre Neu-Einteilung, womit sie zugleich auch eine Diskussionsgrundlage für die Brauchtheorie schaffen will. Mir scheint diese Neugliederung klar und überlegt durchgeführt und damit wirklich praktisch; denn der Wert von speziellen Sach- und Regionalbibliographien dürfte ja gerade in ihrer eingehenden Anpassung an die Bedürfnisse zeitgemässer Forschungstendenzen sein. Neben der immer noch grössten Gruppe der «Kalender- und Festbräuche im Kirchenjahr» finden sich die Gruppen «Bräuche im Arbeits- und Wirtschaftsleben» (ein besonders intensiv

gepflegtes Arbeitsgebiet von Frau Weber-Kellermann), «Familie» (mit Einschluss der Lebenslaufbräuche), «Bräuche sozialer Gruppen» (Gemeinde, Vereine, Sport und Spiel, städtische Lebensformen), «nationale und politische Feste» und «Brauchfunktion, Brauchphänomen». Beigegeben ist ein Autoren-Register. Man sieht, hier ist die Möglichkeit angedeutet, von den überlieferten, erstarrten Braucheinteilungen wegzukommen und das ganze Gebiet unter neuen Gesichtspunkten zu überschauen. Damit dürfte die Bibliographie geradezu wegleitend sein. Wir verzeichnen mit Freude, dass neben den Aufsätzen und Büchern auch die Göttinger Filme registriert werden. – Da die Schweiz nie politische Ansprüche auf Südtirol erhoben hat, wäre es nicht nötig gewesen, ein Buch über das Eisacktal (Nr. 1871) unter «Schweiz» einzureihen. Wildhaber

Leander Petzoldt, unter Mitarbeit von *Heinz Plempe*, Bibliographie zur Ikonographie und materiellen Kultur des Wallfahrtswesens. Freiburg i.Br., (Badische Landesstelle für Volkskunde), 1972. VIII, 88 S.

Dass Spezialbibliographien – sei es regionaler oder fachlicher Art – sehr erwünscht sind, um vergleichend wissenschaftlich arbeiten zu können, scheint mir unbestritten. Ich würde auch dafür halten, dass an eine Spezialbibliographie strengere Massstäbe angelegt werden dürfen als an eine generelle Bibliographie; sie sollte weitergehen und, soweit als möglich, umfassend sein, und sie sollte meines Erachtens weitgehend sachliche und kritische Angaben zu den Titeln beifügen. Zu meinem Bedauern muss ich sagen, dass mich die vorliegende Bibliographie nicht befriedigen will. Sie ist gedacht als Teil einer umfassenden Bibliographie des Wallfahrtswesens. Dass dabei nicht immer strenge Grenzlinien eingehalten werden können, dürfte verständlich sein, aber es finden sich doch öfters Titel, die mit Wallfahrt nichts zu tun haben (143, 155, 156); andererseits fehlen wichtige Wallfahrtsarbeiten, so: Kriss, *Peregrinatio neohellenika*; Reinle, Verena; Klaus Beitzl, *Christus als Apotheker*; E. A. Stückelberg, *Die Schweizerischen Heiligen des Mittelalters*; die Ikonenliteratur – wenn man sie schon einbeziehen will – liesse sich mit Leichtigkeit beträchtlich vermehren. Was mich aber vor allem stört, ist die bibliographische Uneinheitlichkeit, teilweise geradezu Sorglosigkeit, mit der vorgegangen wird. Bei Büchern fehlen konsequent die Angaben der Seitenzahl (höchstens steht etwas lakonisch «Abb.»); ein Vermerk «ff.» für nicht kontrollierte Seitenzahlen ist in einer Bibliographie unzulässig. Fremdsprachige Titel sind teilweise übersetzt, teilweise nicht; eine nicht im Titel vorhandene Zusatzangabe (z.B. Übersetzung) müsste durch eckige Klammern klar als solche gekennzeichnet sein. Verfasser-Namen und -Vornamen sind falsch bei (alle folgenden Angaben sind das Ergebnis eines flüchtigen Durchblätterns): 70 (Giuseppe Bellucci), 164 (Giuseppe), 240 (Engelmeier), 248 und 248a (Eysn), 429 (Christine), 442 (Focşa), 448 (Jacobeit), 449 (Jacoby), 953 (Taylor, A. Gladys). Titel sind ungenau oder falsch: 8 (Els Ex-vots), 20 (der angegebene Titel steht nicht im Buch), 95 (ex voto), 204 (Forschungen), 245 (Komma nach history; New Mexico), 262a (Le tavolette), 298 (Leonardo), 901 (krzyże, przydrożne), 988 (provençale), 998 (Saggi e). Bibliographisch unklar sind die Titel der Nummern 86, 757 und 758 (einer der beiden Titel ist völlig überflüssig), 848 und 851 (ungleichmässig behandelt), 702 und 838 (identisch; 702 ist richtig; bei 838 ist auch ein Name falsch). Bei 166 wäre die deutsche Übersetzung «Wallfahrtswimpel» sachgerechter.

Es wäre vielleicht besser gewesen, die Herausgeber hätten das Bändchen noch etwas ausreifen lassen. Für die folgenden Hefte möchte ich gerne peinliche Genauigkeit erhoffen. Denn ich möchte nochmals betonen: diese Bibliographie ist durchaus wünschenswert und verdienstlich. Wildhaber

Festschriften

Vriendenboek voor A. J. Bernet Kempers, aangeboden door de «Vereniging Vrienden van het Nederlands Openluchtmuseum» ter gelegenheid van zijn afscheid van het museum. Redactie: *P. J. Meertens* en *Hermann W. M. Plettenburg*. Arnhem, 1971. 155 S., 1 Photo. Abb.

Als «Aus» Bernet Kempers sich im Herbst 1971 von der Leitung des holländischen Freilichtmuseums zurückzog, überreichte ihm die Vereinigung der Freunde des Museums eine Festgabe, ein «Freundesbuch» mit 20 Beiträgen von europäischen Volkskundlern in holländischer, deutscher und englischer Sprache. Es möge mir gestattet sein, hier nur die Aufsätze in deutscher und englischer Sprache kurz zu skizzieren. Es erscheint als gegeben, dass sich einige Beiträge mit Museums- und insbesondere mit Freilichtmuseums-Problemen befassen. *Max Gschwend* gibt einen verdankenswerten Überblick über die Vorgeschichte und den jetzigen Stand der Arbeiten am geplanten und erhofften schweizerischen Freilichtmuseum auf dem Ballenberg: «Das Schweizerische Freilichtmuseum im Entstehen; Stand der Vorarbeiten Juni 1971» (S. 14–17); *Holger Rasmussen* exemplifiziert die möglichen Arten der Ausstellung von ganzen Wohnräumen in Museen an dänischen Beispielen: «Museumsinterieure. Prinzip und Problem» (S. 105–108, 2 Abb.); *Adelbart Zippelius* knüpft an eine Bemerkung von mir an, welche sich gegen die Auswahl des «Schönen» in den Museen wandte, weil diese der «Wahrheit» des Lebens nicht entspreche; er erläutert die Schwierigkeiten dieser Forderung (ich sehe seine Überlegungen gerne ein): «Über die Wahrheit der Freilichtmuseen» (S. 148–153). Zwei Aufsätze von tschechoslovakischen Forscherinnen gehören in das Gebiet der Volkskunst. *Helena Johnová* «Holzschnitte als Gattung der Volkskunst» (S. 38–42, leider ohne Abb.); sie führt die tschechischen Holzschnitte und Druckstöcke summarisch auf; die Drucke kommen vor als Einzelblätter und als Textbeigabe zu Gebeten und Bänkelliedern. Es lässt sich nicht mehr feststellen, von wem und wo die Druckstöcke der Holzschnitte hergestellt wurden. Diese Drucke, ebenso wie die Wallfahrtszettel, Schutzamulette, Schluckbildchen usw. sind unter künstlerischen Gesichtspunkten noch kaum behandelt worden. *Soňa Kovačevićová* «Holzkirchen in der Slowakei» (S. 61–71, 9 Abb.). In der Slowakei sind heute noch 68 Holzkirchen erhalten, die aus dem 15.–20. Jahrhundert stammen. Sie kommen ohne wesentliche Unterschiede bei allen Religionen und bei allen Nationalitäten der Slowakei vor. Zwei weitere Beiträge beschreiben Objekte der Sachkultur. *Gösta Berg*, der «Fachmann» für Schlitten, Schneeschuhe, Skis und ähnliche Fortbewegungsmittel, steuert einen interessanten Aufsatz über «Skates and punt sleds. Some Scandinavian notes» bei (S. 4–13, 8 Abb.). Er beschreibt die Schlittschuhe aus Knochen, zu deren Antrieb man Stachelstöcke verwendete; man gebrauchte sie beim Fischfang, aber auch beim sonntäglichen Gang zur Kirche. In den Niederlanden wurden sie zu sportlichen Unterhaltungen benutzt, wie Bildbelege zeigen. Der «punt sled» (eine niedere Form des Hockerschlittens, meist mit zwei Stöcken angetrieben) war ursprünglich aus einem Tiereschädel gemacht. *J. de Kleyn* schreibt über «The soup bowl, the brandy bowl and the porringer» (S. 43–49, 6 Abb.); ihm geht es darum zu zeigen, dass die tiefen Henkelschalen im täglichen Gebrauch eher für Breie und Suppen gebraucht worden waren als für Brantweinkaltschalen, wie oft angegeben wird. Das Entscheidende an ihnen ist nicht das Material (Irdenware, Porzellan, Zinn, Silber), sondern es sind die Henkel. Die beiden letzten Beiträge erklären volkskundliche Erscheinungen aus den Umweltsbedingungen. *Ingeborg Weber-Kellermann* «Zur Tradition von Holzhandwerk und Wohnkultur in Hessen» (S. 132–143, 13 Abb.) bringt eine Zusammenfassung dörflichen Wohngebrauchs aus Hessen im vorindustriellen Zeitalter; sie belegt diesen Gebrauch mit Illustrationen aus Otto Ubbelohdes Zeichnungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm vom Jahre 1907. Sie zeigt den Funktionsbereich des dörflichen Holzmöbels (Truhe, Schrank,

Bett, Stuhl) und dessen Wandel in den letzten Generationen. *George B. Thompson*, der Direktor des nordirischen Freilichtmuseums, geht ein auf «Some Dutch influences on the social and economic history of the north of Ireland» (S. 109–116, 6 Abb.). Zwei Erscheinungen in Nordirland, die beide aus Holland stammen, hängen miteinander zusammen: das Aussterben der Leinenweberei auf dem Handwebstuhl und das Oranierium, oder anders ausgedrückt: die «Einführung» des Spinnrades und eines protestantischen Helden, des Prinzen Wilhelm von Oranien. Dieser veranlasste Crommelin, nach Irland zu kommen, und Crommelin brachte Irlands Leinenindustrie zur Blüte. Wildhaber

Studia ethnographica et folkloristica in honorem Béla Gunda. Redigerunt J. Szabadfalvi, Z. Ujváry. Debrecen 1971. 756 S., Abb. (Műveltség és Hagymány, 13/14).

Zu seinem 60. Geburtstag erhielt Béla Gunda, der hochverdiente und unermüdlich arbeitende Professor für Ethnographie an der Universität von Debrecen, eine gewichtige Festschrift. Sie bildet gleichzeitig einen Doppelband der von ihm begründeten Zeitschrift. 48 Forscher aus der ganzen Welt haben ihm mit ihren Beiträgen die Achtung vor seiner Leistung für unser Fach bezeugt; 40 davon gehen die Volkskunde an. Das Hauptgewicht liegt – den Interessen Béla Gundas entsprechend – auf dem Gebiet der materiellen Kultur. Die Spannweite der Themen ist erstaunlich umfangreich, aber alle berühren sich mit Neigungen oder Arbeiten Gundas, was ja ein sprechendes Zeugnis für den Umfang seines Wirkungsfeldes ist. In einer (nicht mit Namen unterschriebenen) Einleitung wird Leben und Werk des Geehrten gezeichnet. Bei den Aufsätzen müssen wir uns mit kurzen Angaben oder auch nur Namensnennungen begnügen; wir versuchen, sie in Gruppen zu ordnen; die meisten sind deutsch oder englisch abgefasst und vielfach mit Abbildungen und Karten versehen. Der Band verdient auch von der Gestaltung her Anerkennung.

Vier Aufsätze befassen sich mit volkstümlichen Bauten. *Tamás Hofer* ergänzt den Begriff des Doppelhofes, den Gunda im wesentlichen in die ungarische Volkskunde einführte. Hofer geht es nicht nur um die architektonische Erscheinung, sondern um den sozialen und historischen Hintergrund, der diese Bauten bedingte. – *Vilko Novak* untersucht das Blockhaus im slovenisch-ungarischen Grenzgebiet, das er als pannonisches Haus bezeichnen möchte. Er beschreibt die äussere Gestalt und die innere Einrichtung dieses Hauses. Es scheint möglich, dass die Ungarn den Haustyp von den Slovenen übernommen haben, aber eine Beweisführung ist nicht möglich. – Die Paloczen hatten bis um die Jahrhundertwende das System der Grossfamilie. Wo sich die Hausgemeinschaft auflöste, entstand – wie *Attila Selmezi-Kovács* ausführt – infolge der Erb- und Teilungsverhältnisse eine Hofgemeinschaft mit eigenen Räumen für jede Familie. Auch bei den Ställen hat jede Familie ihren eigenen Bau; hingegen bleibt die Scheune allen gemeinsam. – Der Weinbau in der Gegend um Debrecen reicht bis zum 16.–18. Jahrhundert zurück. *László Dám* charakterisiert die verschiedenen Hüttentypen in den dortigen Weingärten: Dachhüttentyp, Flechtwerkmauer, Lehmziegel, ferner ihre Konstruktion und Dachformen und ihr Baumaterial. Alle diese Weingartenhütten haben offene Feuerstätten. – Mehrere Arbeiten behandeln Geräte, Tracht und Möbel. Einen schönen Beitrag mit reicher Literaturkenntnis und aus eigener Feldforschung steuert *Iván Balassa* bei, der über die V-förmige Pflugschleife im Karpathenbecken schreibt. Mit dieser Schleife wurde der Pflug auf das Feld gezogen. Er war das übliche Transportgerät im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bis geänderte ökonomische Bedingungen ihn unnötig oder unwirtschaftlich machten. – Die Ernte mit der Sichel und die verschiedenen Sicheltypen mit ihrer Funktion und der zugehörigen Arbeitstechnik werden von *István Dobrossy* beschrieben. – Entgegen der bis anhin ge-

äusserten Vermutung, dass das Krummholz seinen Ursprung bei den Finno-Ugriern habe, glaubt *Ants Viies*, ihn bei den baltischen Völkern zu sehen. Er benützt für seine These vor allem archäologische und linguistische Fakten. – *Holger Rasmussen* orientiert über ein Spezialthema der Fischerei: zentraldirigierte Verordnungen über Maschengrößen der Fischernetze; er fügt eine Beschreibung der Kontrollmasse bei. – *Mieczysław Gładysz* erläutert die Ideogramme für die Feste und die landwirtschaftlichen Tätigkeiten auf einem schlesischen Holzkalender aus dem Anfang unseres Jahrhunderts. – *Richard Jeřábek* macht auf ein Wiener Trachtenwerk aufmerksam, das bisher in der ungarischen Trachtenforschung nicht beachtet wurde. – «Zur Geschichte des europäischen Sitzmöbels», vor allem der Pfostenmöbel, lautet das Thema eines Beitrages von *Leopold Schmidt*. – Mit Traggeräten und der Art des Tragens befassen sich mehrere Aufsätze, so bei den Bulgaren (*Christo Vakarelski*, mit guten Photos und Zeichnungen von Traggeräten), in Portugal (*Jorge Dias*), in Schweden (*Gösta Berg*, Kopftragen mit historischem Rückblick), in Polen (*Zygmunt Klodnicki*, gute Photos und Verbreitungskarten) und in Ungarn (*Attila Paládi-Kovács*, mit Verbreitungskarten). – Die Nahrungsvolkskunde wird in drei Beiträgen abgehandelt. Mit eingehender Gründlichkeit und sorgfältigem Quellenstudium schildert *Alexander Fenton* die Bedeutung des Hafermehls in der Ernährung schottischer Landarbeiter im 18. und 19. Jahrhundert. Dabei wird zugleich der gesamte Küchensettel dieser Arbeiter behandelt. – *Gustav Ränk* kann wieder einen Beitrag aus seinem unerschöpflichen Spezialgebiet, der Bereitung und Verwertung der Milcherzeugnisse, geben; diesmal ist es die Molke als eine volkstümliche Nahrungsquelle. Auch die Schweiz ist in seine überlegene Betrachtung einbezogen. – *S. A. Tokarev* nimmt in allgemeiner Form Stellung zur Methodik der ethnographischen Erforschung der Nahrung. – Die Landwirtschaft, Viehzucht und Agrarbräuche haben ebenfalls ihre Bearbeiter gefunden. Mit den verschiedenen Bodennutzungssystemen in West-Transdanubien befasst sich *István Orosz*. – Sehr schön und mit ausgezeichneten Karten versehen ist die Arbeit von *József Szabadfalvi* über die genau bezeichneten Formen der Migration im ungarischen Hirtentum. – Über Mannhardt und Frazer hinausgehend untersucht *Tekla Dömötör* nochmals die Fragen der Riten zur Fruchtbarkeitsförderung von Obstbäumen; sie tut es unter Heranziehung zahlreicher Beispiele in ihren eurasiatischen Kontexten. Überraschend ist dabei ihre weite Verbreitung und relativ geringe Variabilität, die aus den heutigen Belegen noch nicht erklärt werden kann. – *Gyula Ortutay* bringt zwei Kontrakte zwischen Grossgrundbesitzern und Ernte-Arbeitern; sie werfen ein düsteres Licht auf die Verhältnisse, wie damals diese Arbeiter schamlos und wehrlos ausgenutzt wurden. – Ebenfalls mit den Landarbeitern befasst sich *Ingeborg Weber-Kellermann*; am Beispiel der Erntebräuche weist sie auf die Probleme der Tradition und Innovation hin. – Von *Zoltán Ujváry* haben wir schon manchen gehaltvollen und wohlfundierten Aufsatz über das Agrarbrauchtum. Diesmal beschäftigt er sich mit den Zusammenhängen von maskierten, dramatischen Bräuchen mit dem Agrarkult; er zieht hiezu die Totenspiele, die Tiermasken, das Pflugziehen, den Regenzauber, den Grünen Georg und das Schlittenfahren und Schaukeln heran. Hingewiesen sei auf die reiche Bibliographie. – Aufgrund von Ausgrabungen und Archivstudien gibt *Axel Steensberg* die Geschichte eines Dorfes auf Seeland in der Zeit von 1675 bis 1754. – Die mannigfachen Funktionen der ungarischen Jahrmärkte stellt *Imre Dankó* dar. – Pfingstbräuche behandelt *John Granlund*, die Riten der Festtage im allgemeinen *János Manga*. – Besonders hingewiesen sei auf den Beitrag von *Lajos Balla* über die orientalischen Kulte und ihre Wirkung im antiken Savaria, dem heutigen Szombathely (mit interessanter Bibliographie). – Anhand eines altertümlichen Spinnerätes und seines Namens «druga» gibt *Milovan Gavazzi* ein methodisch sehr schönes Beispiel für balkan-karpatische Kulturströmungen. – *Bronisława Kopeczyńska-Jaworska* gibt einen Beitrag zur Erforschung der karpati-

schen Volkskultur, *Jenő Barabás* einen solchen zum Thema Invention und Innovation, und *Lajos Vincze* eine sehr bemerkenswerte Orientierung über volkskundliche Forschungsströmungen in Argentinien. – *Vilmos Diószegi*, dem besten Kenner und unermüdlichen Erforscher des Schamanentums, verdanken wir einen Aufsatz über «ungarische Beiträge zum Studium des Schamanismus». – Weitere Aufsätze müssen wir leider nur kurz streifen; sie stammen von *L. N. Terent'eva* (Atlas der Völker des Baltikums), *K. V. Čistov*, *Endre Iglói*, *Imre Ferenczi* (Funktion der historischen Sage) und *Imre Bán*. – Bedauerlicherweise enthält der schöne Band kein Inhaltsverzeichnis. Wildhaber

Das Historische Museum als Aufgabe. Forschungen und Berichte aus dem Museum für Hamburgische Geschichte, 1946–1972. Hrsg. von *Wilhelmine Jung-raithmayr*. Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte, 1972. 337 S., 30 Taf. (Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte, 6).

Eigentlich wäre dieser Band von seinen Mitarbeitern als Festschrift zum 65. Geburtstag von Walter Hävernicks geplant gewesen, da er aber, wie er selbst sagt, ein Leben lang gespottet hat «über jene Leute, die am Ende ihres Berufslebens ihre eigene Festschrift redigieren», konnte ihm nicht so sehr daran gelegen sein, «wohl aber an einem Rechenschaftsbericht über Wesen und Aufgabe des Museums für Hamburgische Geschichte in den fünfundzwanzig Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges... So habe ich die mir zugedachte Festschrift umgewandelt in eine solche zu Ehren des Museums und seiner Mitarbeiter». Damit schafft er sich die Möglichkeit, dass er als «Mitarbeiter» auch zum Worte kommen kann. Er tut dies in höchst sympathischer Weise und er berichtet mit berechtigtem, ehrlichem Stolz – der aber gerade deshalb bescheiden wirkt –, wie sein Museum (denn das ist es ja heute: ein durch ihn geprägtes Museum) nach dem Krieg gerettet und mit ungeheurer Zähigkeit und viel diplomatischem Geschick wieder aufgebaut wurde. Als Schwerpunkte haben sich für ihn beim Aufbau herausgebildet «einerseits die Deutsche Altertumskunde und die Deutsche Volkskunde, vor allem die der Grossstadt Hamburg und die Seemannsvolkskunde und andererseits die mittelalterliche Münz- und Geldgeschichte sowie die Verkehrsgeschichte – alles Teilgebiete der Kulturgeschichte». Über diese Teilgebiete, einschliesslich des Bild- und Volksliedarchivs und der Bibliothek berichten nun die verschiedenen Mitarbeiter. Etwas kommt immer wieder zum Ausdruck im Verhältnis zu anderen Museen: «Das Museum für Hamburgische Geschichte hat sein eigenes grosses Arbeitsgebiet: die Darstellung der hamburgischen Geschichte, in der nicht Kunst und Kunstgewerbe, sondern Handel und Schiffahrt die entscheidende Rolle spielen.» Aus Hävernicks eigenem Beitrag «Museumsbesuch und Museumsbesucher in Hamburg 1961–1970» möchte ich den Museumsleuten eine sehr beherzigenswerte Erfahrung zu bedenken geben: «Darum muss ich die Forderung, man möge in den Museen Gedankengänge vorführen, die zur Änderung des Bewusstseins und damit zur Veränderung der Gesellschaftsstruktur führen, als utopisch ablehnen. Das sind Versuche, bei denen ‚probieren‘ soviel ist wie ‚ruinieren‘. Wir dürfen dem Besucher nicht die Freude des Schauens und Erlebens verderben.» Besonders herausheben möchte ich die beiden Aufsätze von Herbert Freudenthal «Museum und Universität» und von Wilhelmine Jung-raithmayr «Der Hamburger Museumsverein e.V. und seine Verlagstätigkeit für Museum und Seminar von 1947 bis 1972». Wildhaber

Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Hrsg. von seinen Mitarbeitern. Göttingen, Otto Schwartz & Co., 1969. XVIII, 566 Seiten, XXXII Tafeln, 67 Abb. im Text.

Diesen in jeder Hinsicht gewichtigen Band vorzustellen, ist ein schwieriges Unterfangen. Die Grenzen der Rezension verbieten es, auf die 46 Beiträge (zwischen 3 und einigen Dutzend Seiten) einigermaßen gerecht einzugehen. Zudem fühlt sich der Rezensent nicht für alle Themen gleichermaßen zuständig. Die Berücksichtigung bzw. Vernachlässigung einzelner Aufsätze besagt also ausdrücklich keine Wertung. – Das Rahmenthema war genügend weit gefasst, um ein verhältnismässig homogenes Bündel von Arbeiten zusammenzutragen: es geht um Kontakte zwischen (bzw. Grenzen zu) Völkern, Nationen, Wissenschaften, Methoden, Disziplinen; es gibt referierende, informative und skizzierende Aufsätze, sowie Abhandlungen, die neue Fragen aufgreifen, alte auf neue Art diskutieren, Desiderata anbringen, Anstöße liefern – kurz, jedermann kommt auf die Rechnung, wenn auch nicht gerade bei jedem Beitrag.

Mihai Pop legt den Finger auf «Die direkte Beobachtung als empirisches Verfahren in der Volkskunde» und schildert die Unternehmen des Instituts für Ethnographie und Folklore in Bukarest vor allem auf dem Gebiet der Brauchtumsforschung. Equipen von bis zu 12 Spezialisten untersuchen die Bräuche in ihrer ganzen räumlichen und zeitlichen Ausdehnung mit höchster Präzision; ihre Erhebungen geben die Grundlagen ab für weitere Untersuchungen nach Funktion, Struktur und Sinn der beobachteten Phänomene. – *Roger Pinon* antwortet aufgrund der Aussagen von Juristen, Lexikographen, Folkloristen und Journalisten auf die Frage: «Qu'est-ce qu'un charivari?»: seine «définition opératoire» lautet: «Le charivari est... un vacarme discordant produit par des instruments bruiteurs parodiant des instruments de musique ou produisant des sons peu agréables en vue de rendre notoire une situation que le ou les charivarisés préféreraient a priori garder plus secrète.» Gerade hier wäre eine strukturalistische Analyse des Beobachtungsmaterials reizend: die Tatsache, dass es sich bis ins einzelne um eine Kontrafaktur der Hochzeitsbräuche handelt, fordert eine solche Betrachtung geradezu heraus. Man vergleiche hiezu auch die reiche Karte 816 aus dem 4. Band des AIS von K. Jaberg und J. Jud (1932). – Für *Hans Trümpler* ist «Die Reformation als volkskundliches Problem» aufschlussreich: wie wurde sie in verschiedenen Gebieten der Schweiz aufgenommen (freiwillig, auf Zwang hin), welches waren die treibenden Kräfte (Theologen, politische Behörden, Zünfte)? «Die Rezeption des neuen Glaubens hing einzig von kulturellen und historischen Gegebenheiten ab (dazu möchten wir auch die wirtschaftlichen Verhältnisse rechnen).» – *Arnold Niederer* weist der gegenwärtigen Volksforschung eindeutig eine gesellschaftliche Verantwortung zu; er spricht sich für Volkskunde als eine «Kultur-anthropologie des eigenen und der übrigen von der westlichen Kultur geprägten Länder» aus, die «empirisch vorgeht» und «sich auf Tatsachen stützt». Der eine Fülle von Anregungen enthaltende Aufsatz verdiente eine eingehende Diskussion: gilt etwa der Vergleich zwischen Physiker und Volkskundler, die beide ihren Gegenstandsbereich weder bewerten noch verändern wollen? Gibt es nebst dem «blossen Gemeinge reflektierender, freischwebender, eher kulturphilosophischer oder kulturhistorischer Erwägungen» nicht auch eine sehr präzise Philosophie, die sehr wohl hilfreich sein könnte? Die Forderung «Dienst an der Öffentlichkeit» ist sehr ernst zu nehmen, doch führt sie tief ins Zentrum wissenschaftstheoretischer Erwägungen. – *Ina-Maria Greverus* holt zum Thema «Grenzen und Kontakte. Zur Territorialität des Menschen» Schützenhilfe von der Verhaltensforschung: sehr ertragreich, will mir scheinen, doch kommen nun erst die Probleme: wird das Wesen «Mensch» auf diesem Weg (der empirisch-statistischen Feststellung von Fakten) besser und richtiger umschrieben als auf dem Weg kritischer Reflexion in einer auf alle einschlägigen Einzelwissenschaften offenen philosophischen Anthropologie? Jedenfalls werden in solchem Denken konzipierte Begriffe m. E. durch die vorgelegten Forschungsergebnisse nicht relativiert, sondern eher bestätigt. – Von politischer Brisanz ist die Untersuchung von *Vladimir*

Karbusický über «Primär-kulturelle Erscheinungen in der Industriegesellschaft»: statt in der wertenden Dichotomie von sakral-profan, hoch-niedrig, kulturell-primitiv, echt-verdorben zu reden möchte er primär- und sekundär-kulturelle Erscheinungen unterscheiden. Die ersten treten auch heute auf, wenn rationale, individuelle Entscheidung und Verantwortung – aus welchen Gründen auch immer (Zwang, Unterdrückung, Angst, Machtstreben) – ausfallen; der Autor untersucht seine These an Texten, Symbolen, literarischen Genres, am Verhalten der Leute in Ideologien. – *Wolfgang Brückner* geht dem «Sterben im Mönchsgewand» durch die Jahrhunderte nach (bis zu Hugo von Hofmannsthal) und untersucht so den «Funktionswandel einer Totensitte». – *Isidor Levin* zeigt an seinen «Tiermärchen im Tadschikischen», was die quantifizierende Analyse (dank automatischen Hilfsmitteln) vermag: Frequenzen und Korrelationen ergeben aufschlussreiche Resultate, wenn man sie mit zielgerichteten Fragestellungen erhebt und intelligent interpretiert. – *Dieter Kramer* vergleicht den «Philhellenismus und die Entwicklung des politischen Bewusstseins» (in Deutschland im 19. Jahrhundert). – *Rolf Wilhelm Brednich* geht dem Saugbeutel (dem Vorläufer des Schnullers) in Ikonographie, Literatur und Volkskunde nach und liefert so einen schönen «Beitrag zur volkskundlichen Interpretation ikonographischer Quellen». – *Leopold Schmidt* legt eine reiche Sammlung von Lese Früchten «aus deutschen Lebenszeugnissen» zum Thema «Erinnerte Jahresfeier» vor.

Wanderungen von Bildmotiven, Kulturaustausch zwischen benachbarten Gegenden, Studentische Protestbewegungen sind weitere Themen; andere Aufsätze befassen sich mit Bergbau-Sprache, -Sage, -Tracht usw. – der Hinweis muss leider genügen. Eine Liste von G. Heilfurths Veröffentlichungen, ein Sach- und ein Personen-Register schliessen den Band ab. Iso Baumer

Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger. Hrsg. im Auftrag der Badischen Landesstelle für Volkskunde von *Peter Assion*. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1971. 328 S., Abb., Register. Vorwort von Peter Assion.

Diese Festschrift zeigen wir mit grösster Freude an, denn sie ist für einen Mann bestimmt, der in seiner vornehmen Bescheidenheit nie daran gedacht hätte, und der sie wegen seiner Pflege und Behütung der heimatlichen Kultur und wegen seiner zahlreichen Arbeiten, die von seiner Gründlichkeit und dem wohlthuenden Wissen um eine zutiefst seriöse Wissenschaft zeugen, wahrhaftig verdient hat. Wir freuen uns, dass sie so mannigfaltig und reichhaltig ausgefallen ist, sind es doch 17 gewichtige Beiträge, die sich alle mit volkskundlichen Erscheinungen des deutschen Südwesten befassen. *Karl Hillenbrand* schreibt über «Geheime Marksteinzeugen in Baden und Württemberg»; eine Reihe der von ihm aufgeführten süddeutschen Orte waren bis anhin in der Literatur nicht bekannt. Auch bringt er zum erstenmal Verweise auf Hersteller-Firmen; hier kommen ihm seine überlegenen Keramik-Kenntnisse zugute. Bei der Anmerkung 17 muss ich ihm allerdings widersprechen; in «Folkeliv og Kulturlevn» (Festschrift für Kai Uldall, Kopenhagen 1960) erschien von mir ein Aufsatz (in deutscher Sprache) «Die europäische Verbreitung der Grenzzeugen». Die bei Hillenbrand (S. 14) erwähnten Orte im Bündnerland: Raams und Dahn gibt es nicht; es dürfte sich um Reams und möglicherweise um Dalin handeln. – Auf dem Gebiet der rechtlichen Volkskunde bleiben auch die folgenden drei Beiträge. *Helmut Dölker* schildert «Das Schiederbüchlein von Wachbach», in dem die Aufgaben der Schieder (das sind Richter bei Grenzstreitigkeiten) aufgeführt sind, und zwar erstaunlicherweise über den kontinuierlichen Zeitraum von 1659 bis 1939; die Schieder-Ordnung ist mitabgedruckt. – «Rüegericht eines unterfränkischen Dorfes im 19. Jahrhundert» betitelt sich der Beitrag von *Josef Dünninger*; er untersucht die Protokolle über Streitigkeiten, in denen oft von uns heute kleinlich anmutenden Bestimmungen

die Rede ist, die natürlich damals in einem dörflichen, streng geregelten Verband eine weitaus grössere Rolle spielten. – Auf eigenen Forschungen beruht der dankenswerte, gut illustrierte Beitrag von *Gotthilde Güterbock* über «Haus-, Hof- und Handwerkszeichen im Odenwald». Bis anhin waren (durch Friedrich Mössinger) im Odenwald nur Handwerkszeichen behandelt worden; die Verfasserin fand neu in einem Dorf Verwendung von Hofmarken bis in die jüngste Zeit hinein. – *Peter Assion* gibt in «Bäuerliches Tagewerk vor der Mechanisierung» eine genaue, auf eigenen Erhebungen beruhende Beschreibung der wichtigsten bäuerlichen Arbeitsverfahren, vor allem aus der Gegend um Walldürn. Er beschreibt zunächst die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen und geht dann über zur Feldbestellung, Getreide-Ernte, Heu-Ernte, Kartoffel-Ernte, Dreschen, Viehhaltung, Anschirrvorrichtungen für Zugtiere. Ein besonderes Lob verdienen die schönen Zeichnungen und vorzüglichen Photos. – *Irmgard Hampp* bietet «Proben aus der schwäbischen Küche: literarische Rezepte und gereimte Rezepte aus Kochbüchern für den Alltag und für Feste». – *Angelika Bischoff-Luithlen* untersucht ältere Inventaraufnahmen mit ihren Wortbezeichnungen für die verschiedenen Objekte auf die Unterschiede zwischen schwäbischen Eigenheiten und der Kanzleisprache. – *Wolfgang Mieder* trägt 131 Sprichwörter aus Berthold Auerbachs «Schwarzwälder Dorfgeschichten» zusammen; er beschreibt den Sinn und die Funktion der Sprichwörter bei Auerbach (im Gegensatz zu Gotthelf). – Wir bedauern, dass der Beitrag von *Josefine Weibrauch* nicht grösser ausgefallen ist. Sie gibt einige Sagen aus Neudenu in so gutem Dialekt und beschreibt die Erzähler so schön, dass man gerne noch mehr gehört hätte. – Der Beitrag von *Joachim Telle* «Ein Kunst- und Viehbüchlein des Wasenmeisters Busch. Zur fränkischen Volksmedizin im 19. Jahrhundert» gibt nicht nur Texte zur Viehmedizin und untersucht ihre Quellen, sondern der Verfasser stellt auch die Stellung des Wasenmeisters in der Gesellschaft dar. – *Dieter Narrs* «Superstitio tolerabilis» bringt einige Zeugnisse zu einem Aberglauben, der noch toleriert werden kann, weil er mit pädagogischen Überlegungen zusammenhängt. Die Texte – vor allem von Johann Martin Miller (1787) werden mit sparsamer Kommentierung geboten. – *Wilhelm Kutter* kann wieder aus dem Vollen schöpfen; denn wer kennt so wie er die süddeutschen Fastnachts- und Maskenbräuche! Die Martinsgestalten haben ihre Umgangs-terminen erweitert oder verändert; sie mischen sich gelegentlich mit Nikolaus. Im oberen Enztal treten Pelzmärtle und Christkindle zusammen auf; ihre Kostümierung und der Brauchablauf werden von Kutter liebevoll beschrieben und in einen räumlich erweiterten Kreis hineingestellt. – *Werner Kieser* bietet ebenfalls ein Fastnachtsthema; das 20jährige Bestehen des Narren-Ringes Main-Neckar gibt ihm Anlass, den heutigen Verlauf und die Fastnachtsgesellschaften im badischen Frankenland zu beschreiben. – Es folgen zwei weitere Brauchtumsbeiträge: *Heinz Schmitt* stellt den heutigen Sommertagsbrauch in der alten Kurpfalz und in Weinheim an der Bergstrasse mit seinen Brauchelementen dar: Gestalten, Stecken, Lieder, Brezelspenden, Lätarespiele. – *Robert Hensle* geht der Frage nach, wie die Rückwanderer Weihnachten und Ostern an ihrem neuen Wohnort gestalten; es betrifft vor allem Ungarndeutsche (mit der Herbergssuche) und Neubürger aus dem Böhmerwald und aus dem Znaimer Kreis. – Den Beschluss bilden die Aufsätze von *Wolfgang Brückner* «Zum Walldürner Blutaltar und seinen Meistern 1616–1684» und *Gerhard Schneider* «Bauländer Studenten an deutschen Universitäten (1375–1525)».

Wildhaber

Johannes Künzig, Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten. Mit einem Nachwort von *Waltraut Werner*. (Freiburg i. Br., 1972). 448 S., Abb., 2 Faltkarten.

Johannes Künzig schenkt diesen gewichtigen Band seinen Freunden als Gabe zu seinem 75. Geburtstag. Waltraut Werner hat ein liebenswürdiges Nachwort

dazu geschrieben, in dem sie die Verdienste von Künzig um die Volkskunde gebührend würdigt. Der Band vereinigt 21 Aufsätze des Verfassers aus den Jahren 1923–1966, welche seine wesentlichen Interessen in eindrucklicher Weise aufweisen. Es sind photomechanische Nachdrucke aus den verschiedensten Zeitschriften, Jahrbüchern, Festschriften und Buchausgaben. Im wesentlichen geht es um das Brauchtum, die Lieder, Märchen und Sagen aus dem südwestdeutschen Raum auf der einen Seite, und auf der anderen Seite um deutsche Siedlungen und Siedler in den Ost-Ländern und um ihr Schicksal nach dem Krieg. Frau Werner weist mit Recht darauf hin, dass Künzig 1924 das Badische Volksliedarchiv begründete, aus dem dann die Badische Landesstelle für Volkskunde entstand. Es ist auch Johannes Künzig und Waltraut Werner zu verdanken, dass Lieder und Märchen deutscher Siedler vor allem in der Gottschee und in Ungarn gesammelt und in «Tonbildbüchern» und Einzel-Schallplatten der Forschung zugänglich wurden. Man wird mit grossem Genuss diese nun leicht erreichbare Sammlung von aufschlussreichen Aufsätzen zur Hand nehmen und die einzelnen Abhandlungen wieder gerne lesen.

Wildhaber

Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopoldt Schmidt zum 60. Geburtstag. Im Auftrage des Vereines für Volkskunde und unter Mitwirkung von Hanns Koren, Karl Lugmayer, Franz Maresch und Richard Pittioni hrsg. von *Klaus Beittl*. Wien, Selbstverlag des Vereines für Volkskunde; Kommissionsverlag Ferdinand Berger, A-3580 Horn, 1972. 524 S., Abb. im Text, 77 Abb. auf Taf.

Die thematische Fächerung dieser umfangreichen Festschrift ist sehr breit angelegt, obwohl die Beiträge zu Volkslied und Volksmusik aus finanziellen Gründen nicht aufgenommen werden konnten. Die Herausgeber sehen in dieser breiten Streuung der Artikel einen Hinweis auf «den Gedankenreichtum und die weiten sachlichen Ausgriffe» im wissenschaftlichen Werk des Gefeierten selbst (S. 5). Tatsächlich spiegelt sich in den Beiträgen fast das ganze Spektrum volkskundlichen Forschens und Schaffens. Sie reichen von der Geräteforschung, zu der Schmidt durch seine Theorie der «Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos» Wichtiges beigetragen hat, über die Brauchtumsforschung zu Volkskunst und Volkerzählung, alles Gebiete, auf denen der Jubilar selbst gearbeitet hat. Damit ist nur der grosse Raster aufgezeigt, im einzelnen gibt es weit mehr Differenzierungen, so Arbeiten über volkskundliche Bodenforschung (Pittioni), museumswissenschaftliche Belange (Feuchtmüller), sozio-kulturelle Austauschvorgänge (Heilfurth), archivalische Volkskunde (z. B. Moser und Kramer), religiöse Volkskunde, wie sie sich im Wallfahrtswesen und in religiösen Splittergruppen konkretisiert (Baumer, Kretzenbacher, Kriss u. a.). Die Volkskunst ist vertreten durch Arbeiten von Gebhard, Ritz, Röhrich, Wildhaber u. a. Es kann sich hier nicht darum handeln, die Autoren alle einzeln aufzuzählen und in ihren Beiträgen zu würdigen. Es sind 43 Arbeiten. Meist stellen sie einen typischen Ausschnitt aus der Arbeitsthematik und Denkweise des betreffenden Verfassers dar. Von besonderem Interesse sind die ausführlichen bibliographischen Hinweise und Wertungen, die meist im Anhang beigegeben sind. So bildet die Festschrift eine Anthologie zur modernen Volkskunde des deutschen Sprachraums (ausländische Autoren sind kaum vertreten). Aber – und darin liegt ihre Beschränkung – nach Gebaren und Inhalt fährt sie in den stillen Buchten einer traditionellen Volkskunde, die vor allem die historische und geisteswissenschaftliche Dimension pflegt; von den Windstößen der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen und Querelen der letzten Jahre ist hier, mit Ausnahme vielleicht der Arbeit von Ina-Maria Greverus, nichts zu spüren. Ein Nachteil ist dies nicht, höchstens ein Hinweis darauf, wie sehr die Spaltung der wissenschaftlichen Lager zum akzeptierten Faktum geworden ist. Der Vorteil einer so angelegten Festschrift liegt darin, dass sie einen vertraut

macht mit der Schaffensweise von Gelehrten, deren Vorliebe und Interesse nicht heissen ideologischen Debatten gilt, sondern die sich der Volkskunde als Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen, gemäss der Definition von Schmidt, verbunden wissen.

Paul Hugger

Ethnologia Scandinavica. Sigfrid Svensson in honour of his 70th birthday, 1st June 1971. Lund, Folkklivarkivet, 1971. 199 S., Karten, 1 Photo.

Wir dürfen Nils-Arvid Bringéus dankbar sein, dass er mit unermüdlichem Einsatz 1970 das Erste Internationale Symposium zur Behandlung der ethnologischen Nahrungsforschung in Lund zustande gebracht und damit ein Tätigkeitsfeld eröffnete, das zwar immer von einzelnen Forschern systematisch untersucht wurde (denken wir etwa an Maurizio, Åke Campbell, Stokar u.a.), nun aber in einem Arbeitsteam und in weitgespanntem geographischem Raum diskutiert wurde. Die 22 Referate, die in Lund von europäischen und amerikanischen Forschern gehalten wurden, erscheinen nun publiziert in einer neuen Zeitschrift, deren erster Jahrgang dem verdienten und liebenswürdigen Sigfrid Svensson als Festschrift zu seinem 70. Geburtstag gewidmet ist. *Ethnologia Scandinavica* tritt die Nachfolge der in letzter Zeit sehr unregelmässig erscheinenden Zeitschrift *Folk-Liv* an; ihre Aufsätze sollen hauptsächlich Themen aus dem Gebiet der materiellen und sozialen Kultur in englischer oder deutscher Sprache behandeln. Herausgeber ist Nils-Arvid Bringéus in Lund. Der «advisory council» hat einen schwedischen, norwegischen, dänischen und finnischen Vertreter; wir vermissen vorläufig noch Island. Die Zeitschrift soll jährlich ein- bis zweimal erscheinen.

Der erste Jahrgang ist – wie oben erwähnt – ganz dem Thema der «Ethnogastronomie» gewidmet. Sogar die Buchbesprechungen gehören in das gleiche Gebiet. Die Referate sind in sieben Gruppen gegliedert: Probleme und Methoden, Quellen und ihre Behandlung, Hunger und Überfluss, Küchengeräte und Speisesitten, Studien über Nahrungskomplexe, Verbreitung und Wandel, individuelle Nahrungselemente. Man sieht, es wird ein weiter Bogen gezogen, viele Probleme werden erörtert, neue Einsichten tun sich auf, so dass die gesamte Nahrungsforschung von nun an einen systematischen Rahmen erhält und vom Zufälligen zu bewusstem Studium fortschreiten kann. Gerade wegen der diesmal vorhandenen Mannigfaltigkeit, die gottseidank nicht über einen Leisten zu schlagen ist, liest man den Band mit grossem Gewinn, weil man Einblick in die Forschungsprobleme der verschiedensten Länder erhält. Es gibt auch hier Referate, die etwas apodiktisch den zukünftigen Weg weisen wollen und jeden anderen Weg als unbegehrbar ablehnen; andere stellen Fragen und tasten, oder sie geben zunächst einfach Fakten, deren Einordnung später erfolgen kann. Wir müssen es uns versagen, hier alle Vorträge zu erwähnen; sie sind zwar alle interessant; trotzdem werden wir leider nur einige wenige kurz streifen können. *Günter Wiegelmann* erscheint es als wenig sinnvoll, generell die Speisen als elementare Einheit der Ethnologie zu betrachten; wichtig ist für ihn «die unterste funktionelle Einheit», die «Verzehrsituation»; die «Mahlzeit als Grundeinheit» scheint ihm die Einheit zu sein, die der ethnologischen Forschung gemäss ist. *Nils-Arvid Bringéus* referiert über Probleme und Methoden ethnologischer Nahrungsforschung im Lichte jüngster schwedischer Untersuchungen; er geht auf die Systematik der Befragung und auf Kontrollmethoden ein. *Don Yoder* spricht über die in USA vorhandenen historischen Quellen und dann entwickelt er einen grossangelegten Plan für ein «American Foodways Archive». Eingehend befasst sich *Anna Kowalska-Lewicka* mit Nahrungsproblemen in der traditionellen Kultur der polnischen Karpaten; sie erörtert die Notnahrung und magische Praktiken zur Gewinnung der Nahrung im Überfluss und alle Speisesitten, welche aus dem Gegensatz Hunger-Überfluss zu denken sind. *Károly Gaál* und *Anni Gamerith* decken die Zusammenhänge zwischen neu sich entwickelnden Kochtechniken und den damit

verbundenen Speisen auf; Gaál tut dies für das Burgenland und Frau Gamerith für die Steiermark (mit klaren, illustrativen Zeichnungen und Tabellen). *Renée Valeri* geht auf das interessante Problem ein, wer im südwestlichen Frankreich im Nachbarschaftsbereich zu Festen eingeladen wird und welche Speisen er vorgesetzt bekommt; sie spricht von den besseren «pig-neighbours» und den erst nachher kommenden «straw-neighbours». *Hilkeka Uusivirta* hat sich die Mühe genommen, 25 solenne Festessen in einer finnischen Stadt während der Zeit von 1880–1900 auf die Speisen und ihre Reihenfolge hin zu untersuchen. Bei nomadisierenden Hirten ist die Nahrung zwangsläufig eine andere; *Vasil Marinov* hat sie für die bulgarischen Karakatsanen untersucht. *Gustav Ränk* nimmt sein schon früher behandeltes Thema der Milchspeisen auf und schildert ihre Verbreitungsverhältnisse im eurasischen Raum. Über die Verschiedenartigkeit der Brote bei den verschiedenen Siedlergruppen Pennsylvaniens handelt *Margaret Arnott* auf Grund einer von ihr durchgeführten Befragung. Der Hauptgegenstand der schottischen Nahrungsforschung ist Hafer- und Gerstenmehl; darüber schreibt *Alexander Fenton* (mit drei schönen Photos). *Gösta Berg* behandelt nicht nur die Geschichte des Kartoffelanbaus in Schweden, sondern auch diejenige der Rüben; die Rübe hatte eine zwar nicht unwichtige, aber quantitativ begrenzte Stellung in der Ernährung inne; vielfach erscheint sie geradezu als Delikatesse. *Odd Nordland* schreibt über die Hausbrauerei von Bier in Skandinavien als einem der wenigen Gebiete in der Welt, wo sie noch bräuchlich ist. Der letzte Beitrag ist derjenige von *Göran Norsander* über die Heringssuppe und dem ethnologischen Aspekt eines Gerichtes (mit vier guten Verbreitungskarten). Wildhaber

Festschrift für Paul Zinsli, herausgegeben von *Maria Bindschedler*, *Rudolf Hotzenköcherle* und *Werner Kohlschmidt*. Bern, Francke Verlag, 1971. 267 S., 1 Photo.

Der Band enthält ausser einem Bild und dem Verzeichnis sämtlicher Publikationen des Jubilars zwanzig Aufsätze von Gratulanten des In- und Auslandes. Diese Beiträge, die den verschiedenen Schaffensgebieten Zinslis Rechnung zu tragen versuchen, gliedern sich in solche zur Mundartforschung, zur Namenforschung, zur Volkskunde und zur Literaturgeschichte. Von volkswissenschaftlichem Interesse sind vor allem drei Aufsätze:

Hermann Bausinger, Tierzucht und Namengebung. Zu den Eigennamen des Zuchtviehs. – Bausinger weist nach, dass die heute übliche Benennung des Viehs verhältnismässig jungen Datums sein muss. Für das Mittelalter fehlen – die Helmbrecht-Stelle Vs. 819 ff. ausgenommen – alle Zeugnisse, und noch im 18. Jahrhundert überwiegen charakterisierende Appellativa, die auf Farbe, Gestalt, Charaktereigenschaften anspielen oder sich auf den Geburtstermin stützen. Menschliche Namen wurden erst im 19. Jahrhundert und vermutlich nur in grösseren Herden üblich. In heutigen Katalogen von Zuchtviehversteigerungen machen charakterisierende Namen (Mut, Polter, Prächtigt ...) nur noch 3 Prozent aus, daneben stehen etwa 18 Prozent menschliche Vornamen (Martin, Moritz, Peter ...), und der Rest setzt sich aus Fantasiebezeichnungen zusammen (Picasso, Bussard, Palermo...). Bei den weiblichen Tieren finden sich 82 Prozent menschliche Vornamen (Liesel 7 Prozent, Lotte 3,5 Prozent) und nur 18 Prozent andere. Diese Unterschiede sind auf die Umstände der Namengebung zurückzuführen: weibliche Kälber werden gleich nach der Geburt entsprechend dem Vorschlag des Besitzers registriert, während bei den Stierkälbern im Abstammungsnachweis in der Regel bis zur offiziellen Körung kein Name steht. Dazu kommt die einschränkende Schwierigkeit, dass der Name der weiblichen Tiere mit dem gleichen Buchstaben anfangen muss wie der Name der Mutter, der des männlichen wie der des Vaters. Diese Vorschrift führt zu einer Häufung von Fantasiebenennungen in den zahlenmässig starken Abstammungslinien (in Bausingers Forschungsgebiet trägt ein Drittel der Stiere P-Namen, ein Drittel M- und R-Namen, ein Drittel andere) und

als Folge davon auf die verschiedenen Möglichkeiten spielerischer Zwangsüberwindung. Bei den Namen der weiblichen Tiere sind die Möglichkeiten grösser, deshalb ist auch die Motivation des Namensgebers anders.

Arnold Niederer, Der evangelische Mesmer als Gewährsmann des Volkskundlers. – Der Aufsatz trägt einen zu bescheidenen Titel, da er über die blossen Hinweise auf eine hervorragende Gewährsperson für die Feldforschung im Bereich der (evangelischen) Religiosität hinaus eine erste kleine historische und soziologische Monographie über die Träger des Sigristenamtes seit der Reformation liefert. Es wird deutlich, dass der Mesmer je nach der Grösse der Gemeinde, nach dem Anstellungsmodus und nach der Art seiner übrigen Beschäftigungen und Aufgaben sehr weit auseinanderliegende Stellen auf der Stufenleiter der sozialen Hierarchie im Dorf besetzen kann. Die allgemeine Übersicht wird am Beispiel des Kantons Graubünden, der die grösste Pfarrdichte der Schweiz aufweist, spezifiziert.

Maria Bindschedler, Vom Bärenfang im Mittelalter. Zu einem *stritelin* zwischen Philologie und Volkskunde. – Die Verfasserin referiert im wesentlichen Friedrich Rankes gleichnamigen Aufsatz über den Bärenhammer, wonach die mittelalterlichen Jäger oberhalb eines Stocks wilder Bienen eine Keule angebracht und vor dem Einflugloch hätten baumeln lassen; der Bär hätte dann die Keule beiseitegeschoben, sei von ihr am Kopf getroffen worden, und das Spiel habe sich fortgesetzt, bis das ermattete Tier heruntergestürzt und in die Falle geraten sei. Diesen Ausführungen sind hier zwei neue Belege beigelegt, die sachlich nicht weiterführen. Schon Rankes Aufsatz war seinerzeit nicht unwidersprochen geblieben, und wirklich erinnert dieses ganze philologisch orientierte Verfahren im Bereich der praktischen Wissenschaften an eine in andern Disziplinen heute überwundene Forschungsweise – ich denke hier an die Medizingeschichte, die sich früher auch mehr auf schriftliche Zeugnisse als auf die osteologischen und radiologischen Befunde stützte. Wie wär's, wenn man zur endgültigen Abklärung solcher Fragen die Hilfe der Zoologen und Verhaltensforscher in Anspruch nähme?

Rolf Max Kully

Zeitschriften und Jahrbücher

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. Berlin, Akademie-Verlag. Jahrgang 11 (1970), Heft 3 und 4, Spalte 211–416 (publiziert 1971 und 1972).

Neben den guten und objektiven Anzeigen von Büchern und Aufsätzen in Zeitschriften und Festschriften ist immer der Abschnitt «Chronik, Berichte und Mitteilungen» sehr lesenswert wegen seiner eingehenden Orientierung, die häufig auch über neue Tendenzen und Fachauffassungen Aufschluss gibt. Wir erwähnen die Referate über die Lenin-Jubiläumstagungen im Moskauer Institut für Ethnographie, die sovjetischen Publikationen zum Lenin-Jubiläum, die Arbeit an der ausserordentlich verdienstvollen polnischen Gesamtausgabe der Werke von Oskar Kolberg, den Erzählforscherkongress in Bukarest, das internationale Folklore Festival in Bukarest, die Tagung zur Auswertung der russischen ethnographischen Forschungen des Jahres 1969 und die volkskundliche Tätigkeit in Lettland. Die Demos-Redaktion hat eine neue Systematik ausgearbeitet, die sie vorlegt. Boris Putilov schreibt einen Nachruf über den international geschätzten Vladimir Propp (gestorben August 1970).

Wildhaber

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. Berlin, Akademie-Verlag. Jahrgang 12 (1972), Heft 1, Spalte 1–100.

Mit gewohnter Sorgfalt gibt das neue Heft von «Demos» wieder einen objektiven Überblick über das volkskundliche Schaffen der Länder von Ost- und Süd-

osteuropa. Von Interesse ist jeweils auch der Abschnitt «Chronik, Berichte und Mitteilungen»; er enthält diesmal die Informationen über «Beratungen der ethnographischen Sektion der gemischten Kommission sowjetischer und ungarischer Historiker. Moskva 1969 und Budapest 1970», «IV. Gesamtpolnische Ethnographische Konferenz, 13./14. November 1970» und vor allem den (leider etwas kurzen) Bericht über «Internationales wissenschaftliches Symposium über volkstümliche Graphik. Kraków 30. Mai bis 1. Juni 1970». (Dem Bericht nach zu schliessen stand vor allem der polnische Holzschnitt im Vordergrund, was auch in der gleichzeitigen Ausstellung des Ethnographischen Museums in Krakau zum Ausdruck kam.) – 1971 erschien «Demos» auf Grund von technischen Schwierigkeiten nicht. (Was heisst «technische Schwierigkeiten» in der Phraseologie der Ost-Staaten?) Wildhaber

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Für das Staatliche Institut für Musikforschung, Preussischer Kulturbesitz, und die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients herausgegeben von *Fritz Bose*. Bd. 6. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1972. 112 S., mus. Noten, 10 Kunstdruck-Abb., Schallplatte.

Zu Beginn dieser Ausführungen ist darauf hinzuweisen, dass in diesem Band des Jahrbuchs jeder dargebotene Aufsatz von einer Zusammenfassung in englischer Sprache begleitet ist: eine Neuerung, die vor allem die englischen und amerikanischen Leser begrüessen werden. – *Fritz Bose*, der Herausgeber des Bandes, ist nun erstmals selber mit einer Arbeit vertreten: er berichtet, anhand von alten Schallaufnahmen der Forscher Koch-Grünberg und Brüzzi, über «Die Musik der Tukáno und Desána», welche die östlichen Andenabhänge bewohnen. *Robert Günther* untersucht sodann «Die Sozialstruktur im Spiegel musikalischer Konvention bei den Völkern Westäthopiens», und *Kurt Reinhard* referiert über «Zwanzig Jahre Wiederaufbau des Berliner Phonogramm-Archivs».

Gelten diese drei Arbeiten verschiedenen Bereichen der musikalischen Völkerkunde, so gehört die letzte, im vorliegenden Band enthaltene von *Hartmut Braun* sicher ins Gebiet der musikalischen Volkskunde, und so wird es, in dieser Zeitschrift, richtig sein, hier etwas länger zu verweilen. Braun unternimmt es, «Volksliedhaftes im Glogauer Liederbuch» aufzuspüren, also in einem der Musikwissenschaft wohlvertrauten, um das Jahr 1480 in Schlesien entstandenen Manuskript mit mehrstimmiger Musik. Jene Liedsätze des Glogauer Liederbuchs, die nur Textmarken, aber keinen vollen Liedtext aufweisen, stehen im Mittelpunkt von Brauns Darlegung; ausgehend von einer schon von Kurt Gudewill aufgestellten «Systematik» verschiedener Cantus-firmus-Gestalten (vgl. Kongress-Bericht Bamberg 1953, S. 248ff.) und unter Vergleichung mit Melodietypen fremder Volkslieder sucht der Verfasser an fünf in extenso vorgeführten Glogauer Proben «volkläufige Typen» (S. 81 und später) zu erweisen. Wir gestehen, dass uns Brauns Bemühungen, trotz verschiedenen schönen Beobachtungen, nicht recht überzeugen können. Wir bezweifeln vor allem die Prämisse, dass eine Kernweise, welche «durch stärkere freie Ausformungen eine rhythmisch-metrische Rekonstruktion» eines Lied-Cantus-firmus «unmöglich macht», «wohl» eine «freier behandelte» Volksweise sei, da die «sog. Hoftenores» «unversehrt und unverändert als c.f. für mehrstimmige Sätze übernommen» worden seien (S. 80). Eine solche Prämisse mag für das grosse Liederwerk Ludwig Senfls Geltung haben (vgl. Kurt Gudewill, MGG 8 (1960), Sp. 753), das dank dem eigenen und dem Umfang des zeitgenössischen Liederschaffens überhaupt, genügend Vergleichsmöglichkeiten zulässt; für das späte 15. Jahrhundert aber, für das die Belegstreuung, gerade auch in schlesischem Gebiet, noch immer viel kleiner ist, bezweifeln wir die Absolutheit dieser Behauptung oder halten diese mindestens für nicht hinreichend erwiesen. Konsequenter durchgeföhrt würde sie ja schon fünfzehn Jahre nach dem Glogauer Liederbuch die Hof-Tenores etwa des Adam von Fulda «volksweisen-

verdächtig» erscheinen lassen, wenn wir den – natürlich irrealen – Fall setzten, diese wären uns ohne Textunterlegung überliefert: sind sie doch vom Kunstvollsten, vom «Ausgeformtesten» unter allem demjenigen, was die Hoftenores-Vertonung um 1500 überhaupt geschaffen hat. – Weitere Zweifel verspüren wir bei der folgenden Vergleichung der von Braun als «volksweisen-verdächtig» ausgewählten Liedweisen mit fremden Volksliedern: gerade wenn dem Verfasser die Prämisse von den «weitgehend freier behandelten und verarbeiteten» Volksweisen gilt, geben solche doch, methodisch gesehen, eine so unsichere, eine vermutlich schon so verformte Grundlage ab, dass das Ergebnis jedes Vergleichs mit andern Liedern von vornherein wohl nur ein fragliches sein kann. Im übrigen sind wir auch sehr skeptisch gegenüber der Aussagekraft eines Vergleichs von Glogauer Melodien des späten 15. Jahrhunderts mit Weisen etwa aus dem «Cölner Gesangbuch» von 1623 oder mit Liedern aus der Gottschee: nichts bietet – vor allem auch bei der geringen Ausdehnung der Vergleichspartien – Gewähr dafür, dass hier nicht einfach zufällige Übereinstimmung vorliegt, und es ist unseres Wissens für das 15. Jahrhundert ja auch längst nicht einfach klar nachgewiesen, dass nicht auch Hoftenores einmal formal ähnlich gebaut sein können wie «volksläufige Melodietypen»; seit Kurt Gudewills Arbeiten (bes. in *Mf.* 1 (1948), S. 112ff.) wissen wir doch, dass die Grenzen zwischen den theoretisch gesetzten Extrem-Polen «Hofweise» und «Volkslied» durchaus fließend, in den verschiedenen «Kategorien» eines Liedes auch durchaus ungleich verlaufen können. – Irreführend ist sodann die Darbietung einzelner Glogauer Tenores. So ist in GL 38 (S. 85) der Doppelstrich nach dem 2. «Takt» falsch: die 1. Zeile der Melodie gehört bis zur Pause zusammen, etwas, was Braun später, freilich zum «Schlussatz», selber statuiert (S. 85 unten); demgegenüber zerfällt die Cölner Vergleichsmelodie deutlich in zwei Hälften, weicht also insofern entscheidend ab. Auch im Abdruck von GL 62 (S. 86) steht der Doppelstrich falsch: er gehört eine Zeile tiefer gesetzt. Damit entfällt aber auch das Recht, von einem «zwei Vollzeilen umfassenden Vordersatz» und «einem erweiterten ersten Mittelsatz» zu sprechen, und ebenso schwindet die Schlagkraft des Vergleichs mit einem Gottscheer Zweizeiler; auch das angegebene Modulationsschema ist entschieden zu korrigieren (um so mehr, als die ultima vor dem [richtigen] Doppelstrich «D» [nicht «C»] heissen muss [wie überhaupt die Notenbeispiele auch sonst nicht fehlerfrei sind]). Die Frage, ob hier tatsächlich ein Volkslied vorliegt, würde wohl überzeugender von der vollständigen Textkonkordanz her angegangen, die neuerdings erreichbar geworden ist (vgl. Paul Sappler, *Das Königsteiner Liederbuch*, München 1970, S. 76, Nr. 27). – Alles in allem kann Brauns Arbeit leider nicht ganz überzeugen; wir meinen, dass mindestens *auch* noch andere Wege zu gehen wären, um das gesuchte Ziel *sicher* zu erreichen.

Den Beschluss des in der vertrauten Ausstattung vorgelegten Bandes bilden die üblichen Buchbesprechungen. Martin Stachelin

Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. 27, 1970. 351 S., Taf. Berlin, Akademie-Verlag.

Das vorliegende Jahrbuch des Leipziger Völkerkunde-Museums enthält einige Aufsätze, die auch den Volkskundler interessieren werden. *A. I. Peršic* und *N. N. Čeboksarov* geben einen Überblick über die allgemeine Entwicklung und Charakteristik der hauptsächlichen Problemkomplexe, welche die sovjetische Ethnographie im Laufe des letzten halben Jahrhunderts beschäftigt haben; es handelt sich um ethnische Geschichte, ethnische Geographie, ethnische Soziologie, Kulturgeschichte und Geschichte der Urgesellschaft. Der Aufsatz ist übersetzt; die russische Originalfassung wurde 1967 in *Sovetskaja Etnografija* publiziert. *S. Cimermanis* berichtet über Fischsperrren in Lettland, ungefähr um das Jahr 1900 herum. Er schildert die verschiedenen Arten des Fischfangs und gibt eine System-

matik der Fischsperrern, deren Aufbau von den natürlichen Gegebenheiten der Fangstelle abhängig ist (Flussbett, Strömung, vorhandener Werkstoff). Die unterschiedliche Benennung und Verschiedenartigkeit der Konstruktionen müsste durch genauere vergleichende Forschungen erklärt werden. *Walter Böttger* war während sechs Tagen im kleinen, abgelegenen bulgarischen Dorf Suchodol, Bezirk Burgas. Auf Grund dieses – allerdings recht kurzen – Aufenthaltes gibt er eine Schilderung des Alltagslebens, der Arbeit und der sozialen Verhältnisse im Dorf, verglichen mit früheren Lebensbedingungen. (Es sei hier auf das viel eingehendere amerikanische Buch des Soziologen Irwin T. Sanders, *Balkan village*. Univ. of Kentucky Press, 1949, verwiesen). Zwei weitere Arbeiten sind trotz der Zugehörigkeit zur Völkerkunde durch ihre Problemstellung so nahe mit der Volkskunde verbunden, dass sie hier auch erwähnt werden sollen: *Hans-Georg Schinkel*, Bemerkungen zum Tränk- und Weiderecht der Nomaden Ost- und Nordostafrikas, und: *Hans-Joachim Paproth*, Über einige Bärenkultobjekte des Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Diese Objekte werden vom Verfasser in den ganzen Ablauf der Bärenfeste hineingestellt; es sind eine japanische Bilderrolle vom Ende des 18. Jahrhunderts, ein geschmückter Bärenschädel, Gegenstände an der Tötungsstätte des Bären und beim Aufbewahren des Bärenkopfes. Wildhaber

Ethnologia slavica. 2. Bd., 1970 (publ. 1971). Bratislava, Slovenské Pedagogické Nakladateľstvo. 301 S.

Die Nützlichkeit und Grosszügigkeit der Planung dieser neuen slowakischen Zeitschrift, mit Ján Podolák als dem spiritus rector, die wir bereits beim Erscheinen des ersten Bandes feststellen durften, zeigt sich auch im zweiten Band. Ein Dutzend Aufsätze (in deutsch, französisch oder englisch: nebenbei, mit wirklich guten, leicht lesbaren Übersetzungen!) machen uns wieder mit vielfachen volkskundlichen Erscheinungen und Fragestellungen aus einer Reihe slavischer Länder bekannt. Die beiden ersten Artikel befassen sich mit der Hausforschung. Ganz ausgezeichnet ist die Arbeit von Václav Frolec über «Die gemeinsamen und differenzierenden Elemente in der Volksbaukunst des Donaugebietes»; er nimmt einige Elemente und Bautechniken als Beispiel für seine Untersuchung heraus: Wohngruben, Ständerbau mit lehmverschmierten Flechtwänden, Dacheindeckung und Dachkonstruktion, Grundrissentwicklung des Hauses, Hausterminologie, Formen der Feuerstätte, Hof-Formen. Dazu gibt Frolec instruktive Verbreitungskarten und zahlreiche Grundrisse und Abbildungen bei. Besonders erfreulich ist die solide Kenntnis der einschlägigen Literatur der Donauvölker. Mit der «Typologie des volkstümlichen Wohnhauses bei den Westslawen» beschäftigen sich die russischen Autoren O. Ganckaja und N. Gracianskaja. Miriam Stará-Moravcová beschreibt einfache Textilgeräte, die bei archäologischen Ausgrabungen von slavischen Siedlungen des 9. bis 14. Jahrhunderts zutage gefördert wurden; es sind Schafscheren, Hanf- und Flachsbrecher, Stampfen, Schwingbretter für Flachs, Hanf- und Flachskämme, Rockenstäbe, Spindeln, Wirtel. Im wesentlichen entsprechen sie den jeweiligen Geräten des 19. und 20. Jahrhunderts. Anna Kowalska-Lewicka schildert die traditionelle Butterbereitung in Polen. Sie macht das sehr gründlich, indem sie schon die Zucht des Milchviehs darstellt, dann das Mischen der Milch von verschiedenen Tieren, das Melken und Milchseihen, die Rahmgewinnung; danach folgen die verschiedenen Systeme der Butterfässer (zum Stossen, Wiegen, Drehen), die Aufbewahrung der Butter und die Buttermodel. Mirko Barjaktarović beschreibt Grenzmarkierungen, die Notwendigkeit von Grenzziehungen und die Grenzstreitigkeiten; er erwähnt auch «Grenzzeugen» (ohne irgendwelche Vergleichsliteratur heranzuziehen). In überlegener Weise, mit völliger Beherrschung der Literatur und auf Grund sorgfältiger Feldforschung stellt Ján Podolák «Uralte Arten der Feuerbereitung bei den Hirten

des Karpatengebietes» dar; gemeint sind damit das Reiben von Holz an Holz (unser «Nebelheilen») und das Schlagen von Stein an Stein oder an Metall; natürlich wird auch das «lebendige Feuer» im Brauchtum und Glauben der Hirten erwähnt. Ján Komorovský stellt Vergleiche an zwischen Begräbnisbräuchen in Montenegro und im Kaukasus; es geht vor allem um die Totenklage und die verschiedenen Formen des Beweinens und der Trauer. P. G. Bogatyriov untersucht die künstlerischen Ausdrucksformen bei der Darstellung der beiden Spassvögel Ierioma und Foma. Aufschlussreich durchgeführt ist der Aufsatz von Orest Zilynskyi «Das ostslawische volkstümliche Spiel ‚Drache-Enterich‘». Es ist bei allen drei ostslawischen Völkern auf einem weiten Gebiet bekannt, reichhaltige Variationen des Textes und der Bewegungsform lassen auf ein verhältnismässig hohes Alter des Spieles schliessen; die Spielvorgänge sind genau beschrieben. Dagmar Klímová legt uns einen systematisch abgefassten Katalog über die historischen Lieder, welche die Türkenkriege schildern, vor. In einem ersten Teil fasst sie, nummernmässig geordnet, die historischen Berichte und die religiösen Legenden zusammen; sie kommt so auf 300 einzelne Motive (es sind noch nicht alle Nummern besetzt); zu den einzelnen Motiven gibt sie dann in einem Kommentar-Anhang die Belege (unter Einbeziehung der Texte aus Kärnten, Niederösterreich und dem Burgenland). Die beiden letzten Arbeiten von J. O. Dzendzeľivskýj und S. I. Bruk sind Rechenschaftsberichte über den linguistisch-ethnographischen Atlas des Karpatengebietes und über die regionalen historisch-ethnographischen Atlanten in der UdSSR. Wildhaber

Ethnologia slavica. 3. Bd., 1971. Bratislava, Slovenské pedagogické nakladateľstvo, 1972. 280 S., Abb.

Den Inhalt des dritten Bandes der neuen und sehr begrüßenswerten slowakischen Zeitschrift bilden die Referate, die auf der Ersten Internationalen Konferenz slavischer Ethnologen im Jahre 1970 vorgetragen wurden. Das Hauptthema der Konferenz bezog sich auf «Gemeinsame und differenzierte Erscheinungen in den Volkskulturen der Slaven». In dieses Thema reihen sich die vorliegenden Aufsätze zwanglos ein; sie sind in englischer (einige der englischen Artikel sind schlecht übersetzt), deutscher oder französischer Sprache abgefasst (wobei immer wieder zu betonen ist, dass, international gesehen, für unser Fach das Englische und das Deutsche wesentlich sind). Kurze Zusammenfassungen in einer slavischen Sprache sind beigegeben. Die ausgezeichnet ausgewählten Beiträge in den drei bisher erschienenen Jahrgängen, das Redaktionskollegium hervorragender Wissenschaftler, und die Philosophische Fakultät der Komenský Universität in Bratislava als Herausgeber garantieren für eine überlegene, objektive Information; man darf hier wirklich vom «internationalen Charakter» dieser Zeitschrift sprechen. Wenn Ján Podolák als verantwortlicher Redaktor in seiner Einleitung sagt: «Wir dürfen unserer Hoffnung Ausdruck verleihen, dass die Sammelschrift Ethnologia slavica allmählich zum Mittelpunkt einer Ethnologengruppe wird, die in ausschlaggebendem Masse zur Entfaltung der internalen Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Studiums slavischer Volkskulturen beitragen wird», so können wir das voll und ganz unterstützen, und wir hoffen, die Zeitschrift könne diesen Kurs auf lange Jahre hinaus beibehalten.

Es soll nun in aller Kürze auf einige ausgewählte Beiträge eingegangen werden. Zwei Aufsätze sind den bedeutenden Slavisten Karel Jaromír Erben (*Jiří Horák*) und Oskar Kolberg (*Józef Burszta*) gewidmet; ihre Stellungen und ihr Wirken innerhalb der slavischen Volkskunde werden umrissen. Christo Vakarelski geht in seiner Abhandlung vor allem auf die Bedeutung der bulgarischen Jahresfeier ein; als vordringliche Aufgabe der slavischen Ethnographen fordert er eine Enzyklopädie, deren Grundlagen vor allem Atlaskarten sein sollten. Anregend ist der Aufsatz von Jaroslav Štíka über «Die historische Analyse als Grundlage

zum Studium der Analogien in der karpatischen Almenwirtschaft» oder Salaschenwirtschaft, wie sie auch genannt wird; interessant ist der Hinweis auf das Notfeuer als Judasfeuer zu Ostern und als Alpfeuer am Anfang der Weidezeit. Einen guten Beitrag zum Problem von Kulturübernahmen oder -ablehnungen bei Sprachinseln gibt *Josef Vařeka* für tschechische Dörfer auf slavischem Gebiet. Über Holzkalender in Bulgarien, mit Abbildungen, schreibt *Elena Koleva*. Sehr ausführlich geht *Michal Markuš* auf die neuerdings wichtige Nahrungs-Volkskunde ein; er erläutert in allen wesentlichen Punkten die «Probleme und Aufgaben der Erforschung der volkstümlichen Ernährung der Slaven in Mitteleuropa». Mehrere Abhandlungen untersuchen soziale Probleme, so *Mirko Barjaktarović* die Stammesverfassung der Montenegriner, *Ivanička Georgieva* das bulgarische Verwandtschaftssystem, und *Raina Peševa* späte patrimoniale Überlieferungen in der sozialen Organisation der Slaven. Die eigenartige Sitte des *snahačestvo* in Serbien wird von *Nikola Pantelić* dargestellt; es handelt sich um die Heirat eines älteren Mädchens mit einem Knaben, gelegentlich sogar mit einem Kind; seine ehelichen Rechte werden vom Schwiegervater oder Onkel ausgeübt. Auf Grund eingehender Feldforschung zieht *Tatiana A. Koleva* Parallelen im Brauchtum der kaukasischen und der Balkanvölker; die verglichenen Bräuche behandeln den Weihnachtsklotz, den Erstbesucher im Neuen Jahr, Masken (hauptsächlich Tiermasken) an Neujahr, Frühlingsbräuche (Feuer, Fackel, Theodorsfest), das Regenmädchen; sie alle deuten nach Meinung der Verfasserin auf ein prä-indoeuropäisches Substrat, das sich vom Kaukasus über den Balkan bis zu der iberischen Halbinsel erstreckte. *Helena Ložar-Podlogar* hat sich intensiv mit vergleichendem Hochzeitsbrauchtum beschäftigt; in ihrem Beitrag bringt sie ältere und rezente Beispiele zur «Szene mit der ‚Falschen Braut‘ in den südslavischen Hochzeitsbräuchen»; mit einer Deutung ist sie sehr zurückhaltend; die Frage scheint ihr noch nicht gelöst zu sein. Wenn *Boris Tumangelov* auf «Ähnlichkeiten und Unterschiede in den Systemen der Kalenderfestbräuche (Winter- und Frühlingszyklus) bei den Tschechen und Bulgaren» eingeht, so ist hier auf die prinzipielle Gefahrenmöglichkeit hinzuweisen, dass beim Vergleich die Meinung entstehen könnte, gleiche oder ähnliche Erscheinungen fänden sich nur bei diesen Völkern und bei anderen Völkern nicht; dies würde dann zu unberechtigten Schlüssen von Beziehungen und Beeinflussungen führen (z.B. Tiermasken an Fastnacht). Das wichtige grundsätzliche Problem der Diffusion in der Volkskunde wird von *Dagmar Klímová-Rychnová* behandelt. Sie spricht von Mikromigrationen (z.B. Hausierer, Saisonarbeiter, Einheirat), die in der Volkskunde manchmal «mehr sichtbare Spuren als Verschiebungen von ganzen Stämmen» hinterlässt. Sie führt «für sämtliche Bewegungen der Bevölkerung, die einen Folkloristen grundsätzlich interessieren können, die einheitliche Bezeichnung Migrationsströmungen» ein.

Wildhaber

Traditiones. Zbornik inštituta za slovensko narodopisje pri slovenski akademiji znanosti in umetnosti. Acta instituti ethnographiae slovenorum ab academia scientiarum et artium slovenica conditi. Ljubljana, Biblioteka sazu, Novi trg 5/I. Vol. 1, 1972. 228 S.

Zur Feier des 25jährigen Bestehens der Kommission für slovenische Ethnologie – aus der 1951 das Institut für slovenische Ethnologie gebildet wurde – erscheint nun ein eigenes Instituts-Jahrbuch, so dass wir, neben dem Slovenski etnograf, zwei repräsentative slovenische Zeitschriften haben. Das neue Jahrbuch wird redigiert von Niko Kuret, dem Milko Matičetov und Valens Vodušek als Mitredaktoren beigegeben sind. Ganz besonders möchten wir anerkennend hervorheben, dass alle Zusammenfassungen (die meisten in deutscher Sprache, neben Italienisch und Englisch) genügend eingehend sind, um wirklich etwas auszusagen, und dass sie gut geschrieben sind. Das Jahrbuch enthält eine Einführung

über Statut, Aufgaben und Entwicklung des Instituts, Aufsätze, Mitteilungen, Chronik, Nekrologe und am Schluss eine Bibliographie der von 1945–1972 in fremden Sprachen erschienenen Arbeiten slovenischer Volkskundler (eine beachtliche Fülle von Titeln!). Buchbesprechungen sollen in den folgenden Jahrbüchern publiziert werden; diesmal mussten sie aus Platzmangel weggelassen werden. – *Vilko Novak* schreibt über Emil Korytko, den in Ljubljana im Exil lebenden Polen, der als einer der ersten mittelst Fragebogen die slovenische Volkskultur zu sammeln suchte, und der wohl die erste Arbeit über das slovenische Volkslied schrieb. – *Milko Matičetov* ist auf einen «nicht-christlichen» Sternnamen der Slovenen im kärntnerischen Jauntal gestossen: «das Nest des Škopnik»; der Škopnik fliegt als Feuerdrache am Himmel herum. – *Helena Ložar Podlogar* schildert (mit Abb.) die Neujahrsmasken im nordslovenischen Bohinjer-Tal. Die Maskentypen der einzelnen Ortschaften, ihre Attribute, ihre Stellung im Umzug und die Durchführung des Brauches werden genau beschrieben. Dazu zieht die Verfasserin einen Vergleich zu anderen Neujahrsmasken in Europa. – Von umfassender Wichtigkeit ist der Aufsatz von *Niko Kuret* über die brauchtümlichen Umgänge der Slovenen. Er stellt zunächst die Art und Weise der Ausübung der Umgänge fest: Figurieren und Agieren, Umgangsszene und Umgangslied, Darstellungsstil und Sinn der verbindlichen Belohnung. Dann unterscheidet er drei Typen der Umgänge: solche, die aus der manistisch-animistischen Überlieferung stammen, solche mit vegetationskultischen Merkmalen und endlich solche mit christlich-religiösem Charakter. Mit den Umgängen sind die Umzüge verwandt. (Der Verfasser spricht von Wallfahrtsprozessionen.) – Ausgehend von einer Reisenotiz aus Kärnten geht *Vitomil Belaj* auf die Bestattung mit Schlitten ein, mit dem Ochsespann und einem Kind, das auf dem Sarg sitzt; er untersucht die weitere Verbreitung dieses Brauches in Europa und Asien. – *Zmaga Kumer* behandelt das Verhältnis der improvisierten slovenischen Vierzeiler zu den Schnadahüpfl. Beide gleichen sich der Form und der Funktion nach; auch im Inhalt finden sich gemeinsame Züge. Doch erweist der slovenische Vierzeiler auch seine Eigenart im gemeinsamen Volksliedgut des europäischen Alpengebietes. – *Mirko Ramovš* geht auf die verschiedenen Formen des gestampften Tanzes ein, deren mögliche Ursprünge er untersucht. – Die Tonfrequenz der Schellen der Kurent-Masken ist das Thema eines Beitrages von *Bruno Ravnikar*. – Eine ausserordentlich interessante Darstellung der Organisation einer Dorfgemeinschaft steuert *Sergej Vilfan* bei. Es geht um ein Dorf an der slovenischen Adriaküste in den Jahrzehnten vor und nach 1900: die Dorfämter, die versteigerten Ämter, die Allmende, der Einfang, die Verlosung durch Kerbhölzer, Bussen und die Stellung der Knabenschaft. – *Anton Cevc* beschreibt das Fastnachtsbrauchtum und die Masken vor dem 1. Weltkrieg in Dörfern der Karniker Alpen; die Fastnachtsfeuer haben sich bis heute erhalten. – In kleineren Beiträgen geben *Pavle Zablatnik* zwei Krankheitsbeschwörungszereemonien der Kärntner Slovenen und *Milko Matičetov* einen Segen aus dem Resiatal (slovenische Minderheit in Italien). Sieben Heiligenlegenden (Text und Inhalt sind in der Zusammenfassung nicht angegeben; dafür bringt *Milko Matičetov* vergleichende Anmerkungen) der Friulaner Slovenen zeichnet *Pavle Merku* auf. – Kurze Aufzeichnungen aus dem Brauchtum der slovenischen Minderheit im ungarischen Raabgebiet bietet *Niko Kuret*. Wildhaber

Narodna umjetnost. Zagreb, Institut za narodnu umjetnost. Bd. 8, 1971. 374 S.

Das von Maja Bošković-Stulli herausgegebene Jahrbuch des Volkskundlichen Instituts in Zagreb erscheint als umfangreicher 8. Band. Neben der grossen Zahl von Buchbesprechungen aus aller Welt bringt der Band vier Aufsätze; sie haben Zusammenfassungen in deutscher oder englischer Sprache. *Dunja Rihtman-Auguštin* weist in ihrem Aufsatz «The role of traditional culture in contemporary

society» auf das Nachwirken traditioneller Verhaltensformen anhand verschiedener Beispiele hin: Geldsparen, Einstellung der See gegenüber, Konflikte zwischen Hirten und Bauern wegen des Weidelandes. – *Divna Zečević* behandelt den «Zerfall der Formeln der traditionellen mündlichen Poesie – Formeln der Populär-Dichtung» (der Titel ist nicht ganz klar, wie auch verschiedenes in der Zusammenfassung). Sie untersucht die Eigenheiten, durch welche sich die Populär-Literatur von der traditionellen mündlichen Literatur unterscheidet. Die Erscheinung des Zerfalls der Formeln lässt sich auch in der Populär-Literatur früherer Zeiten nachweisen. – Sehr schön und in einen weiten Bogen gespannt ist die Abhandlung von *Ivan Ivančan* über die Volkstänze der Lika. Bei ihm geht es nicht einzig um die musikalisch-tänzerische Komponente, sondern er stellt den Tanz in die Gesamtheit der Volkskultur einer Gegend hinein. In der Lika mischen sich dinarische und adriatische Einflüsse, was auch in den beiden Hauptformen des Kolo und des Dudelsacktanzen zum Ausdruck kommt. Der Verfasser untersucht eingehend Anlass, Zeit und Ort der Kolo-Tänze. Eine ihrer Funktionen war der «Mädchen-Markt». Daneben gibt es Kolo-Tänze für das Gedeihen von Flachs und Hanf; am Silvestertag tanzen die Männer den Kolo, damit ihr Schnurrbart grösser und stärker werde. Der Dudelsacktanzen ist heute verschwunden, weil auch das entsprechende Musikinstrument verschwunden ist. Interessant ist die Tatsache, dass man einmal jährlich an einer Quelle oder an einem Wasser tanzt; man führt zu diesem Tanz auch Invalide hin. – Von *Iva Heroldová* stammt der Aufsatz über die Jahresbräuche der Tschechen in der Gegend von Daruvar in Kroatien. Es handelt sich um tschechische Kolonisten, die in Dörfern zusammen mit kroatischer und serbischer Bevölkerung leben. Es ist nun interessant zu beobachten, welche Bräuche sich in ihrer Gänze bei der tschechischen Bevölkerung erhalten haben, welche untergegangen sind oder nur im Familienkreis weiter gepflegt werden, und welche den Rahmen der ursprünglichen Gruppe gesprengt haben und zum Gemeingut des ganzen Dorfes geworden sind. Gut erhalten haben sich die Umzüge der Krippensänger in Verbindung mit einem Krippenspiel, Weihnachtsbrauchtum, Todaustragen, Kirchweihfest, Altweiberbälle und Katharinenunterhaltungen der ledigen Mädchen. Wildhaber

Český lid. Ústav pro etnografi a folkloristiku ČSAV, Prag. Jahrgänge 56 (1969), Nr. 5–6, 57 (1970), Nr. 1–6, und 58 (1971), Nr. 3–6.

Wie immer ist die tschechische Zeitschrift vorzüglich redigiert; sie enthält in jedem Heft drei bis fünf grössere Aufsätze, dazu kommen Materialien und Kurznachrichten. Eine besondere Hervorhebung verdient der Besprechungsteil, der mit grosser Sachlichkeit Arbeiten aus allen Ländern vorführt. Die Aufsätze enthalten eine gute und ausreichende Zusammenfassung, fast durchwegs in deutscher Sprache. Wir müssen leider darauf verzichten, alle Aufsätze zu erwähnen; aus der reichen Auswahl wählen wir einige aus, die uns aus irgendwelchen Gründen wichtig scheinen. (Wir sind uns nur zu gut bewusst, dass eine solche Auswahl subjektiv bedingt bleibt.) Wir verzichten auf die Wiedergabe des tschechischen Originaltitels und setzen dafür die deutsche Übersetzung hin. Olga Skalníková und Karel Fojtík (56, Nr. 5) betonen die Wichtigkeit der gegenwartsbezogenen Volkskunde; sie schildern die wichtigsten Forschungsunternehmen dieser Richtung seit dem Ende des letzten Jahrhunderts bis heute in den westlichen Ländern, Russland, Polen, der DDR und vor allem in der Tschechoslowakei. Einen Beitrag zu diesem Kapitel bietet Josef Vařeka (57, Nr. 4); er beschreibt die Entstehung und Entwicklung der ethnographischen Regionen im nordböhmischen Braunkohlenrevier. Hieher sind ferner die Arbeit von Ladislav Štěpánek über die Stadt-Volkskunde (57, Nr. 5); Leben im Häuslerviertel in Prag (um 1900) und der kulturanthropologische Beitrag von Vladimír Scheufler (58, Nr. 4) zu rechnen, der beschreibt, welche Umwandlungen in Nusle nötig waren, um aus dem mittel-

alterlichen Dorf eine Grossstadtsiedlung als Vorstadt von Prag zu machen. Ebenfalls hierher gehörig Jarmila Št'astná, Das Ausgedinge und die Stellung der Ausgedinger am Fuss des Riesengebirges (mit instruktiven Abbildungen; 58, Nr. 5). Erfreuliche Beiträge beschäftigen sich mit der Hausforschung: Emanuel Baláš (57, Nr. 1), Ursprung und Entwicklung der Scheune; Ladislav Štěpánek (57, Nr. 1), Polygonale Scheunen, und vom gleichen Verfasser (57, Nr. 3), Regionale Formen der Zierbrettgiebel; Vilém Pražák und Josef Vařeka (58, Nr. 4), Das Egerländer Bauernhaus mit seiner Inneneinrichtung und der Feuerstätte, und von den gleichen Verfassern (58, Nr. 5), Wirtschaftsbauten im Egerland, hauptsächlich die Turmspeicher. (Diese dreigeschossigen Blockspeicher sind eine Besonderheit der Gegend.) – Von Berufen und den zugehörigen Arbeiten seien herausgehoben: Miroslav Janotka (56, Nr. 5), Arbeiten und Werkzeuge in den Bergwerken des Ostrauer-Karwiner Gebietes; Rostislav Vermouzek (57, Nr. 3), Korbflechten; Josef Ország Vranecký (58, Nr. 5), Verwendung der Baumrinde in der mährischen Walachei: Spielzeuge, Körbe, Flöten. Zwei Aufsätze befassen sich mit der Holzflösserei: Bořivoj Lůžek (57, Nr. 2), Flösserei auf der Eger, und Vladimír Scheufler und Rudolf Zrůbek (57, Nr. 5), Flösserei auf der Orlice. Mehrere Artikel behandeln die Töpferei; wir erwähnen: Bohumil Peroutka, Eva Urbachová, Vladimír Scheufler (56, Nr. 5), Bedeutender Töpferwarenfund in einem Schlosskeller, der später als Kehrtrichtgrube für die Abfälle aus der Schlossküche diente; Robert Snášil (57, Nr. 6), Technologie der Schwarzkераmik in der mährischen Slovaеkei; Vladimír Scheufler (57, Nr. 6), Meisterstücke der Töpfer in Eger. – Dem Gebiet der Landwirtschaft gehören die folgenden Aufsätze an: Václav Ryněš und Jaroslav Kramařík (57, Nr. 1), Ackergerät und Anschirrung der Zugtiere, wie es auf Maria-Andachtsbildern von Alt-Bunzlau zu finden ist. (Es handelt sich um eine Legende von der Auspflügung des Gnadenbildes; die Bilder sind in Prag gedruckt und wurden von Prager Verlegern vertrieben; der Beitrag enthält zahlreiche Abbildungen); Jaroslav Kramařík (57, Nr. 2), Garbenstand und Getreide-Ernte (gute Abbildungen); Josef Jančár (58, Nr. 4), Viehzucht im südöstlichen Mähren im 19. Jahrhundert. – Auch die Tracht wird mehrmals behandelt: Alena Jeřábková und Richard Jeřábek (56, Nr. 6), Beiträge zum ikonographischen Studium der Volkstrachten; Ludvík Baran (57, Nr. 1), Sumpfschuhe und primitive Schlittschuhe im Böhmerwald (gute Zeichnungen); Jitka Staňková (57, Nr. 4), Handgeschriebene Bücher mit Schneider-Schnittmustern, vorzüglich dokumentiert und illustriert; es handelt sich um ein Meisterbuch der Schneiderzunft aus dem Jahr 1755; dazu kommt ein weiteres Buch aus Bern von 1730; die Autorin zieht Vergleiche mit ähnlichen Büchern aus Österreich. – Zum Brauchtum gehören: Zdeněk Mišurec (56, Nr. 6), Fastnacht in einem mährischen Dorf (zahlreiche Abbildungen); Oldřich Sirovátka (57, Nr. 3), Dorotheen-Komödie und Dorotheen-Umgangsspiele; Rostislav Vermouzek (57, Nr. 4), Tod austragen in der Gegend von Brno, als Kinderfest mit einem mit Eierschalen und farbigen Bändern geschmückten Bäumchen; Eva Večerková (57, Nr. 5), Sommerfest der «Königsritte» mit den Ausrufen und Ansprachen, mit denen die Ausrufer Geschenke heischen; Jana Doleželová (57, Nr. 5), Thorawimpel aus dem grossartigen Jüdischen Museum in Prag. – Gabriela Sokolová (57, Nr. 6) behandelt die Teschener Sagen über die Schwarze Fürstin; Dagmar Klímova und Miroslav Janotka (58, Nr. 3) bieten eine ausgezeichnete Übersicht über das Motiv der Schlange in den Erzählungen der gegenwärtigen Volkstradition (mit Abbildungen und Texten); Dagmar Klímova (58, Nr. 3) will vor allem die slavischen Versionen der Sage über den Schlangenbaum geben; sie versucht eine systematische Gliederung des Stoffes. – Zu Lied und Tanz äussern sich Petr Novák (56, Nr. 6), Hannah Laudová (57, Nr. 3; Zur Terminologie des kolo), Marta Šrámková (56, Nr. 6; Textaufbau der lyrischen Lieder und deren Katalogisierung) und die gleiche Verfasserin (57, Nr. 5) über die Ballade von der Kindsmörderin in der tschechischen

Volkstradition. – Das 6. Heft der Jahrgänge bringt jeweils eine vorzüglich volkskundliche Bibliographie von Zdeněk Mišurec (für 1968) und Věra Trčková (für 1969 und 1970). Wildhaber

Studia albanica. Université d'état de Tirana. Institut d'histoire; institut de linguistique et de littérature. 9: 1, 1972. 185 p.

Aus dem reichen Heft, das von Androkli Kostallari als Chef-Redaktor herausgegeben ist, möchte ich drei Beiträge herausnehmen, die als zur Volkskunde gehörig betrachtet werden können. Sie sind – wie alle Aufsätze des Heftes – französisch geschrieben. *Eqrem Çabej*, L'ancien nom national des Albanais (p. 31–40). Der Verfasser weist nach, das Arbën der alte Name sei; die heute verwendete Bezeichnung Shqipëri ist jünger. Arb- dürfte auch gegenüber alb- die ältere Form sein; die Bedeutung des Wortes wird von Çabej mit «Feld» gleichgesetzt. – *Zef Mirdita*, La base illyrienne de l'ethnie albanaise; aspects de la question (p. 41–48). Mirdita untersucht die verschiedenen Theorien über das Ethnikum der Albaner ausgehend von der allgemein anerkannten Tatsache, dass dieses Ethnikum ein balkanisches Element aus vor-slavischer Zeit ist. Die sprachlichen und archäologischen Auswertungen führen ihn zum Schluss, dass die Albaner die Erben der Illyrer sind und dass sie autochthon sind auf dem Gebiet des heutigen Albaniens. – *Neritan Ceka* und *Llazar Papajani*, La route de la vallée du Shkumbin dans l'antiquité (p. 85–106). Im Tale des Shkumbin gab es eine alte Handelsstrasse vor der Römerzeit mit der Via Egnatia; die Verfasser nennen sie Strasse von Candavie. Sie suchen ihren Verlauf festzustellen auf Grund von Siedlungen, Resten des Strassentrasses und von Brückenbauten, archäologischen und Münzfunden. Die Römer haben sich bei ihrem Bau mehr oder weniger an diese vorhandene Strasse gehalten. Die Verfasser gehen ebenfalls den Spuren der Römerstrasse nach. Wildhaber

Studime historike. Universiteti i Tiranës; Instituti i historisë. 26 (1972), Heft 1.

Wir heben drei Aufsätze heraus (und geben andeutende Titel), die volkskundliches und allgemein balkanisches Interesse haben; sie haben gute Zusammenfassungen in französischer Sprache. – *Selami Pulaha* untersucht das albanische Element im Namenschatz in den Gebieten des Sandschak Shkodër. Zwei türkische Kataster aus den Jahren 1485 und 1582 erlauben in onomastischer Auswertung Rückschlüsse auf die Ethnika des Gebietes zu ziehen; sie ermöglichen ferner die ethnischen Veränderungen in den hundert Jahren Zwischenraum festzustellen. Der Verfasser weist nach, dass aus dem reinen Namenbild nicht ohne weiteres auf ethnische Zugehörigkeit geschlossen werden darf; denn eine Reihe von slavischen Namen dürften aus verschiedenen Gründen albanisch sprechenden Bewohnern gehört haben. – *Syrja Pupovci* ist mit anderen Autoren der Ansicht, dass das berühmte ungeschriebene Gewohnheitsrecht der Albaner nicht auf Lek Dukagjin zurückgeht, wie bis jetzt meistens angenommen wurde, sondern dass es sich als Gewohnheitsrecht im Laufe einer längeren Zeitperiode gebildet habe. Es enthält Bestimmungen, die erst in der Periode nach Lek entstanden sein können unter der Türkenherrschaft in der Gentilorganisation Nordalbaniens und der bäuerlichen Organisation in den ebenen Gebieten. Dieses Gewohnheitsrecht erhielt später seinen Namen zur Erinnerung an Lek, den berühmten Kämpfer gegen die Türken. – *Theofan Popa* befasst sich mit einigen Gemälden der mittelalterlichen Malerei, die er auf Gegenstände des täglichen Lebens, vor allem auf die Kleidung studiert. Besonders interessant sind die Darstellungen von Mantel und Kopfbedeckung. Wildhaber

Artes populares. Budapest, Universität, Folklore Tanszéke. Jahrgang 1, 1970. 322 S.

Am Lehrstuhl für Folklore der Loránd Eötvös Universität wird ein neues Jahrbuch unter dem Titel «Artes populares» herausgegeben. Die Redaktion liegt in den Händen von Tekla Dömötör. Die meisten Aufsätze sind ungarisch geschrieben mit einer Zusammenfassung in einer westlichen und in der russischen Sprache. Sie befassen sich, gemäss der Zweiteilung des Faches an der Universität, mit Themen der Folklore (also nicht mit denjenigen der materiellen Kultur); dafür ist die Folklore der Völkerkunde einbezogen. In diesem Band werden die Rektorats-Antrittsrede von Gyula Ortutay (1957) und ein Bericht von Tekla Dömötör über den Budapester Lehrstuhl abgedruckt. Vilmos Voigt fasst die Beiträge der ungarischen Forschung zur vergleichenden Balkanistik zusammen. Imre Katona greift ein neuartiges Thema auf; er vergleicht die Häufigkeit des Vorkommens von Wörtern und Begriffen dreier, in geschichtlich-poetischer Hinsicht verwandter Gattungen der ungarischen lyrischen Dichtung, nämlich der halbvolkstümlichen «Blumenlieder» des 16.–18. Jahrhunderts, der Kunstlieder des 19. Jahrhunderts und der traditionsgebundenen Liebeslieder. Er bezeichnet seine Methode als quantitative Folkloristik. Der Hauptteil des Buches besteht in der umfassenden Bibliographie des ungarischen Schrifttums für 1963; sie ist mit grosser Sorgfalt von Vilmos Voigt zusammengestellt. Wildhaber

Folk og Kultur. Årbog for dansk etnologi og folkemindevidenskab 1972. Udgivet af Foreningen Danmarks Folkeminder. Kopenhagen, Akademisk Forlag, 1972. 230 S., Abb.

Das unter der Hauptredaktion von *Laurits Bodker* (mit Mitredaktoren) stehende neue dänische Jahrbuch, das sich gut präsentiert, vereinigt sieben grössere Aufsätze, alle mit englischen Zusammenfassungen. Die nachfolgenden Forschungsberichte und die Buchbesprechungen sind nur in dänischer Sprache geschrieben. Von den Aufsätzen sei vor allem der erste von *Karsten Biering* über Kerzen auf Grab in Dänemark herausgehoben. Der Verfasser zieht nur die dänische und schwedische Literatur heran; im übrigen wertet er eine Umfrage aus, die er 1966/67 für die Danish Folklore Archives durchführte. Der Brauch, Kerzen an Allerseelen auf Gräber zu stellen, besteht für die Katholiken in Dänemark seit etwa 1900. Im Gegensatz zu Schweden ist der Brauch bei den Protestanten nicht sehr stark vertreten. Auf protestantischen Gräbern erscheinen Kerzen erst nach 1945; 10 Jahre später ist der Brauch auf einzelnen Friedhöfen wieder erloschen, während andere, neue, dazu kamen. Die Initianten sind meist ältere Leute; sie schmückten hauptsächlich die Gräber der während des Zweiten Weltkrieges gefallenen Freiheitskämpfer. Das mag der Grund sein, dass der Kerzenschmuck auf anderen Gräbern als nicht «gehörig» angesehen wird. Hingegen zeigt sich neu die Tendenz, Kerzen auch auf den Gräbern derjenigen Toten aufzustellen, die eines plötzlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sind. Bei den Protestanten ist der traditionelle Tag für die Ausschmückung der Gräber der Weihnachtsabend; neben roten Blumen und Kränzen werden nun auch Kerzen aufgestellt. Der Brauch hat meist nicht die Zustimmung der protestantischen Geistlichen gefunden.

Die übrigen sechs Aufsätze sollen nur sehr summarisch erwähnt sein. *Ellen Damgaard*, Kaufmann und Bürger: Einfluss des Kaufmanns im kulturellen Leben einer Stadt. *Bengt Holbek*, Strukturalismus und Folkloristik: Vorteile und Nachteile des Strukturalismus in Beziehung auf die Erzählliteratur. *Alan Hjorth Rasmussen*, Fischer-Genossenschaft in Vorupør: diese Genossenschaft entstand 1887 als Auswirkung der evangelischen Mission; ursprünglich war sie gedacht auf völlig gemeinschaftlicher Basis, was sich aber auf die Länge nicht durchführen

liess. *Birgitte Rørbye* versucht eine Ausarbeitung einer feineren Unterscheidung der Gruppe der «weisen Leute» und Heiler in drei Unterkategorien. *Åge Skjelborg*, Brauchmusik in der Subkultur: Einfluss der Massenmedien auf lokale Tänze und die Auswirkung auf die Spielleute. *Carsten Hess* beschäftigt sich mit der Veränderung des Hausbaumaterials in Stevns (in Seeland), wo der ursprünglich und reichlich vorhandene Kalkstein, verbunden mit Halbzimmermannstechnik, aus verschiedenen Gründen durch die als «feiner» geltenden Ziegel ersetzt wird.

Wildhaber

Norveg. Journal of Norwegian Ethnology. Vol. 15, 1972. Oslo, Universitetsforlaget. 248 p.

Von den acht Aufsätzen dieser Zeitschrift sind sieben norwegisch geschrieben; sie haben eine ausreichende Zusammenfassung in deutscher oder englischer Sprache. Ein Aufsatz ist englisch abgefasst. – *Olav Bø* bringt eine ausführliche Biographie von Rikard Berge (1881–1969), der, wie er sagt, der produktivste Volkskundler war, den Norwegen je hatte. Er war Direktor des Museums von Telemark und Grönland. – Für vergleichende Schamanenforschung ist der Beitrag von *Asbjørn Nesheim* über *noaide*, den Schamanen der Lappen, wichtig. Die älteste Beschreibung einer lappischen Schamanen-séance datiert aus dem 12. Jahrhundert, wo wir von zwei lappischen *magi* hören, wie sie im Trancezustand in die «andere» Welt fliegen. Die eingehendste Darstellung gab der Missionar Isaac Olsen um das Jahr 1700. Die Ekstase wird hervorgerufen durch grössten Lärm mit der Trommel und dem Schlagen von Metallringen. Im Trancezustand wird der Schamane gefühllos und unverwundbar; er nimmt glühende Kohlen in seine Hand und schneidet sich mit einer Axt. Drei Seelentiere sind bedeutsam für ihn: ein Vogel, ein Rentierbock und ein Fisch (oder auch eine Schlange). – *Svale Solheim* beschreibt, was man glaubensmässig von den «sjødraugen», den Seegeistern, weiss. Ein Ertrunkener, der nicht in geweihter Erde begraben ist, wird eines elementaren Menschenrechtes beraubt; er sucht sich dafür an Lebenden zu rächen, indem er sie zu sich hinunterzieht. Die Tatsache, dass über ihn nur in Memoraten berichtet wird, zeigt, dass seine Existenz so real ist, dass sich gar keine «Sagen» über ihn bildeten. – *Arne Gallis* gibt eine Charakteristik der serbischen Heldenlieder auf Grund der Bücher von Murko, Gesemann und Braun (das wichtige Buch von Albert Lord scheint ihm nicht bekannt zu sein). – Der Beitrag von *Thorleif Boman* über die Bedeutung der Volkskunde für die Evangelienforschung müsste eigentlich in einer theologischen Zeitschrift publiziert sein, weil der Verfasser zeigen will, dass die Theologen in der Frage des volkstümlichen mündlichen Tradierungsprozesses der Taten Jesu sich am besten bei den Volkskndlern Auskunft holen könnten. – *Jan-Petter Blom* unterbreitet seine Vorschläge, wie die Notationsprobleme in der Volkstanzforschung gelöst werden könnten. – *Bjarne Hodne* untersucht den Fall, wie in der Darstellung der Schlacht von Kringen, 1612, ein zeitgenössischer Briefbericht und eine sagenähnliche Schilderung (sie ähnelt dem Bericht über die Schlacht am Morgarten) stark voneinander abweichen. – *Jakob Vaage* geht ein auf die Herstellung der Skis im 19. Jahrhundert, die gegen Ende des Jahrhunderts von der Selbstfabrikation der bäuerlichen Handwerker auf industrielle Betriebe überging. – *Ernest W. Marwick* versucht, Parallelen und Beeinflussungen zwischen Sagengestalten der Orkney-Inseln und den «nordischen Vorfahren» aufzuweisen. Hiefür untersucht er die wesentlichen Eigenheiten der Riesen, Trolle, Zwerge, Elfen und Feen (*nisse, alver, tusser*) und des *nøkk*, der am besten mit Wasserpferd übersetzt wird. Vielleicht würde ein solcher Vergleich gewinnen, wenn man die Nichtübereinstimmung ähnlicher Gestalten bei den anderen skandinavischen Völkern und im gälischen und englischen Bereich nachweisen könnte.

Wildhaber

Tradisjon. Tidsskrift for folkeminnevitenskap. Oslo, Universitetsforlaget. Nr. 1, 1971. 96 S., Abb.

Die neue norwegische Zeitschrift, die von Reimund Kvideland geleitet wird, scheint sich ausschliesslich an eine skandinavische Leserschaft zu richten. Das ist bedauerlich vom mitteleuropäischen Standpunkt aus; denn die Aufsätze sind höchst interessant und verdienen einen europäischen Leserkreis. *Reimund Kvideland* greift das schon mehrfach behandelte Thema des Kampfes gegen den Kirchenschlaf auf («Mit Salmiak, Ysop und dem Teufel gegen den Kirchenschlaf»); bemerkenswert ist das Kirchenfresko aus Gotland mit dem «Sündenregister auf der Kuhhaut». Einen Hinweis verdient ferner der Beitrag von *Ase Enerstvedt* «Hoppe paradis – en barnelek»; es handelt sich um das Kinderhüpfspiel, an dessen Ende manchmal der Himmel steht. *Sophus Bugge* zeichnet einige Volkslieder aus Telemarken auf. Von den übrigen Beiträgen verzeichnen wir die Nachrufe auf Rikard Berge 1881–1969 (von *Reimund Kvideland*) und Reidar Th. Christiansen 1881–1971. Wildhaber

By og bygd. Norsk Folkemuseums Årbok 1971–72, Bd. 23. Oslo, Johan Grundt Tanum, 1972. 233 S., Abb.

Aus dem neuen Band des norwegischen Jahrbuches sei vor allem hingewiesen auf die reich bebilderte Abhandlung von *Nils Jarmann* über die Anschirrung des Pferdes und die verschiedenen Arten von Gefährten, die nach 1860 in Norwegen als Transport- und Arbeitsfahrzeuge benützt wurden: Vierräderwagen (der erst möglich wurde nach dem Bau von befahrbaren Strassen), Zweiräderkarren, Schlitten, Schleife, Schneepflug und andere Fahrzeuge. *Rolf Rasch-Engb* stellt ein Thema der Volkskunst dar: das Militär; im allgemeinen werden Offiziere von den Volkskünstlern gemalt, und zwar in Übereinstimmung mit den militärischen Uniform-Erlassen. Bei den Abbildungen finden sich auch zwei Türwächter. *Andreas Ropeid* geht auf ein Buch von P. Chr. Asbjørnsen, 1864, über «Vernünftiges Kochen» ein. Dieses Buch entfachte einen Streit über den Wert des traditionellen Breikochens; der Streit endete mit dem Sieg der «traditionellen Bauernkultur». *Astrid Bugge* beschreibt zwei Holzpuppen aus dem Grödnertal (wobei das Grödnertal allerdings nicht im Tirol liegt, sondern im Südtirol, das heute zu Italien gehört). Der Aufsatz von *Arne Berg* gibt einen guten Überblick – besonders erwähnt seien die vorzüglichen Photographien – über die Schindelherstellung und das Decken des Daches in gemeinschaftlicher Nachbarhilfe. Wildhaber

Ethnologia fennica. Finnish studies in ethnology. Hrsg. vom Institute of Ethnology, University of Helsinki. 1. Jahrgang, Heft 1/2, 1971. 66 S., Abb., Maschinenschrift.

Die finnischen Ethnologen finden für ihre Abhandlungen kaum einen Platz in den traditionellen Zeitschriften; deshalb haben sie Zuflucht in der Gründung einer neuen Zeitschrift gesucht, welche das gesamte Gebiet der Ethnologie umfassen soll (offenbar ist also nicht an eine Beschränkung auf Finland gedacht). Als Redaktor zeichnet Niilo Valonen. Geplant sind zwei Hefte jährlich. Die Beiträge erscheinen in finnischer Sprache (eine Ausnahme ist ein Aufsatz über Polynisien in Englisch); sie sollen eine Zusammenfassung in Englisch oder Deutsch aufweisen. Es möge mir erlaubt sein, einige prinzipielle Bemerkungen zu diesem Plan zu machen. Der Titel der Zeitschrift erweckt den Eindruck, dass wir es mit Beiträgen in einer westlichen Sprache zu tun haben (was dringend erwünscht wäre, und womit vermutlich auch den Verfassern mehr gedient wäre). Die Zusammenfassungen sind leider zur Hauptsache völlig ungenügend oder nichtsagend; mit ihnen wird das Forum der Interessenten nicht vergrößert. Es wäre auch erfreulich, wenn die englischen Zusammenfassungen von jemand durchgesehen würden, der die englische Sprache beherrscht. Befriedigend ist vor allem

der grosse Aufsatz von *Niilo Valonen* über Suomenselkä als Traditionsgebiet. Es handelt sich um eine Gegend, in der wegen den weit voneinander liegenden einzelnen Gehöften sich keine dörfliche Organisation herausbilden konnte. Jagd, Rentierzucht und altertümlicher Vogelfang sind wesentliche Faktoren im Erwerbsleben. Lange Zeit assen die Bewohner Brot aus Tannennrinde. Daneben erwähnen wir noch den Aufsatz von *Leena Sammallahhti* über territoriale Sonderformen des Schrankes mit herunterklappbarer Platte. – Es scheint mir, die Herausgeber müssten sich wirklich überlegen, ob sie ihre neue Zeitschrift nicht anders gestalten wollen und damit den westlichen Forschern vermehrte Möglichkeit geben könnten, die finnische Ethnologie zu studieren. Wildhaber

The Goschenhoppen Region. Published by the Goschenhoppen Historians, P. O. Box 21, Woxall, Pennsylvania 18979, USA. – Hefte: *Aller Heil* (vol. III:2, 1970), *Lichtmas* (vol. III:3, 1971), *Greitzli Moy* (vol. III:4, 1971), *Peterkett* (vol. IV:1, 1971).

Die Zeitschrift, deren Hefte wir schon mehrmals angezeigt haben, bezeichnet sich als «A folklife journal devoted to the history and folk culture of America's oldest existing Pennsylvania Dutch community». Wir können demnach immer wieder Aufsätze erwarten, die auch für uns in der Schweiz interessant sind, besonders wenn wir Beziehungen zu den Wiedertäufer- und anderen protestantischen Bewegungen suchen. Aus den vorliegenden vier Heften führen wir hiezu an: *Anna Jane Waddington*, Worship amongst the plain people (III:2, 4–8); *Arthur J. Lawton*, Discovering the community: a continuing process (III:2, 17–21 und III:3, 10–17, mit Beziehungen zu Zinzendorf, den Mährischen Brüdern und den «Skippack Brethren»); *R. C. Bucher*, The Klein meetinghouse (III:3, 18–23) *Sabra H. Petersmann* berichtet über Testamente aus dem 18. Jahrhundert: «Goschenhoppen heritage wills of the 18th century». In das Gebiet der Sachkultur führen die beiden Beiträge von *Arthur J. Lawton*, Stone arch bridges in Goschenhoppen (III:4, 15–23) und *Homer S. Kriebel*, Oak splint baskets (IV:1, 4–7); im letzteren Aufsatz erzählt der Handwerker aus seinem Leben und wie er die Körbe machte. Wildhaber

Atlanten, Forschungsberichte, Biographisches, Museen

Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. Hrsg. von der Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas unter ihrem Vorsitzenden *Richard Wolfram*. 2. Lieferung. Wien 1965. 12 Kommentare; dazu Atlasblätter 14–32.

Gegenüber der ersten Lieferung sind einige thematische und kartographische Änderungen zu verzeichnen; es ist eine neue Grundkarte geschaffen worden, das Netz der Belegorte ist ergänzt, dann sollen von nun an auch Karten über allgemeine Voraussetzungen geschaffen werden, die dem Verstehen der Vorgänge in der Volkskultur dienen. Der österreichische Bestand soll in ein grösseres europäisches Beziehungsfeld gesetzt werden, was gerade bei der Vielfalt Österreichs sehr wichtig ist und der Deutung von Erscheinungen zugute kommen dürfte. Die zweite Lieferung enthält zwölf Kommentare, die von elf Wissenschaftlern verfasst sind. Sie mögen in Kürze aufgezählt sein.

Egon Lendl, Wohnbevölkerung nach Wirtschaftsgruppen. Die Darstellung der Wohnbevölkerung nach Wirtschaftsgruppen auf Grund der Volkszählungen von 1934, 1951 und 1961 weist eine wesentliche Verkleinerung des Anteils «Land- und Forstwirtschaft» auf; das muss natürlich auch in der Volkskultur zum Ausdruck kommen. – *Eberhard Kranzmayer*, Einzelne Dialekträume in Österreich. Es sollen die Spracheigentümlichkeiten der einzelnen Bundesländer vorgeführt werden unter Angabe der Gründe, die zur Herausbildung dieser Landschaften

geführt haben. – *Ingrid Kretschmer* und *Josef Piegler*, Bäuerliches Erbrecht. Neben den geschlossenen Gebieten des Majoratsrechtes und des Minoratsrechtes zeigt die Karte schön die Realteilung im äussersten Westen und im äussersten Osten. – *Ingrid Kretschmer* und *Josef Piegler*, Ausgedinge. Altenteil und Übergabevertrag sind die überwiegenden Fälle des bäuerlichen Familienbesitzüberganges und auch der Altersversorgung. – *Oskar Moser* schreibt über Freistehende Speicherbauten, und *Arthur Haberlandt* über Bauten und Einrichtungen zur Speicherung im einzelnen; darunter sind z.B. zu verstehen Truhen, Blockbauten, Steingaden. Diese Einrichtungen und Vorratsräume ergeben ein aufschlussreiches Kartenbild. – *Dietmar Assmann*, Backöfen ausserhalb des Wohngebäudes. Sie können entweder Einzweckbauten sein oder in Verbindung mit einem andern Wirtschaftsgebäude stehen, etwa der Waschhütte, der Dörrhütte, des Pressraums oder einer Werkstätte oder eines Speichers. – *Helmut Fielbauer*, Umritte. Er unterscheidet zwischen den patronisierten Umritten, die Segen für die Tiere erwirken wollen, und den Umritten als blosses Element der Brauch- und Festgestaltung. Deutlich zeigt sich die Häufung der Umritte gegen Bayern zu. – *Anni Gamerith*, Herkunft und Herstellung des bäuerlichen Hausbrot. Sie unterscheidet klar zwischen selbstgemachtem Hausbrot, Bäckerbrot (z.B. in Bergbauerngemeinden ohne Brotgetreide), Störbrot (zu Hause zubereitet, beim Bäcker gebacken) und Umtauschbrot (Brot gegen Mehl oder Getreide). Das Umtauschbrot wird gelegentlich auch vom Müller selbst gebacken. – *Ingrid Kretschmer*, Haustrunk – Schnapsherstellung im bäuerlichen Haushalt. Dargestellt werden Rohstoffe (neben Obst, Kirschen, Zwetschgen, Roggen auch Beeren, Enzian, Wein, Kartoffel, Nuss, Honig, Mairillen), Bezeichnung des Schnapses und Erzeuger. – *Richard Wolfram*, Christbaum und Weihnachtsgrün. Gezeigt werden die Einführung des Christbaumes in Österreich und die Sonderformen des Weihnachtsgrüns: Schlehdorngehänge, Neujahrsbäumchen, hängender Weihnachtsbaum (Wipfel nach oben oder nach unten), Baum im Freien auf Bauernhöfen und «Bachboschen». Wolfram geht auch auf die neuen Entwicklungen ein: Christbaum auf Gräbern, «Baum für Alle», Futterbaum für Vögel. Der Kommentar behandelt auch die Weihnachtsgestelle und Lichterkronen. Besonders eingehend befasst sich Wolfram mit dem hängenden Baum, der offensichtlich eine Altform darstellt; hier zeigt er die Gesamtverbreitung nicht nur in Österreich, sondern auch in den Nachbarländern. – *Sepp Walter*, Frisch-und-g'sund-Schlagen. Der Brauch, der am Tag des Unschuldigen Kindes ausgeübt wird, beschränkt sich auf Kärnten, Steiermark, südliches Burgenland und salzburgischen Lungau. Für Kartenelemente werden benützt das Brauchtumsattribut, die Bezeichnung des Brauches und besondere Wendungen im Spruchgut. – *Richard Wolfram*, Brauchtümlich bevorzugte Wochentage für die Abhaltung bäuerlicher Hochzeiten. Die moderne Bevorzugung des Wochenendes ist nicht einbezogen, da sie kartographisch unergiebig ist. Die beiden Haupttage sind Montag oder Dienstag (in einer kleinen geschlossenen Gegend ist der Montag für Witwer und der Dienstag für Ledige bestimmt). Der Mittwoch kommt selten vor, hauptsächlich in der östlichen Steiermark und im südlichen Burgenland. Bedeutsam sind die Bemerkungen zur Wertung des Freitags. Wolfram kommt auch auf die Hochzeitstermine ausserhalb Österreichs zu sprechen. Wildhaber

Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. Hrsg. von der Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas unter ihrem Vorsitzenden *Richard Wolfram*. 3. Lieferung. Wien, in Kommission bei Hermann Böhlau Nachf., 1971. Texte, 7 Kommentarkarten, 1 Zeittafel, 20 S. Abb. im Kunstdruck, 14 Abb. im Text. – 3. Lieferung der Karten, Nr. 33–54, hrsg. von Richard Wolfram, Egon Lendl, Ingrid Kretschmer unter Mitarbeit von Edith Klenk. Wien 1968. – 4. Lieferung der Karten, Nr. 55–74, hrsg. von Richard Wolfram und Ingrid Kretschmer unter Mitarbeit von Edith Klenk. Wien 1971.

Zu den bereits 1968 publizierten Karten der 3. Lieferung ist nun auch der sehr gewichtige Kommentar erschienen. Dabei ist er nicht einmal vollständig; denn die Themen Backofen, Burschenschaftsbrauchtum, Maibaum und Segenszweige sind einer späteren Lieferung vorbehalten. Dafür sind im Kommentar zu den Jahresfeuern bereits zwei Karten der vierten Lieferung mitverarbeitet. Auch der zweite Teil des Kommentars zum Bergbau, der die Bedeutung der Bergleute für die österreichische Volkskultur zeigen will, ist noch ausstehend. Wie es beim ÖVA üblich ist, sind die einzelnen Themen von verschiedenen Verfassern bearbeitet, meist monographisch und ausführlich.

Franz Kirnbauer, Historischer Bergbau. Die beiden Karten zeigen ungefähr den Höhepunkt der Bergbautätigkeit zwischen 1500 und 1600. Im Vorwort wird mit Recht betont, dass hier zum erstenmal die Bedeutung des Bergwerkberufes, der weder bäuerlich noch städtisch war, kartographisch veranschaulicht wird. Die Karten zeigen nicht Lagerstätten der Metalle an, sondern den tatsächlichen Abbau im Zeitalter der höchsten Entfaltung. Um diesen Karten den historischen Hintergrund zu geben, wurde auf zwei Kommentarkarten auch der urgeschichtliche und römische Bergbau in Österreich dargestellt. Auf den Atlaskarten soll die Art der Vorkommen von Bodenschätzen und der historische Ablauf ihrer Gewinnung gezeigt werden. Die Handelswege, die erst den intensiven Bergbau ermöglichten, sollen auf einer späteren Karte (Lieferung 4) dargestellt werden. Der wesentliche Export im 16. Jahrhundert betrifft Erze und Salz. Aus den beiden Kommentarkarten ist klar ersichtlich, wie von den beiden wichtigen Bergbaugebieten der Urgeschichte um Kitzbühel–Zell a. See und dem Burgenland zur Römerzeit nur das Burgenland bestehen bleibt; dafür kommt ein neues Gebiet in Nordwest-Kärnten dazu. Es werden die bergrechtlichen und bergwirtschaftlichen Verhältnisse und der Stand der Bergbautechnik im 16. Jahrhundert geschildert. Die Hütten, Hämmer, Salinen und Münzstätten des 16. Jahrhunderts sind auf einer zweiten Karte eingezeichnet. Ein Übereinanderlegen dieser beiden Karten ergäbe ein deutliches Bild der Besiedlung und Sozialstruktur sowie des technischen Lebens im 16. Jahrhundert im Raum der Ostalpenländer.

Richard Wolfram, Giebelzeichen in unheilwehrender und segensbringender Funktion. Diese Karte beruht nicht auf Fragebogenmaterial, sondern auf persönlichen Aufnahmen im Gelände; sie ist ein würdiges Beispiel für die Feldforschertätigkeit von Wolfram. Diese Zeichen sind schnell am Verschwinden wegen der zahlreichen Neubauten und durch den Einfluss der Feuerversicherung. Aus diesen Gründen kann die Karte keine Zeichen geben für «vorhanden» oder «nicht mehr vorhanden». Für die Pferdekopfgiebel sei verwiesen auf Wolframs Buch «Die gekreuzten Pferdeköpfe als Giebelzeichen» (1968). Die Drachenkopfgiebel werden auf der Karte und im Kommentar zum erstenmal im Zusammenhang nachgewiesen. Eine dritte Gruppe bringt unbestimmte Tierköpfe, die gelegentlich als «Katzenköpfe» bezeichnet werden. Auf der Karte ergeben die drei Gruppen ausserordentlich klar umrissene Landschaften. Als Drachenköpfe werden recht verschiedene Formen zusammengefasst, die sich stilistisch unterscheiden, vor allem aber auch konstruktiv nach den Bauteilen, an denen sie sich befinden. Als Ergänzung zur Karte gibt der Kommentar europäische Gegenstücke zu den österreichischen Vorkommen. Wolfram schneidet auch die Frage nach der Bedeutung der Pferdeköpfe am Giebel an, ob sie blosser Schmuck oder Sinnbilder seien. Die Drachenhäupter deutet er als Abwehrzeichen.

Franz Lipp, Frühformen volkstümlicher Möbel in Österreich – Truhen. Hierher zählen die Einbaum- und die Eckstollentruhen. Die Karte gibt eine Übersicht über die bisher aufgefundenen und nachweisbaren Truhen dieser Typen (von den Einbaumtruhen sind es sechs). Die Zeit ihrer Entstehung liegt zwischen dem Spätmittelalter und dem 19. Jahrhundert. Die Eckstollentruhen werden nach der Deckelform in vier Haupttypen unterschieden. Lipps Kommentar ist mit vorbild-

licher Klarheit und grosser Sachkenntnis geschrieben; erwähnenswert ist die gute Beherrschung ausländischer Literatur, die mit erfreulicher Objektivität herangezogen wird. Karte und Text dürften auch dem Museumsmann von grossem Nutzen in der Bestimmung von Truhen sein.

Franz Lipp, Grundtypen der Männertracht um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1835–1865). Die Begabung von Lipp, Themen klar, übersichtlich und überzeugend darzustellen, zeigt sich auch bei dieser Karte und ihrem Kommentar. Für die Rückzugsgebiete und Ausgangsstellungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts unterscheidet Lipp vier Grundtypen: die sogenannte «Alt-Tracht» (Restform der Tracht des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, mit Kniebundhose, langem oder kurzem Rock, Breitrandhut oder Zylinder), die graugrüne Lodentracht, die donauländische Stiefelhosentracht und die Schurztracht. Die Karte hält deutlich die Kernräume für die Auflösungs- und Mischgebiete auseinander. Die Idee war, eine grossräumige kartographische Darstellung von Österreichs Trachtenlandschaften zu gestalten; verwendet wird der Punkteraster. Für die Bestimmung einer Tracht ist wesentlich das Moment des Vorwiegens kennzeichnender Bestandteile.

Für die Holzschuhe liegen drei Karten vor; zwei behandeln Form, Material und Herstellung der Holzschuhe als Arbeitsschuhe (Kommentar von *Günbild Hölau-bek-Lawatsch*), die dritte bringt die mundartlichen Bezeichnungen für die Holzschuhe (Kommentar von *Maria Hornung*). Es erweist sich, dass das Tragen von Holzschuhen in unserem Jahrhundert mehr und mehr Auskunft über die soziale Stellung seiner Träger gibt wie auch über die Arbeitsteilung von Mann und Frau. Das Wortgut für die Holzschuhe ist überaus reichhaltig, aber es lassen sich kaum klare Verbreitungsräume aufzeigen; das dürfte mit der gewerbmässigen Herstellung und dem Hausiererverkauf der Schuhe zu tun haben.

Ingrid Kretschmer, Haustrunk – Most, Bier, Wein im bäuerlichen Haushalt. Die Karte bezieht sich bewusst nur auf bäuerliche Verhältnisse; sie lässt auch die Neuerungen alkoholfreier Getränke ausser acht. Es sollte der ortsübliche Haustrunk festgestellt werden. Unterschieden wird zwischen dem eigentlichen Haustrunk und dem Trunk bei besonderen Anlässen und Festlichkeiten und dem Weintrunk im Arbeitsbrauchtum. Bier wird nirgends als ortsüblicher Haustrunk bezeichnet, aber es lassen sich zwei Schwerpunkte der Verwendung feststellen (mit starker Anlehnung an Bayern): Ernte und Ernte-Abschluss.

Edith Klenk, Lärmbrauchtum: Weihnachten- und Neujahrs-Anschiessen mit besonderer Berücksichtigung des Schiessens vor Mädchenfenstern zu Neujahr. Die Karte kann schön und aufschlussreich gegliedert werden; interessant ist der Wechsel der Brauchdichte; so ergeben Niederösterreich und das Burgenland bedeutend weniger Belege. Auffallend sind auch die geringen Streubelege der Steiermark und Kärntens. Der Kommentar behandelt den Zeitpunkt des Schiessens, die Brauchträger und die Frage nach dem Grund des Schiessens.

Richard Wolfram, Die Jahresfeuer. Das Kartenbild zeigt die Winter-, Frühjahrs- und Sommerfeuer in ziemlich klaren Landschaften verteilt, wobei einige Sonderformen kleine Gruppen bilden. Auffallend ist das häufige Vorkommen mehrerer Feuertermine am gleichen Ort in landschaftlich kennzeichnenden Kombinationen. (Die Fälle sind kartographisch durch ein Koppelungszeichen herausgehoben). Interessant ist, dass die Jahresfeuer in merkbarer Entwicklung begriffen sind: Ersatz der Sonnwendfeuer in Tirol durch Herz-Jesu-Feuer im 20. Jahrhundert; in letzter Zeit Verschiebung der Maifeuer auf den 11. Mai, da die alten Tagesheiligen durch Joseph den Arbeiter ersetzt wurden. Die erste Karte zeigt die Termine der Feuer, wobei ein grosser Teil der Belege durch Wolfram im Gelände direkt erhoben wurde; vor allem ist Südtirol zur Gänze seinen eigenen Aufnahmen zu verdanken. Mit Ausnahme der Martinifeuer sind so gut wie alle wichtigen Termine vertreten, die Pfingstfeuer allerdings nur noch in drei Restgebieten. Die Winterfeuer sind auf der Karte deutlich auf den Westen beschränkt. Eine ziemlich gut

umgrenzte Landschaft bilden auch die österlichen Mehrfachfeuer (mit einer Spezialkarte im Kommentar). Wolfram teilt eine Reihe von Heischereimen mit, wie sie von der Jugend beim Sammeln des Holzes gerufen werden. Eine weitere Karte geht auf die Einzelmotive der Feuerbräuche ein: Fackelschwingen, Scheibenschlagen, Räderrollen und Puppenverbrennen (mit eigenen kleinen Karten). Es werden auch Sprüche beim Scheibenschlagen verzeichnet. Das Ausweiten der Zusammenhänge der österreichischen Raumbilder durch das Hineinstellen in einen europäischen Raum ist sehr schön dargestellt; das ist natürlich nur bei jemand möglich, der eine gute Kenntnis der gesamteuropäischen Literatur hat. Den Beschluss von Wolframs Kommentar bildet ein Überblick über die geschichtliche Tiefe, die Entwicklung der Feuer und ihren Sinngehalt. Dieser grossangelegte Kommentar ist auch als besonderes Buch erhältlich¹.

Helmut Paul Fielhauer, Schutzheilige der Haustierte. Die Karten sind bloss mit dem Material der Fragebogen gezeichnet worden; historische Nachrichten wurden konsequent ausgeklammert. Im ganzen hat die Umfrage die Nennung von ca. 90 Viehheiligen ergeben, wobei einige allerdings nur vereinzelt. Auf einer ersten Karte wird versucht, die am häufigsten genannten und in grossen Landschaften verehrten Heiligen darzustellen; die 2. Karte bringt dann die nur kleinlandschaftlich oder in Streulage erwähnten heiligen Viehhelfer. Wie zu erwarten fällt vor allem die breite Streuung der an Bayern und Salzburg anschliessenden Verehrung des hl. Leonhard auf; sie hebt sich gut gegen das Gebiet der Wendelin-Martin-Verehrung im Westen ab. Was besonders verdienstlich ist und die Karte leicht verständlich macht, ist die Notierung der zugehörigen Wallfahrtsstätten mit ihren Zuzügen. Eine Zuordnung bestimmter Heiliger zu gewissen Gattungen der Haustierte ist nicht vorgenommen worden, da sie nur in beschränkter Masse in einzelnen Gebieten möglich gewesen wäre. Zwei dem Kommentar beigelegte Karten orientieren über die Votive und Weihegaben für die Schutzheiligen der Haustierte (es sind darauf auch die Leonhardskirchen mit Kettenumgürtung angegeben).

Ausser den bereits erwähnten drei Karten der vierten Lieferung (Historischer Bergbau und Jahresfeuer) sollen noch die Themen der anderen Karten dieser Lieferung angegeben werden (der Kommentar kommt später): Ackeregge, Streifgeräte zur Wiesenpflege, Grasrechen (jeweils mit mehreren Karten); Frauentrachten (3 Karten); Herbergsuchen, Blochziehen, ortsübliche Verbotszeichen, Marienwallfahrten, Fahrzeugweihe.

Wildhaber

Jan Harold Brunvand, The study of American folklore; an introduction. New York, W. W. Norton & Co., 1968. XIII, 383 p. With 3 appendices by *J. H. Brunvand*, *J. Barre Toelken*, and *Henry Glassie*.

Mit diesem ganz vorzüglichen Einführungsbuch in die amerikanische Volkskunde wollte Brunvand ein Hilfsmittel schaffen sowohl für den Studenten der ersten Semester als auch für den interessierten Laien. Darin unterscheidet sich sein Vorhaben etwa von Bachs Deutscher Volkskunde, mit der er sonst am besten verglichen werden kann. Es ist dem Verfasser hervorragend gelungen, seinen Plan auszuführen, und wir bewundern die meisterhafte Bewältigung des Stoffes und die Fülle von klug angeordneten Literaturangaben. Von Anfang an umreist er mit aller Deutlichkeit sein Gebiet: es handelt sich um die in englischer Sprache vermittelte Volkskunde. Damit sind Indianer-Volkskunde und die Volkskunde von sprachlich abweichenden Immigrantengruppen ausgeschlossen. Ihm geht es

¹ *Richard Wolfram*, Die Jahresfeuer. Wien, Arbeitsstelle für den Volkskundeatlas in Österreich, 1972. III, 96 S., 14 Abb. auf Taf., Abb. und 1 Karte im Text, 3 Atlaskarten. (Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, 3.)

darum, für alle grösseren und kleineren Gebiete der Volkskunde auf Vorarbeiten und erreichte Stadien einzugehen, daneben aber auch Lücken der Forschung und Desiderata aufzuweisen. Dabei muss natürlich gelegentlich auch auf Zusammenhänge mit ausseramerikanischen Mutterkulturen verwiesen werden (wobei wir die erstaunliche Kenntnis europäischer Literatur gebührend hervorheben möchten).

Brunvands Einteilung geht nicht von Theorien aus (das ist Sache des Forschers, der die Fakten und das Material wirklich beherrscht), sondern sie ist rein pragmatisch seinem Zweck angepasst («a workable arrangement of the types of folklore»); er unterscheidet Volkskunde, deren Substanz Worte sind, oder teilweise Worte, oder die ganz ohne Worte auskommt («folklore is either verbal, partly verbal, or non-verbal»). Diese Einteilung führt Brunvand mit Klarheit und Konsequenz durch. Es wäre sicherlich leicht, andere Einteilungsschemata aufzustellen (die ihrerseits wiederum beanstandet werden könnten), aber es geht Brunvand keineswegs um unumstössliche Glaubenssätze, die ex cathedra folklorica urbi et orbi verkündet werden, sondern um einfache und übersichtbare Verständnismöglichkeiten. Und hierin ist der Verfasser vorbildlich. Er ist es auch durch die zahlreichen praktischen Beispiele und Hinweise, welche nicht nur die Lektüre erheitern und erfrischen, sondern unaufdringlich auf wesentliche Punkte hinzielen. Ebenso erfreulich ist die klare und einfache Sprache, die ein glänzendes Beispiel dafür ist, dass man bei völliger Beherrschung des Stoffes eine wissenschaftlich allgemein verständliche Sprache schreiben kann, ohne zu wichtigtuerischem, hochgeschraubtem Kauderwelsch Zuflucht nehmen zu müssen. Natürlich kommt Brunvand – und ich möchte hierin nicht missverstanden werden – nicht ohne eine klare Theorie aus. Dies zeigt sich am besten im Abschnitt über die «Träger der amerikanischen Volkstradition», wobei zunächst der Begriff «amerikanisch» definiert werden muss, dann aber auch Theorien über das Volk und seine Kultur erörtert werden. Es ergeben sich dem Verfasser vier Gruppen, die für Amerika (und zunächst nur für Amerika!) als Volk bezeichnet werden können: Berufsgruppen, Altersgruppen, regionale Gruppen und ethnische Gruppen. Daneben kommen gelegentlich als weitere Unterscheidungsmerkmale auch Religion, Erziehung und Hobbies in Frage.

Nach jedem Kapitel ist die einschlägige Literatur verzeichnet; sie ist übersichtlich nach den besprochenen Unterkapiteln angeordnet. (Zu den «Epitaphien» auf S. 77 hätte auch das Buch von Charles L. Wallis, *Stories on stone. A book of American epitaphs*, New York 1954, zugezählt werden können.) Am Schluss des Buches finden sich als Anhang drei Aufsätze verschiedener Verfasser (Brunvand selbst, J. Barre Toelken, Henry Glassie), die beispielhaft ein Teilgebiet aus den drei Volkskunde-Hauptgruppen erörtern sollen; jeder einzelne von diesen Aufsätzen ist ein kleines Meisterwerk. Brunvand hat in einem später erschienen Buch seine Lehrmethode modellhaft für einen einzelnen amerikanischen Staat eingehend ausgeführt: *A guide for collectors of folklore in Utah*. Salt Lake City, Utah, University of Utah Press, 1971. XIII, 124 p., ill. (University of Utah Publications in the American West, 7).

Wildhaber

Richard M. Dorson (ed.), *Folklore and Folklife. An Introduction*. Chicago and London, The University of Chicago Press, 1972. X, 561 p., 25 ill.

Dieses repräsentative Werk führt allgemein in die Methoden und Untersuchungsgebiete der Volkskunde ein. Eine solche Übersicht kann heute nicht mehr von einem einzelnen verfasst werden, will er sich nicht der Gefahr verantwortungsloser Vereinfachung und willkürlicher Verengung des Gegenstandes unserer Wissenschaft aussetzen. *R. M. Dorson* veröffentlicht 27 Beiträge von 18 Dozenten und Gastdozenten hauptsächlich der Indiana University.

Der Herausgeber stellt in seiner Einführung zwölf verschiedene theoretische

Zugänge zur Volkskunde dar, wobei er seine Ideen vor allem anhand der mündlichen Überlieferung exemplifiziert. Die Übersicht beginnt mit der historisch-geographischen Methode, führt über funktionale, psychoanalytische und «cross-cultural» Theorien – wobei Dorson seine Skepsis gegenüber statistischen Methoden nicht verbergen kann – bis zur aktuellen «mass-cultural» Theorie, welche die gegenseitige Durchdringung von modernem Volksleben und Massenkommunikation erforscht, und zur «contextual» Theorie, die – ohne bisher eine einheitliche Lehre zu sein – neueste Richtungen der US-Forschung zusammenfasst, welche vor allem gruppensdynamische Vorgänge und psychokulturelle Beziehungen untersuchen. Wie bei allen anderen Artikeln schliesst eine ausserordentlich instruktive kritische Bibliographie ausgewählter Werke die Abhandlung. Vier grosse Forschungsgebiete der Volkskunde werden nun aufgezeigt: mündliche Überlieferung (oral folklore), soziales Volksleben (social folk custom), materielle Kultur (material culture) und Volks-Drama, -Musik und -Tanz (folk arts). Der zweite Teil enthält acht Aufsätze über Methoden.

Linda Dégh orientiert über Volkserzählungen, indem sie die Typen kurz charakterisiert und ihr Auftreten sowie ihre Struktur bis in die Unterhaltung von heutigen College-Schülerinnen verfolgt. *W. Edson Richmond* legt dar, wie Volksdichter erzählerische Poesie übermitteln, wie sie ihre Werke mit bestimmten Formeln vor dem Auditorium neu schöpfen und dass diese Unterhaltung keinen Bestand haben kann, wenn ihre Funktion von anderen Medien übernommen wird. Über Volksepen äussert sich *Felix J. Oinas*; von Sprichwörtern sagt *Roger D. Abrahams*, dass sie die Elemente der mündlichen Volksüberlieferung sind, welche – neben den Rätseln – am längsten überleben, und dass sie im einfachen Rechtsleben wie in der Erziehung und anderen Situationen durch vorgeprägte Meinungen klärend wirken. Eine ebenso faszinierende Darstellung gibt der gleiche Autor zusammen mit *Alan Dundes* über Rätsel, deren Inhalt von einfachen Beschreibungen bis zu Fangfragen reicht, die bis heute alle einer konventionellen Form entspringen, welche aus einem interessanten Spiel zwischen Frustration des Befragten und sofortige Auflösung in Lachen besteht. *W. Edson Richmond* zeigt am Beispiel der Vereinigten Staaten, wie die Umgangssprache beeinflusst ist von sozialen Faktoren und landschaftlichen Unterschieden.

Ins zweite Untersuchungsfeld (social folk custom) führt *Robert J. Smith* ein. Er sieht Formen brauchmässigen Verhaltens als affektive Symbole, welche gewünschte Emotionen ausdrücken und beim Sozialpartner erreichen. Brauch und Fest sind oft zentrale Ereignisse, welche die meisten Erscheinungen des Volkslebens als Subklassen enthalten. Spiele sind ein vom Alltagsleben abgegrenzter Zeitvertreib, welcher sich nach bestimmten Regeln und einer Strategie der Teilnehmer vollzieht. *Robert A. Georges* geht den Gestaltungen und Gesetzen dieses rekreativen Verhaltens nach. Drei Kapitel in diesem komplexen Werk stammen von *Don Yoder*. In einer Abhandlung über Volksmedizin zeigt er deren Wurzeln, die in «gesunkenem Kulturgut» aus der akademischen Medizin, in Kenntnissen von natürlichen Heilmitteln – vor allem Kräutern – und in magisch-religiösen Praktiken liegen. Diese Heilverfahren, die medikamentös und psychisch wirken können, und die zum Teil auch in die akademische Medizin Eingang fanden, sind im 20. Jahrhundert keineswegs verschwunden, sondern erfreuen sich unter Deckmäntelchen verschiedenster Art eines grossen Wachstums. Es schliessen sich bemerkenswerte Feststellungen über Heilpraktiker und ihre Patienten an (z. B. die Reihenfolge: Hausmittelchen, Chiropraktiker, Arzt). Yoder sieht Heilverfahren in ihrem vollen Zusammenhang, einschliesslich magischer und kryptomagischer Praktiken des modernen Menschen, und ist nicht auf eine abstruse Rezeptsammlung aus. Den Schluss dieses Untersuchungsgebietes bilden einige Ausführungen über Volksreligion von *John C. Messenger*, die leider einseitig auf die Darstellung der Aran Insel (Irland) ausgerichtet sind.

Von materieller Kultur im weitesten Sinne handeln fünf Beiträge: *Warren E. Roberts* überlegt, unter welchen Umständen traditionelles Handwerk heute noch überleben kann: 1. Reparieren von Fabrikerzeugnissen, 2. wo Rohmaterialien billig und Transportkosten hoch sind, 3. wenn ein konservativer Käuferkreis vorhanden ist, 4. wenn noch keine Maschine die Arbeit verrichten kann (Korb flechten), 5. wenn handgearbeitete Gegenstände als Gegensatz zu industriellen Produkten gesucht werden (z.B. Souvenirs) und 6. als Hobbies. Heute ist der Einfluss von Gewerbeschulen und das Streben nach originellen Ideen in der Gestaltung anstelle der Verhaftung an die traditionelle Form nicht zu übersehen. Einen Beitrag zur Theorie der Volkskunst, die in einem Spannungsfeld zur «hohen» und zur Massenkunst steht, liefert *Henry Glassie*. Der Volkskünstler sieht die Welt durch einen von der Tradition geprägten Filter, der vom ästhetischen Bewusstsein einer Gesellschaft gestaltet ist. Wesentliche Elemente sind Repetition und Symmetrie. Welch gute Einblicke das Studium der Volksarchitektur in kulturelle Unterschiede, soziale Schichtung, Diffusion, Umweltseinflüsse u.a.m. gibt, führt *Warren E. Roberts* aus. Einen glücklichen Zugang zu Kleidung und Tracht findet *Don Yoder*, indem er von einem «Dialekt der Kleider» spricht, der Gruppen voneinander abhebt, und in dem sich jedermann ausdrücken muss. (Es gibt auch eine Mode derjenigen, die gegen «die Mode» protestieren.) In diesem wie im folgenden Artikel über Speise und Trank (folk cookery) zeigt *Yoder* auf engem Raum eine Fülle von Zusammenhängen und ermöglicht mit besonders reichen bibliographischen Hinweisen dem Studenten einen leichten Einstieg in diese wichtigen Themen. So beleuchtet er die Beziehungen der Speisen zu anderen Kulturelementen, von Essgewohnheiten und Umwelt, Architektur, Kulturwandel u.a.m. Zum letzten dargestellten Untersuchungsgebiet gehört das Volksdrama, das *Roger D. Abrahams* beschreibt. *George List* charakterisiert die Volksmusik und geht auf die Probleme ihrer Transskription ein. *Joann Wheeler Kealiinohomoku* widmet sich dem Volkstanz. Dieser bisher leider weitgehend vernachlässigte Untersuchungsgegenstand erfreut sich in den Vereinigten Staaten wachsender Beliebtheit.

Im zweiten Teil des wissenschaftlichen Lehrbuches werden Untersuchungsmethoden dargestellt. *Donald A. MacDonald* führt in die Feldforschung ein. Seine Ausführungen beziehen sich zwar auf das Sammeln von mündlichen Überlieferungen, haben darüber hinaus aber für Befragungen aller Art Gültigkeit. *Warren E. Roberts* hält das Sammeln und Aufzeichnen von materieller Kultur nach wie vor für dringend, da erst mit genauer Kenntnis der materiellen Basis – zu der Produktionsprozesse selbstverständlich auch gehören – eine Kultur richtig dargestellt werden kann. Einen nicht alltäglichen Aspekt der Feldarbeit beleuchtet *George List* in seinen Hinweisen zum Aufzeichnen traditioneller Musik. Da die Transskription der Musik im Tonlabor erfolgt, ist Hauptanliegen der Feldforschung die systematische Aufnahme. Auch diesem Artikel lassen sich wertvolle Hinweise für die allgemeine Feldarbeit entnehmen, besonders über die Probleme Aufzeichnungsapparatur und Informant. Der gleiche Autor stellt einen Überblick über volkskundliche Archive zusammen. Der Herausgeber *Richard M. Dorson* unterscheidet drei grundlegende Methoden der Datengewinnung: in Feldarbeit, aus Archiven und gedruckten Quellen, welche meist nicht als volkskundliche Arbeiten publiziert wurden. Dazu gehören Broschüren und Pamphlete, Zeitungen und Zeitschriften, die schon im letzten Jahrhundert in Grossbritannien als wahre Fundgruben systematisch untersucht wurden, sowie Ortsgeschichten und Autobiographisches. *Dorson* zeigt, dass bei der Drucklegung mündliche Überlieferung eine Bearbeitung erfahren hat. Er gibt Beispiele, die die Stärke der Veränderung durch den Aufzeichnenden zeigen. *Robert Wildhaber* orientiert über Volkskunde-Atlanten und die Art, Daten kartographisch zu erfassen. Karten sind Hilfsmittel, welche Kulturräume und Kulturgrenzen zeigen. Das Kartenbild

bedarf der Interpretation mittels vergleichender und historischer Methoden. Nach wertvollen Hinweisen über Materialsammlung (Korrespondenzweg, Exploratoren) und die Darstellung der Daten folgt ein Überblick über bestehende Volkskunde-Atlanten und eine interessante Charakterisierung ihrer Besonderheiten. Ein wichtiger Beitrag über volkskundliche Museen stammt von *J. Geraint Jenkins*, der die Aufgabe der Sammlungen in breitem Rahmen sieht: «The word folk signifies the complete way of life of the community», und der sich gegen jede einseitige Präsentation von Material ohne Hinweise auf seine Bedeutung innerhalb des kulturellen Ganzen wehrt. Auch das Leben in der Gegenwart ist zu berücksichtigen; das Museum, in dem eine ständige Forschungsarbeit geleistet werden muss, kann seine Dokumentation des Volkslebens nicht willkürlich abbrechen. Den Schluss des Buches bilden Ausführungen von *E. Estyn Evans* über die Beziehungen von Volkskunde und Kulturgeographie, welche die Anpassung des Menschen an die Umwelt innerhalb einer gegebenen Region untersucht, sowie kurze Hinweise auf die berufliche Stellung der Autoren und ein ausführliches Register.

Rudolf Garo

Ethnographia Pannonica. Sozialhistorische und ethnologische Studien zum pannonischen Raum. Eingeleitet und zusammengestellt von *Károly Gaál*. Eisenstadt, Burgenländisches Landesarchiv, 1971. 117 S. (Burgenländische Forschungen, 61.)

Mit bewundernswertem Einsatz und mit der sympathischen Auffassung, dass Völker und Gebiete zusammengehören können, wenn sie auch durch Sprachen und politische Systeme getrennt sind, ist es *Károly Gaál* gelungen, 14 Aufsätze von Volkskundlern verschiedener Nationen zu vereinen, die sich alle mit der vergleichenden Volkskunde des pannonischen Raumes befassen. Sechs Beiträge stammen von Österreichern, fünf von Ungarn, zwei von Jugoslaven und einer von einem Tschechen. Bezeichnend – und verdienstlich – ist es, dass sie als geschlossene Reihe vom Landesstudio Burgenland gesendet und vom Burgenländischen Landesarchiv publiziert wurden, liegt doch das Burgenland mit seinen Minderheitenbevölkerungen kroatischer und ungarischer Abstammung und mit seiner geschichtlichen Entwicklung an der kulturellen Grenze zwischen Österreich und den Ostländern. Gaál umreißt es als ein Gebiet, das einen Teil der ehemaligen Donaumonarchie umfasst, und zwar die Hügellandschaft östlich von Graz, den transdanubischen Teil Ungarns, die westliche Slowakei, Teile von Böhmen, Slovenien und Kroatien. In dieser ersten Sendereihe sind einige Teile der Volkskultur ausgewählt und behandelt worden; andere mögen in späteren Reihen folgen. Es kommen nicht nur Volkskundler, sondern auch Fachleute einiger Hilfswissenschaften zu Wort. Gleich der erste Beitrag gehört zu dieser Gruppe: *Richard Pittoni* äussert sich zu ur- und frühgeschichtlichen Grundfragen der *Ethnographia pannonica*. *Milovan Gavazzi*, der sich schon mehrmals intensiv mit dem Aufbau und den Schichten der Volkskulturen im südosteuropäischen Raum befasst hat, tut dies in seinem Aufsatz im Hinblick auf Südpannonien. *Vratislav Šmelhaus* befasst sich mit der Entwicklung der Rechtsformen der Grossgrundbesitzungen in Böhmen im Mittelalter; das Bodeneigentum war in allen slavischen Ländern durch das slavische Recht bestimmt; bereits 1270 erhielten die schlesischen Zisterzienser eine Belehrung darüber, was das «*Patrimonium*» bedeute. Einen für das Aufkommen der Industrien verschiedenster Art im pannonischen Raum sehr aufschlussreichen Beitrag liefert *Gustav Otruba*. *Iván Balassa*, der zum eigentlichen Spezialisten landwirtschaftlicher Fragen in Pannonien geworden ist, weist nach, dass die dortigen Eisenpflüge aus steirischen Eisenhütten gekommen sind; von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Verbreitung neuer Formen ist die rege Saisonarbeiter-Wanderung innerhalb Pannoniens. *Ede Solymos* befasst sich mit der volkstümlichen Fischerei, *Eszter Barabás-Kisbán* mit

der Ernährung und *Jenő Barabás* mit der Wirtschaftsform und dem dazu gehörigen Haustyp. Auch für die schweizerische Volkskunde wichtig ist die Rolle der Habaner im pannonischen Raum, wie sie mit überlegener Sachkenntnis von *Adolf Mais* dargestellt wird. Die Bezeichnung Habaner hat sich aus dem Wort «Haushaben» über den Umweg über die slavischen Nachbarn entwickelt. Sie selbst nannten sich meist Huterische Brüder. Im Gegensatz zu einer These von Anton Dörner kann Mais klar nachweisen, dass aus dem Gemeinschaftsbereich der Habaner nicht nur jedes weltliche Lied, sondern auch jedes Volksschauspiel verbannt war. In kurzen Zügen charakterisiert Mais die Beschäftigungsarten, welche die Habaner in ganz Europa berühmt gemacht hatten. Zwei Forscher – beide ausgewiesene Kenner mit europäischem Ruf – befassen sich mit den Prinzipien und Sammlungen der Märchenforschung in ihren Ländern: *Gyula Ortutay* tut dies für Ungarn und *Karl Haiding* für Österreich; beide legen Gewicht darauf, dass das Märchen in seiner ganzen Umgebung und Erzählsituation erfasst werden müsse, und dass erst dann seine wesentlichen Gesetzmässigkeiten gedeutet werden können. In seiner subtilen Art und aus einer ungeheuren Stoffkenntnis heraus schildert *Leopold Kretzenbacher* einige gemeinsame Brauchtumserscheinungen im pannonischen Raum: Pflugumzug, Blochziehen, Maskenbrauchtum, Pfingstbräuche und Brauchtum am Luziatag. Der letzte Beitrag stammt von *Niko Kuret*; er stellt den slovenischen Anteil am pannonischen Hochzeitsbrauchtum dar, wobei er vor allem drei Elemente herausstellt: den formelhaften Text der Werbung und der Einladung zur Hochzeit, die Gestalt des Hochzeitsladers und das symbolreiche Hochzeitsgebäck. Wildhaber

Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von *Károly Gaál*. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, 1969. 415 S., 30 Taf. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 42; Kulturwissenschaften, 15).

Das Institut für Volkskunde in Wien legt die Ergebnisse einer Feldforschung vor, die von *Károly Gaál* mit seinen Studenten in zwei Gruppen-Aufenthalten durchgeführt wurde. Es handelt sich um den Versuch, ein Bild vom volkskulturellen Gesamtbestand eines einzigen Ortes zu erlangen, wobei allerdings zu sagen ist, dass nicht die Gesamtheit des Bildes gegeben ist, sondern dass zehn repräsentative Themen ausgewählt wurden. Es wäre an und für sich leicht, hier mit der Kritik einzusetzen, aber damit ist der Sache nicht geholfen, und es sind auch der gute Wille der jungen Wissenschaftler und ihre meist ganz ausgezeichneten Arbeiten nicht genügend gewürdigt. Ähnliche Versuche, ebenfalls mit gutem Erfolg, werden schon seit einiger Zeit von den Ethnographie-Studenten in Łódź durchgeführt.

Wolfau im Burgenland ist heute ein Pendlerdorf mit Landwirtschaft; einen Bruch zwischen Pendlern und Bauern gibt es hier nicht. Die beiden Studentengruppen sollten durch Befragung und Beobachtung einen Überblick über die Lebensformen und die Veränderungen in der Dorfgemeinschaft gewinnen. Die Befragungen wurden im allgemeinen auf breiter Skala vorgenommen: bei Mitgliedern dreier sozialer Schichten, dreier Altersgruppen, Bewohnern der drei Siedlungsteile des Dorfes, und bei Männern und Frauen. Gaál gibt mit aller Offenheit die Nachteile seines Versuches zu, die hauptsächlich zeitbedingt waren (von seiten der Fragenden wie der Befragten), so dass Befragung und Beobachtung nicht immer gleichzeitig möglich waren. Interessant ist der einleitende Aufsatz von *Rudolf Kropf* über die Sozialstruktur, in dem die Kräfte aufgezeigt werden, die im Dorfe selbst und aus dem Dorf hinaus wirksam waren (Beschäftigung, Amerika-Wanderung, Pendelarbeiter); dazu kommen die Faktoren, die von aussen auf das Dorf wirken (Händler, Viehmarkt, Saisonarbeiter, die man als «Österreicheger» bezeichnet). – *Helmut Schöbitz* beschreibt das Haus mit all seinen

Aspekten: Wohn- und Wirtschaftsräume, Blockbau, Lehm- und Ziegelbau, Fasadenschmuck, Dachdeckung. Die Speicherform des Kitting findet sich zwar, aber sie ist in Wolfau nicht bodenständig. – «Die Küche und das Kochen» ist das Thema, das *Erika Pauly* gestellt war; sie orientiert über die Russküche und ihre Einrichtung, die bäuerliche Kost an Werk- und Feiertagen, Kochgeschirr und Einrichtung der Küche, Vorratsräume, Schweineschlachten, Brotbacken, Tischsitten; sie geht den Ursachen der Veränderungen nach. – Flachs wird seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr angebaut; *Irene Kohl* muss sich deshalb für ihre Beschreibung der Flachsarbeiten vom Säen bis zum Weben einzig auf die Aussagen von Gewährsleuten stützen. Leinwand wurde nur für den Eigenbedarf gemacht. Heute sind die früher benutzten Textilgeräte am Verfall. – *Elisabeth Hammer* hatte die Aufgabe, die Erntearbeiten zu beschreiben. Mit der Einführung der Grossmaschinen zerfallen die überlieferten Arbeitsgemeinschaften; an ihre Stelle treten Interessengruppen für die gemeinsame Benützung einer Maschine. Neben den früheren Formen der Ernte des Brotgetreides wird auch die Ernte von Hafer, Buchweizen, Bohnen, Mais dargestellt. – Eine grössere Arbeit über das Kinderleben stammt von *Edith Klenk*. Sie teilt ihren Aufsatz in drei Teile: Lebensraum, in dem das Kleinkind heranwächst, die Kindergemeinschaft, die Beziehung der heranwachsenden Kinder zu den Erwachsenen und ihr Übertritt in deren Gemeinschaft. Aufschlussreich sind die Ausführungen über die Einstellung der Kinder zu den Jahresfesten und den Gabenbringern, und über die Arbeiten der Buben und Mädchen in Haus und Feld. – Das Lebens- und Jahresbrauchtum wird von *Adalbert Putz* behandelt. Einen grossen Teil nehmen die Reden der Burschen bei der Hochzeit ein. Über heutige Wallfahrten hätte man gerne mehr gehört. – Das Thema von *Helmut Schöbitz* war die Darstellung der Waldarbeit und der Holzgeräte. Als seinen hauptsächlichen Gewährsmann nennt er einen eigentlichen «Überlieferungsträger» der Waldarbeit. Man spürt denn dem Aufsatz auch die gute Kenntnis der Arbeiten und der hierfür benötigten Geräte an. – *Heinz-Chr. Dosedla* gibt einen sehr schönen Überblick über Stroh- und Flechtarbeiten. Trotz starker Nachfrage nach diesen Produkten ist das Flechten immer noch eine ausgesprochene Freizeitbeschäftigung. Während die Männer aus Haselstauden, Weidenruten und Stroh die verschiedensten Arten von Körben flechten, flechten die Frauen ihre Einkaufstaschen mit Maisstroh und Spagat. – Der letzte Aufsatz stammt von *Olaf Bockhorn*; er behandelt die Transport- und Anbaugeräte, d. h. die Geräte, die zur Feld- und Wiesenbestellung benötigt werden, wie Furchenzieher, Ackerwalze, Pflug, Egge. Eingehend dargestellt wird der Wagenbau, der heute nicht mehr ausgeübt wird. Heute vollzieht sich immer mehr die Umstellung auf Fabrikaerzeugnisse. Wildhaber

Leading folklorists of the North. Biographical studies. Edited by *Dag Strömbäck* in collaboration with *Brynjulf Alver*, *Bengt Holbek*, *Leea Virtanen*. Oslo/Bergen/Tromsø, Universitetsforlaget, 1971. VIII, 435 p.

Eine bedeutende Zahl von Volkskundeforschern aus den nordischen Ländern steht in den vordersten Reihen der international hochangesehenen Begründer, Gestalter und Förderer unseres Faches, sei es als Theoretiker, als Sammler oder als Lehrer. Sie haben massgeblich oder sogar entscheidend an der Terminologie und Forschungsmethode mancher Teilgebiete mitgewirkt; wir brauchen nur an die «Typen» von Antti Aarne, an die finnische historisch-geographische Methode von Julius und Kaarle Krohn, an C. W. von Sydows Kategorien der Prosa-Volksdichtung, an Elias Lönnrots grossartiges Werk der Kalevala-Ausgabe zu erinnern – und dies sind nur einige ausgewählte Beispiele; wir könnten die Liste noch um manchen Namen vermehren –, um uns der Wichtigkeit der nordischen Forschung für unser Fach klar zu werden. Da viele von ihnen aber ihre Ergebnisse nur in nordischen Sprachen publizierten, haben die Herausgeber es für richtig und nütz-

lich erachtet, die Bedeutung dieser Gelehrten in kürzeren, englisch geschriebenen Würdigungen international bekannt zu machen. 24 Volkskundler unserer Zeit schildern das Lebenswerk von 26 früheren Forschern: sieben aus Finland, sechs aus Schweden, fünf aus Dänemark, sechs aus Norwegen und je einer aus den Faeroeern und aus Island. Mit Ausnahme des schwedischen Balladensammlers A. A. Afzelius (geb. 1785) gehören alle dem 19. und der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts an (nur der Norweger Rikard Berge gehört noch unserer Zeit an; er starb 1969). In der Grosszahl der Biographien werden die Hauptwerke der Forscher und teilweise auch Arbeiten über sie angeführt. Ihr Betätigungsgebiet war in den meisten Fällen «Folklore» (Märchen, Lieder, Balladen, Sagen), dann aber auch vergleichende Religionsgeschichte (Uno Harva), Rechtssprichwörter (A. A. Koskenjaakko), Glauben und Brauch (Nils Edvard Hammarstedt), antikes und heutiges Festwesen (Martin P. Nilsson), die Dialektsprache (das berühmte dänische Dialektwörterbuch von H. F. Feilberg), Mythologie (Axel Olrik), magische Formeln und Segen (Ferdinand Ohrt), Volksmedizin (I. Reichborn-Kjennerud). Die anderen, bisher noch nicht genannten Forscher sind: Väinö Salminen, G. O. Hyltén-Cavallius, N. G. Djurklou, Svend Grundtvig, Evald Tang Kristensen, Sophus Bugge, J. K. Qvigstad, Moltke Moe, Knut Liestøl, V. U. Hammershaimb und Jón Árnason. Man sieht, der Band ist ein gewichtiger Beitrag zu einer europäischen Ideen-, Kultur- und Volkskundengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Wildhaber

Ludwig Denecke, Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1971. XI, 228 S. (Sammlung Metzler, 100).

Die Fachliteratur zu den Brüdern Grimm ist seit 1963 – dem Jahr des 100. Todestages von Jacob Grimm – bedeutend vermehrt worden. Neben verschiedenen Sammelpublikationen liegen viele neue Einzelarbeiten und Aufsätze, auch neu edierte Briefwechsel, wie z.B. die Briefe der Brüder an und von Karl Simrock, dem bekannten Übersetzer altgermanischer und mittelhochdeutscher Dichtung, vor. Dennoch fehlt es seit langem an einer einigermaßen handlichen wie erschöpfenden Gesamtdarstellung, besonders auch zum fast unübersehbar gewordenen Schrifttum über die Brüder. Gerade diese Lücke füllt Deneckes Arbeit so geschickt wie vortrefflich.

Unter der Hand des erfahrenen Kasseler Bibliothekars i.R. und Grimm-Forschers ist hier ein 228 Seiten starkes Handbuch entstanden, das der weiteren Beschäftigung mit den Brüdern Grimm nach allen Richtungen hin vorzügliche Dienste leisten wird. Erstmals wird nämlich hier die weitverstreute, oft sogar geradezu landschaftlich versteckte Literatur zu den Brüdern und ihren erstaunlich vielseitigen Fach- und Personenbezügen annähernd vollständig überblickbar. Es bleibt nämlich das ebenso vornehme wie entsagungsvolle Ziel des Verfassers, zu den Brüdern Grimm, ihren Schriften und Briefen, ihren persönlichen und fachlichen Beziehungen und zur Literatur über sie heranzuführen. So bietet das den Rahmen der Metzler Sammlung umfangmässig eigentlich sprengende Buch eine wahre Fundgrube an zum Teil kurz und treffend oder erläuternd charakterisierten Literatur- und Sachangaben, wie sie bisher überhaupt nicht vorlag. Dass beide Brüder, und nicht nur der grössere Jacob Grimm, hinter dem der mehr künstlerische, aber ebenso hochbegabte Bruder Wilhelm in der Forschung allzu oft zurücktreten musste, gleichmässig in Erscheinung treten, verdient ausserdem Anerkennung: wer immer sich mit dem einen oder andern der Brüder beschäftigt, wird immer wieder feststellen müssen, wie sehr die Brüder sich – bei mancher Gegensätzlichkeit freilich – angeregt und geistig weitergetragen haben. Was wäre Jacob Grimms so beleg- und materialreiche Grammatik ohne Wilhelms bedeutende Editionsleistungen und literarisch-künstlerische Stilkenntnisse vom Altnordischen und Dänischen bis zum Mittelhochdeutschen. Was wären Grimms

Kinder- und Hausmärchen ohne das gestalterisch-intuitive Weitertragen durch Wilhelm Grimm, der seit der zweiten Ausgabe von 1819 die Sammlung allein betreute. Was wäre der eine ohne den andern, die sie in Haus- und Bibliotheksgemeinschaften einander von Jugend an bis zu den späten Berliner Jahren alles gegeben – vor allem im Kontakt des täglichen Gesprächs, des gemeinsamen Edierens und Übersetzens, der gemeinsamen Wörterbucharbeit. Was wäre Jacob Grimms Alleingang ohne die häusliche Aufgehobenheit in der Familie des Bruders geblieben. Was wären die Briefe, die zwar an den einen oder andern adressiert, aber in der Regel beiden gelten und oft genug im Namen beider von Jacob oder Wilhelm beantwortet werden. Die Grimm-Briefe, diese allzu verstreuten und leider auch allzu einseitig, nämlich oft ohne die entsprechenden Gegenbriefe herausgegebenen Stücke sind in Deneckes Darstellung nun einmal nach Persönlichkeiten (Empfänger wie Absender) und Ausgaben mit kurzen Erläuterungen zusammengestellt: wir kennen nur wenig, das hier fehlte, etwa zu Franz Josef Stalder, dem ersten schweizerdeutschen Dialektologen (Steinmeyer, *Anz. f. deutsches Altertum* 10, 146f.: weitere Hinweise und Rekonstruktion des äusseren Befundes des Briefwechsels bei Eduard Studer, Leonz Füglistaller 1768–1840, *Leben und Germanistische Arbeiten*, Diss. Basel, Freiburg/Schweiz 1952, 333–340); oder an den Winterthurer Mundartdichter August Corrodi (Teilabdruck des Briefes von Jacob Grimm vom 9. Dezember 1857 bei Rudolf Hunziker, *Almanach der Literarischen Vereinigung Winterthur* 1918, 42f.); oder ein Brief Jacob Grimms an den appenzellischen Arzt, Sprachgelehrten und Palästinaforscher Titus Tobler (bei Heinrich Jakob Heim, *Dr. Titus Tobler*, Zürich 1879, 45–46 / Brief vom Juni 1854). Es sind vor allem Zeugnisse in die Landschaften und aus ihnen heraus – sie werden immer wieder zu sammeln sein.

Nun führt aber Deneckes Schrift auch direkt in eine neue Grimm-Darstellung hinein. Beide Brüder werden in sachkundlichen Kapiteln gewürdigt, wobei immer die besondere Forschungslage – das Erreichte und die Lücken – herausgestellt wird. Besonderes Gewicht liegt auf der Zuverlässigkeit der Sachangaben, der Daten, Zeitbezüge und Literaturhinweise, sowie auf den Wissenschaftsbeziehungen, die mit vollem Recht unter das Stichwort «europäische Weite» gestellt werden. Tatsächlich verliert die in neuerer Zeit oft angegriffene nationale Ausrichtung der Brüder viel von ihrer Schärfe, wenn man an die reichen Forschungen und Neigungen der beiden vom Irischen und Spanischen bis zum Slawischen (besonders zum Serbokroatischen) und Finnischen denkt. Wir können hier nicht weiter ausholen, aber das sei zum Schluss noch gesagt: Ludwig Denecke hat ein Grimm-Buch geschaffen, wie es bisher in dieser Art nicht vorlag. Ein richtiges Handbuch, sorgfältig und von sicherem Urteil, ein unentbehrlicher Begleiter für jeden, der sich mit der frühen Germanistik und Volkskunde der 19. Jahrhunderts und mit dem erstaunlich weiten, literarisch-sprachlich vergleichenden Denken der Brüder beschäftigen will.

Stefan Sonderegger

Ernst Gallati, Jeremias Gotthelfs Gesellschaftskritik. Bern, Verlag Herbert Lang, 1970. 232 S. (Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur).

Gotthelfs erstes Buch beginnt bekanntlich mit dem Satz «Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus», und wenn man es zu Ende gelesen hat, weiss man: verglichen mit diesem Pfarrer Bitzius sind unsere heutigen Gesellschaftskritiker Waisenknaben.

In dieser Meinung bestärkt einen die Arbeit von Gallati. Ohne sich einer modernen Nomenklatur zu bedienen, bietet der Verfasser im wesentlichen einen Katalog von kritischen Erörterungen, beiläufigen Auslassungen, gefühlsgeladenen Ausfällen – zusammengekommen eine erschreckende Flut von Negationen –, die er aus dem gesamten Werk mit grossem Fleiss zusammengestellt hat. (Da marschieren sie denn auf: «die verderblichsten Aristokraten» [die Dorfaristo-

kratie] und die Dienstmägde in ihrer «Verworfenheit und Verschrobenheit», die «Regierungstiere» und die «Rechtsgumper» und die «verfotzelten fremden Zeitungsschreiber», die Wirte mit ihren «obrigkeitlichen Zersittlichungsanstalten», auch die Fabrikherren, deren Tyrannei oft viel grausamer ist, «als je ein Ritter an seinen Leibeigenen sie übte» [Bd. 14, 332], und all die anderen.)

Über die – zugegeben: heikle – Frage der Einteilungsprinzipien liesse sich diskutieren; so wäre z.B. wohl günstiger gewesen, eine zusammenfassende Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Zustände wie auch Gotthelfs eigene «soziale Einstufung» an den Anfang der Studie zu setzen, statt sie in einen «Historischen Anhang» (S. 198ff.) bzw. in den 3. Teil (S. 96f.) zu verweisen.

Richtig hebt Gallati in der Zusammenfassung (S. 193ff.) die Eigenart von Gotthelfs Gesellschaftskritik hervor: G. zeichnet im grossen und ganzen ein statisches Gesellschaftsbild; Standesunterschiede sind notwendig, wenn auch nicht ideal; soziale Revolution irgendwelcher Prägung wird abgelehnt. Im Grunde wendet er sich nicht gegen Institutionen, sondern gegen die Wurzel des Übels: die «Selbstsucht», den «unheiligen Sinn», «das Tier im Menschen» – oder mit den Worten Gallatis (S. 195): «Auf die Grundzüge reduziert, ist die Gesellschaftskritik Gotthelfs... nichts anderes als die Kritik am Menschen an sich.» Ansichten, die Gotthelf bei manchen Soziologen von heute allerdings unmöglich machen... Strübin

Abegg-Stiftung Bern in Riggisberg. Von *Michael Stettler* unter Mitarbeit von *Karel Otavsky*. I: Kunsthandwerk, Plastik, Malerei. Bern, Verlag Paul Haupt, 1971. 16 S. Text mit 4 Abb., 48 Farbtafeln mit zugehörigen Bildbeschreibungen. (Schweizer Heimatbücher, 150/151).

Walter Abegg von Zürich hat seit Jahrzehnten Werke angewandter Kunst aus allen Kulturepochen gesammelt und sie in seiner berühmten Stiftung der Forschung und der Öffentlichkeit in Studien- und Schausammlungen zugänglich gemacht. In dem prächtigen neuen Schweizer Heimatbuch, einem der schönsten der ganzen Reihe, werden erlesene Stücke aus den Gebieten des Kunsthandwerks, der Plastik und der Malerei gezeigt; die Textilien, welche den Hauptteil der Sammlung ausmachen, sollen in einem späteren zweiten Heimatbuch vorgelegt werden. Uns interessieren zunächst die Objekte, die thematisch und ikonographisch für die europäische Volkskunde anregend haben wirken können. Sogar von dieser – nicht ästhetischen – Sicht aus ist die Zahl der Tafeln, die wir anführen können, ganz erstaunlich. Es sind etwa: Taf. 9 weibliche Idole von den Kykladen als Grabbeigaben, Taf. 12 hellenistische Schale mit einem antiken Beleg für die dreiköpfige Gottheit, Taf. 15 byzantinische Emailarbeit mit dem Tod Mariae (im Vordergrund die Darstellung der abgehauenen Hände), Taf. 16 venezianische Brunnen mit dem langobardischen Flechtmotiv, Taf. 20 burgundisches Pfeilerkapitell mit der Flucht nach Ägypten, Taf. 22 süfranzösisches Pfeilerkapitell mit einer ausdrucksvollen Enthauptung Johannes des Täufers, Taf. 23 Wandmalerei aus Vaucluse: Austreibung von Adam und Eva aus dem Paradies, Taf. 24 französische Wandmalerei mit der Steinigung eines unbestimmbaren Heiligen, Taf. 25 französische Wandmalerei mit der Steinigung des hl. Stephan, Taf. 27 katalonische Wandmalerei mit einer ikonographisch eigenartigen Räderung der hl. Katharina, Taf. 32 Reliquienschein aus Limoges mit der Darstellung der Ermordung des hl. Thomas Becket, Taf. 41 nordisches Trinkhorn, vermutlich gebraucht für die Heiligenminne, Taf. 48 Groteskfigur von Ferbecq, wie sie typisch sind für die Grotesk- und Zwergenfiguren, die «mascheroni», des ganzen 18. Jahrhunderts. – Eine besondere Erwähnung verdienen die vorzüglich abgefassten Bildbeschreibungen, denen jeweils eine kurze Liste von Vergleichsliteratur beigelegt ist.

Wildheber

Muzeul Satului. Studii și cercetări. Bukarest, Muzeul Satului, 1970. 408 S., zahlreiche Abb. Zusammenfassungen in englischer, deutscher und französischer Sprache.

Das Freilichtmuseum in Bukarest gibt einen stattlichen, sorgfältig gedruckten und mit zahlreichen, zum Teil ausgezeichneten Photos ausgestatteten Sammelband heraus, der eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, die im Zusammenhang mit Forschungsarbeiten für das Museum entstanden sind. Sie bilden einen dankenswerten Beitrag zur Sachkultur Rumäniens. Der einleitende Artikel von *Gheorghe Focșa* ist eine Art von Rechenschaftsbericht über die Entwicklung der thematischen Sammlungsweisen für das Museum. Eine vorzüglich dokumentierte und mit Verbreitungskarten belegte Studie über die kegelförmigen Hirtenhütten, «surla», stammt von *Ion Chelcea*; diese Hütten fanden sich bis gegen den Anfang unseres Jahrhunderts mehrfach in Rumänien und im gesamten balkanisch-karpathischen Gebiet. Vom gleichen Verfasser können wir auch einen Beitrag über die eigenartige Kopfbedeckung einer Art Haube mit Horn («cu coarne») anzeigen; sie dürfte altartig sein und früher eine zusammenhängende, grössere Verbreitung gehabt haben (Vergleich mit der phrygischen Mütze). *Gheorghe Dinuță* referiert über die in Rumänien früher so wichtigen Ölpresen und über weitere Geräte zur Ölgewinnung: Mörser, Anke, Walke (Stampfmühle). In einem weiteren Aufsatz geht er in theoretischer Weise darauf ein, wie landwirtschaftliche Geräte in Freilichtmuseen in sinnvoller Weise gezeigt werden können (gute Geräte-Zeichnungen!). *Boris Zderciuc* und *Natalia Marcu* schreiben über die Inneneinrichtungen der Bauernwohnungen im Kreis Arad. *Georgeta Stoica* hat zwei auf ausgedehnten Feldforschungen und gründlichem Archivstudium beruhende Abhandlungen über Trachtenfragen beigezeichnet; zunächst über die Tracht in der Ebene von Muntenien, dann über die Entwicklung der Tracht während 150 Jahren in einem Dorf an der Grenze des Banats; beide Arbeiten sind mit schönen Aufnahmen illustriert. *Gheorghe Focșa* versucht einen Überblick über die Ornamente in der Volkskunst zu geben. Die Klassifizierung, die er vornimmt, geschieht auf Grund der «Inspirationsquellen», z.B. geographische, phytomorphe, zoomorphe, anthropomorphe und symbolische Ornamente. Die Beispiele finden sich in der Volksarchitektur, bei Hausgeräten, Werkzeugen, bei der Keramik, der Tracht und bei religiösen Objekten. *George Lazăr* beschreibt die Hochzeitsbräuche aus einem Gebiet von Muntenien. Von den kleineren Beiträgen sollen noch erwähnt werden *Marian Stroia* über Transportmittel, *Maria Scarlat* über spezielle Zentren für die Herstellung von bäuerlichen Möbeln, *Corneliu Mirescu* über ein Klassifizierungssystem von Objekten der Sachkultur und *George Lazăr* über das internationale Echo, das das Bukarester Dorfmuseum im Laufe der Jahre gefunden hat. Lazăr kann mit Stolz auf die grosse Ausstrahlungswirkung dieses Museums hinweisen; der Rezensent kann nur bestätigen, dass es eines der schönsten Freilichtmuseen ist, die er gesehen hat. Wildhaber

Gheorghe Focșa, Le musée du village, Bucarest. Bukarest, Editions Meridiane, 1972. 64 S. Text, 119 Abb. (teilweise farbig) auf Taf.

Das Muzeul Satului in Bukarest gehört zu den schönsten Freilichtmuseen von ganz Europa. Es zählt heute 65 grosse Objekte (Hofanlagen usw.) mit zusammen 307 Bauten. Es ist immer wieder ein Vergnügen, wenn ein neuer Führer mit neuen Photographien herauskommt, besonders wenn der Text von einem derart kundigen Gelehrten stammt, wie es Direktor Gheorghe Focșa ist. Er schildert zuerst in einem Abriss die Geschichte und Entwicklung des Museums. Danach beschreibt er ausführlich und mit guter Heraushebung des Wesentlichen die einzelnen Objekte. Text und Bilder sind in die fünf Gebiete gegliedert, in die man Rumänien kulturell (und teilweise auch ethnisch) einteilen kann: Transylvanien, Oltenien und Muntenien (die Walachei), Moldau und Dobrudscha. Die Photos

sind hervorragend, sowohl die farbigen als die schwarz-weißen. Ebenso verdient das flüssige Französisch des Übersetzers ein berechtigtes Lob. Wildhaber

Theoretisches und Monographien

Otakar Nabodil, Menschliche Kultur und Tradition. Kulturanthropologische Orientierungen. Aschaffenburg, Paul Pattloch Verlag, 1971. 170 S. (Der Christ in der Welt, I/4a/b).

In einer Zeit, da die unbehauste Volkskunde bei weniger angefochtenen Disziplinen wie Soziologie, Ethnologie oder Kulturanthropologie unterzukommen sucht, ist ein Büchlein wie das hier anzudeutende höchst willkommen. Die weit-ausgreifende Bildung des Verfassers (Ethnologie, Vergleichende Religionswissenschaft, Anthropologie, Soziologie, Philosophie und Orientalistik in Prag, Sofia und Leningrad) zeigt sich in der benützten Literatur: sie umfasst 113 Titel aus östlichen und westlichen Sprachen; die 521 Fussnoten geben darüber hinaus noch Dutzende von Einzelhinweisen; ein Namenregister beschliesst den Band. Trotz der erstaunlichen Belesenheit, von der Philosophie bis zur Volkskunde – um von den andern Sparten zu schweigen – schreibt der Autor eine klare, verständliche Sprache (ein feinfühleriger Lektor hätte dem fremdsprachigen Verfasser allerdings an vielen Stellen helfen müssen). In sorgfältiger Darlegung entfaltet er die These: «Die Tradition ist eine spezifisch menschliche und historisch notwendige Art der selektiven Weitergabe von akkumulierten kulturellen Werten, die die Kontinuität aller Kulturentwicklung ermöglicht» (158). «Kultur in ihrer Totalität ist der historisch entstandene, historischer Entwicklung und Tradition unterliegende Inbegriff aller materiellen, sozialen und geistigen Werte, die der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse geschaffen hat im Gegensatz zu dem, was er in fertiger Form in der Natur vorfindet» (9). Er zeigt das Doppelgesicht der Tradition: konservierend (aber lebendig vermittelnd) und konservativ (erstarrend-hemmend); er lehnt die unzulässige Übertragung des Traditionsbegriffs auf das Tierreich ab; er zeigt, wie die Traditionsfähigkeit mit der Sprach-(Symbol-)Fähigkeit und der Lernfähigkeit des Menschen zusammenhängt; er weist die starre Einteilung in dynamische und statische Kulturen zurück (jede Tradition enthält dynamische Elemente); ein totaler Traditionsbruch ist unmöglich, die revolutionäre Traditionsfeindlichkeit schlägt immer bald in die Notwendigkeit um, neue Traditionen zu stiften; die in der Tradition überlieferten Normen beeinflussen den soziokulturellen Wandel.

Mehrfach setzt sich der Autor kritisch mit der «Volkskunde der Schweiz» von Richard Weiss (aber in welcher nüchterner Wissenschaftlichkeit im Gegensatz zu emotionsgeladenen Tönen von anderswoher!) und mit dem Band «Kontinuität?» auseinander. Die Polemik gegen Josef Pieper wäre wohl nuancierter ausgefallen, wenn dessen Bändchen «Überlieferung. Begriff und Anspruch» (München 1970) hätte mitberücksichtigt werden können. Vielleicht wäre zu prüfen, wie man der Gefahr einer Hypostasierung des Begriffs «Tradition» entgegen könnte, denn schliesslich sind es ja immer konkrete Menschen, die an diesem Vorgang teilhaben.

Iso Baumer

Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Jahrgang 20, 1971, Heft 1: Ethnographische Studien zur Lebensweise – Ausgewählte Beiträge zur Marxistischen Volkskunde. S. 1–126.

Wer sich für politische Volkskunde interessiert oder wer sich gerne in die Probleme und Arbeitsmethoden der marxistischen Volkskunde einführen lassen möchte, den verweisen wir nachdrücklich auf das vorliegende Heft, das sich aller-

dings im dargestellten Kreis auf die DDR beschränkt. Der spiritus rector des Heftes dürfte *Wolfgang Jacobeit* sein; er hat auch den einleitenden Aufsatz geschrieben «Zur Aufgabenstellung der marxistischen Volkskunde im entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus». Aktuelle Fragen werden ferner behandelt von *Günter Lange* «Das Wesen der Heimat aus der Sicht des Marxismus-Leninismus» und von *Hainer Plaul* «Probleme und Methoden volkskundlicher Regionalforschung in der DDR». Es folgen dann einige studentische Beiträge, die als Jahres- und Diplomarbeiten aus dem «Fernstudium Volkskunde» der Humboldt-Universität zu Berlin entstanden sind, nämlich: *Rudolf Harm* «Zur Lebensweise der Mitglieder von Produktionsgenossenschaften des Handwerks. Volkskundliche Untersuchung der ‚PGH Grünes Herz – Metallverarbeitung‘ in Unterschönau, Kreis Schmalkalden», *Albrecht Lange* «Die LPG Gross-Partwitz, Kreis Hoyerswerda, in volkskundlicher Sicht», *Ernst Hofmann* «Volkskundliche Betrachtungen zur proletarischen Familie in Chemnitz um 1900» und *Richard Wolf* «Arbeit und Arbeitsgesellung der Zwickauer Steinkohlenbergarbeiter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts». Der letzte Aufsatz stammt von *Hellmut Bilz*; er stellt eine erweiterte Fassung seiner Abhandlung in den Sächsischen Heimatblättern (siehe Besprechung in diesem Heft) dar, indem neben der rein arbeitstechnischen Seite auch die soziale und ökonomische Seite der Reifendreherei eingehend gewürdigt wird: «Das Reifendreherhandwerk in der erzgebirgischen Spielzeugproduktion des Seiffener Gebietes. Eine volkskundliche Untersuchung zur Geschichte der Produktivkräfte». Wildhaber

Georges Charrière, Les significations érotiques dans les arts sauvages et pré-historiques. Paris, Maisonneuve et Larose, 1970. 212 p., 69 fig. in-texte, 20 pl. avec 37 documents photographiques.

Afin de résumer sommairement les trois chapitres présentés, on peut en dégager deux idées essentielles:

1. L'analyse des figurations érotiques débouche sur des conclusions infirmant la seule explication avancée jusqu'à présent: rites cynégétiques, magie de chasse. Trois spécialistes de l'art préhistorique avaient déjà remis en question cette théorie (M. Raphaël, Leroi-Gourhan, A. Laming) et l'auteur partage leur opinion sur ce point. Par contre lorsque Leroi-Gourhan fonde un système reposant sur l'alternance, la complémentarité, et l'antagonisme des valeurs viriles et féminines, par la sexualisation en deux catégories spécifiques, Charrière garde une certaine réserve devant cette démarche et fait remarquer que la dérive de tous les signes abstraits par rapport à des modèles sexuels semble excessive; il relève, en effet, des contradictions dans ce dualisme exclusif. Pour lui, ce sont avant tout la métaphore et le concept qui sont rattachées à l'expression graphique, c'est-à-dire qu'il considère dans son unité la matière et la notion qui lui est liée. En outre, il estime que la sexualité existe dans cet art en fonction d'une nécessité dialectique, d'une infrastructure économique: aussi lui attribue-t-il une valeur de superstructure idéologique, où l'importance du domaine métaphysique, culturel est considérablement réduite (sauf dans les cas où les rites de passage et l'initiation ont pu avoir une part déterminante). Contrairement à Frazer et d'autres, il pense qu'il est difficile d'accorder une valeur magique ou religieuse aux symboles sexuels de la préhistoire et il préfère donner aux thèmes picturaux une signification allégorique.

2. En restant toujours dans le même courant d'idées, l'auteur soutient que la préoccupation fondamentale de l'homme paléolithique n'était pas d'ordre sexuel, mais social; il suppose que la variation des codes symboliques peut se justifier par des structures matrimoniales ou des classes d'âge différentes par exemple. Après avoir constaté qu'on ne trouve rien dans cet art qui puisse être qualifié de suggestif ou de pornographie, il opte en faveur d'une explication du rôle des messages picturaux par des motivations propres à un contexte économique et politique.

De plus, il dénonce la pudibonderie de bon nombre d'archéologues préhistoriens, qui traitaient certains bas-reliefs et peintures pariétales « d'obscènes, licencieuses, immorales »! et qui accusaient l'homme préhistorique de déviations sexuelles, de bestialité. Cette fameuse promiscuité, implicite suivant la perspective évolutionniste (l'homme étant issu des hordes de mammifères simiens), d'autres, par trop idéalistes, la réfutent et prétendent que l'homme paléolithique aurait été un exemple de « divine perfection ». A ces deux préjugés opposés, l'auteur répond que l'on ne peut dissenter de cette sociabilité polyandrique, de cette polygamie incestueuse, que théoriquement. Dans son optique, les déformations graphiques des représentations érotiques ne traduisent pas des déformations mentales.

Dans son livre, p. 36, Charrière définit ainsi l'utilité de ses recherches: « L'étude de l'apparition des modes et mœurs sexuelles et leur filiation est source de recoupements avec d'autres données archéologiques, car on risque d'y retrouver des archétypes de comportement. » En fait, Charrière soulève plus de problèmes qu'il n'en résout, mais avec l'avantage qu'il ouvre peut-être des horizons à une nouvelle direction de recherches, à une étude sans parti pris, faisant abstraction des tabous qui pourraient la conditionner; il a tout de même le mérite de manier son sujet avec prudence et circonspection, sans la moindre prétention. Brigitte Enz

Alberto M. Cirese, Cultura egemonica e culture subalterne. Rassegna degli studi sul mondo popolare tradizionale. Seconda ed. accresciuta. Palermo, Palumbo editore, 1973. XIII, 359 p.

Hier liegt ein prächtig ausgestattetes, solid gebundenes und auf gutes Papier gedrucktes Buch vor, eine « zusammenfassende Übersicht der Studien über die traditionelle volkstümliche Welt ». Wir halten das Buch für so wichtig, dass wir in einem ersten Abschnitt mit reichlichen Zitaten referieren und in einem zweiten Abschnitt kritisch zur Grundthese Cireses Stellung nehmen wollen. Unter « Kultur » versteht Cirese den ganzen « Komplex intellektueller und manueller Tätigkeiten und Produkte des Menschen-in-Gesellschaft, welches auch immer ihre Formen und Inhalte, ihre innere Ausrichtung und der Grad ihrer Komplexität und Bewusstheit seien, und wie weit sie auch von den Begriffen und Einstellungen entfernt sein mögen, die in unserer Gesellschaft für wahr, gerecht, gut oder ganz allgemein für 'kulturell' gehalten werden » (7). Innerhalb der Kulturen stellt nun Cirese Niveau-Unterschiede fest (dislivelli): die Niveau-Unterschiede zu Kulturen ausserhalb unserer eigenen werden zum Objekt der Ethnologie, die Niveauunterschiede innerhalb unserer eigenen Kultur zum Objekt demologischer (volkskundlicher usw.) Studien (10).

Die kulturellen Niveauunterschiede in unserem Kulturbereich sind im allgemeinen gepaart mit sozialen Niveauunterschieden: « Die Begriffe, das Verhalten und der Kenntnisumfang der 'Eliten' (also der 'herrschenden', 'hegemonischen' Klassen oder Sozialschichten) sind gewiss nicht den Begriffen, dem Verhalten und dem Kenntnisumfang des sogenannten 'Volkes' gleich (also der 'beherrschten', 'subalternen' Klassen oder Sozialschichten): zur Verschiedenheit der sozialen (politischen, wirtschaftlichen usw.) Bedingtheit gesellt sich eine kulturelle Verschiedenheit (der Kenntnisse und Überzeugungen sowie der Sitten und Gebräuche, der Normenbeobachtung und der Geschmacksrichtungen usw.), und darin offenbart sich die ungleiche Teilnahme der verschiedenen sozialen Schichten an der Produktion und am Genuss der kulturellen Güter » (12). Die Volkskunde befasst sich nun mit der Kultur des « Volkes », soweit dieses Träger (und nicht unbedingt Urheber und Produzent) gewisser Kulturgüter ist. Das Kriterium, das den Gegenstandsbereich der Volkskunde vor dem anderer Wissenschaften auszeichnet, ist die « populäre Konnotation » der entsprechenden Güter (Handlungen, Vorstellungen usw.). « Volk » wird also ausdrücklich nicht im ethnischen

Sinne (als Nation) oder im sozialpsychologischen Sinne (als vulgus), sondern als soziale Klasse umschrieben (als beherrschte Klasse).

Im weiteren Verlauf schildert Cirese die vielfältigen Möglichkeiten, an das so umschriebene Thema heranzugehen: mehr unter historischem oder mehr unter soziologischem Gesichtspunkt, «historizistisch» oder «naturalistisch», diachronisch oder synchronisch, auf der Ebene der Symbole und Zeichen oder auf der Ebene des Materiellen und Bewirkten. Dann werden die hauptsächlichsten Forschungsrichtungen beschrieben: antiquarische Interessen und romantische Volksbegeisterung, vergleichende Mythologie, Evolutionismus, Diffusionismus, Funktionalismus, Idealismus (Croce), Marxismus (Gramsci), Strukturalismus. Sehr aufschlussreich ist die Beschreibung der kulturellen Dynamik und ihrer Prozesse (Aufkommen, zeitliche Erstreckung, räumliche Verbreitung, soziale Verschiebung; Poly- und Monogenese; Tradition und Innovation, Variante und Elaboration; Enkulturation, Akkulturation usw.). Natürlich fehlt ein Kapitel über die Terminologie nicht; es scheint sich in Italien ein Überwiegen des Terminus *Demologia* und *Studi demologici* abzuzeichnen.

Im methodischen Abschnitt schildert Cirese klar und knapp die Forschungstechniken und zeigt ihre enge Verbindung mit theoretischen Grundlagen auf; es geht um die Sammlung von Daten (durch Exzerpte oder Enquêtes) und die Behandlung der gesammelten Daten (durch Dokumentation und Analyse). Eigentlich wissenschaftlichen Wert kann nur die Analyse beanspruchen, die über die Klassifikation hinauskommt und durch die vergleichende, die historisch-geographische und die morphologisch-strukturalistische Methode den Erkenntnisstand erweitert und vertieft.

Ein Abschnitt C gibt den «Schlüssel für bibliographische Verweise». Leider sind hier die sehr zahlreichen Abkürzungssiglen und die Autorennamen im gleichen Alphabet untergebracht, und die Siglen sind – aus rein typographischer Marotte – mit Majuskeln und Kapitälchen – und erst noch uneinheitlich – gesetzt, so dass sie kaum lesbar sind. Die Bibliographie erwähnt nur im Text exemplarisch erwähnte Bücher (aber nicht alle) und gibt also keine Übersicht etwa über die Werke bestimmter Autoren oder zu einem bestimmten Thema. Die deutschsprachige Forschung ist sozusagen ganz ausser acht gelassen.

Im Zentrum steht die Einteilung der menschlichen Kultur nach dem marxistischen Muster in zwei Klassen auf Grund sozio-ökonomischer Verhältnisse (sie beruft sich übrigens auf fünf von Antonio Gramsci ca. 1930 im Kerker geschriebene, aber erst 1950 veröffentlichte Seiten über Folklore.) Das hat den Vorteil, dass hier Volkskunde entschieden als Bestandteil der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschichte gesehen wird und nicht ein ästhetisch verbrämtes Eigenleben führt. Das hat aber auch den Nachteil, dass zugunsten des Dogmas Fakten auseinandergerissen werden, die historisch-psychologisch doch wohl eher zusammengehören. Cirese selbst erwähnt den Fall der Totenklage, die – wenn von den oberen Schichten im antiken Griechenland geübt – nicht Objekt der Volkskunde ist, sondern es erst dann wird, wenn sie in die peripheren, subalternen Schichten wie heute in Süditalien gesunken ist. Das hat schwerwiegende Folgen. Jedenfalls wäre ich jetzt ratlos, wie ich Wallfahrtsvolkskunde betreiben sollte, wo doch an Wallfahrten in früheren Jahrhunderten wie heute je verschiedene oder alle sozialen Schichten (aber nicht jeweils nur zwei!) teilgenommen haben und teilnehmen. Es gibt schliesslich auch ernsthafte Forscher, die die Zweiklassentheorie für nicht bewährt, d.h. für falsifiziert erachten. Gerade in der heutigen Gesellschaft gehen die Kategorien «herrschend-beherrscht» quer durch alle Schichten und quer durch den einzelnen Menschen hindurch: wenn man zu der ökonomischen Abhängigkeit auch noch die psychologische und ideologische nimmt (warum auch nicht?), wird die Angelegenheit erst recht unübersichtlich: ein Minister kann seinen privaten Leidenschaften frönen und

ein Parteisekretär seinem unersättlichen Machtstreben erliegen, und beide sind Mensch-in-Gesellschaft, d.h. einer Gruppe zugehörig, die den gleichen (Sex- bzw. Macht-Zwängen) ausgeliefert sind.

Wie man sieht, geht aller Beschäftigung mit Volkskunde eine anthropologisch-philosophische Vorentscheidung voraus, und jede Vorentscheidung fördert neue Einsichten zutage und verdeckt andere. Nur, die allgemeine Verpflichtung auf eine bestimmte Vorentscheidung – etwa von Staates wegen – würde mir Grauen einjagen.

Iso Baumer

Jürg Biemann, Die Lebensverhältnisse im Urnerland während des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Basel und Stuttgart, Helbing & Lichtenhahn, 1972. 229 S. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, 126).

Die Untersuchung ist als Frucht einer Neuorientierung in der Geschichtsschreibung entstanden, wie sie vor allem in Frankreich unter dem Kennwort «Histoire totale» angestrebt wurde. Diese will die Vergangenheit als Ganzes erfassen, unter Einbezug wirtschaftlicher, demographischer, soziologischer und sogar klimatologischer Faktoren. Eine solche Geschichtsschreibung rückt die zahlenmässig dominierenden unteren Volksschichten in den Mittelpunkt, statt der traditionellen Dynasten und Militärs. Die Statistik ist dabei zu einem wichtigen Hilfsmittel geworden; es wird mit genauem Kalkül, mit Tabellen und Graphiken gearbeitet. Der Ordinarius für Schweizergeschichte an der Universität Basel, Markus Mattmüller, führt seine Doktoranden im Rahmen sozialhistorischer Arbeitsgemeinschaften in diese Forschungsweise ein. Die Dissertation von Jürg Biemann über Uri stellt die erste abgeschlossene Studie dieser Art dar, weitere werden ihr bald folgen oder sind bereits ebenfalls erschienen (so über das Entlebuch und das Schwarzbubenland). Dass der Volkskundler schon durch die Problemstellung, wonach das einfache Volk, nicht die Führerschicht im Mittelpunkt der Betrachtung steht, einer solchen Arbeit mit besonderem Interesse begegnen wird, liegt nahe. Bevor wir aber Biemann's Leistung aus der Sicht der Volkskunde werten, sei zuerst ein thematischer Querschnitt gegeben.

Eingangs begründet Biemann die Wahl Uris als Gegenstand seiner Untersuchung. Es veranlassten ihn dazu die Geschlossenheit des politischen und wirtschaftlichen Gefüges, die einzigartigen Formen der staatlichen und wirtschaftlichen Organisation, die konsequente Hinwendung des Landes zu Viehzucht und Alpwirtschaft, aber auch die Beobachtungsmöglichkeiten fremder Einflüsse längs der Gotthardlinie. Nach einer Darstellung der politischen, kirchlichen und bildungsmässigen Verhältnisse kommt der Autor auf die Mentalität der damaligen Urner Bevölkerung zu sprechen, ein, wie er bemerkt, besonders heikles Thema, das wie der verwandte Begriff des Volkscharakters starken Verzeichnungen ausgesetzt ist. Erfreulicherweise lehnt Biemann eine monokausale Erklärung der Lethargie ab, mit der sich die Bevölkerung Neuerungen und Reformen gegenüber verhielt. Ein ausgedehntes Kapitel befasst sich mit der Bevölkerungsentwicklung. Biemann belegt, dass die relativ gleichbleibenden Zahlen des 18. Jahrhunderts nur durch jährliche Abwanderung zu erklären sind. Gerade in diesem Zusammenhang ergibt sich für den Volkskundler eine Fülle aufschlussreicher Fakten, die ihm zwar teilweise schon bekannt waren, für die er nun aber im 18. Jahrhundert einen statistisch erhärteten Beleg erhält, so z.B. wenn in der Gemeinde Silenen nicht weniger als 96,2 Prozent aller Ehepartner aus der eigenen Dorfschaft stammten und rund 40 Prozent blutsverwandt waren (S. 40). Dazu eine kleine kritische Bemerkung: Wenn dieser hohe Anteil von Verwandtschaftsehen Biemann erstaunt, so wäre ein Blick in die volkskundliche Literatur, auf das nämlich, was sie über den alpinen Hengert sagt, sicher von Nutzen gewesen. Dies hätte dem Autor ein Suchen nach entlegeneren Gründen erspart.

Der Historiker geht dann den äusseren Einflüssen, dem Klima und Wetter nach. Die Naturkatastrophen werden genau registriert und als wichtige, das Leben der Menschen und ihre Mentalität beeinflussende Faktoren gewertet. Von zentraler Bedeutung ist das Kapitel über die Agrarwirtschaft. Im 17. und 18. Jahrhundert bildete die Alp- und Viehwirtschaft das ökonomische Rückgrat des Standes Uri. Der Ackerbau war schon seit Ende des 17., spätestens aber anfangs 18. Jahrhundert beinahe gänzlich eingegangen. Diese Monokultur hatte schwere Konsequenzen. So musste trotz der Einführung der Kartoffel – der erste Anbau reicht in die dreissiger Jahre des 18. Jahrhunderts – ein Grossteil der Nahrungsmittel von auswärts zugekauft werden. Daneben war die Sammelwirtschaft – Kastanien, Obst, Beeren und Kräuter – vor allem für die ärmeren Schichten lebenswichtig. Das alles ist nicht neu. Gerold Meyer von Knonau, Robert Kistler und Martin Kiem, auch Ralph Bircher, haben darüber berichtet. Was nun aber Biemann im einzelnen über die Alpwirtschaft und Viehzucht, das Waldwesen, den Bergbau usw. ausführt, liest sich anschaulich und ist von hohem dokumentarischem Wert. Weitere Kapitel beschreiben den Handel und Verkehr, den Soldatendienst, die Industrie und das Gewerbe.

Am interessantesten waren für den Rezensenten die Ausführungen über den Lebensaufwand, die Preise und Löhne, die Ernährung, weil hier zum ersten Mal für diese Zeit genaue Daten erarbeitet werden. Als Grundlage dienten hauptsächlich die Haushaltsbücher des Klosters St. Lazarus in Seedorf u.ä. Bei der Ernährung wird – eine für historische Arbeiten in der Schweiz wohl ausgesprochene Neuerung – der Bedarf einer durchschnittlichen Urnerfamilie ermittelt, wobei die damalige Körpergrösse mit dem effektiv zur Verfügung stehenden Nahrungsmenge in Relation gebracht wird. Dabei wird mit Kalorien und Vitaminen gerechnet. Ergebnis: die Eigenproduktion einer solchen bäuerlichen Durchschnittsfamilie deckte etwa Dreiviertel des Nahrungsbedarfes. Aber die Speisenfolge war sehr eintönig. Die Einseitigkeit führte zu einem Mangel an lebenswichtigen Vitaminen und Mineralien (B-Vitaminen und Eisen), der bestimmte Erkrankungen bewirken musste. Diese theoretische Folgerung kann Biemann durch praktische Belege aus der Zeit erhärten. Es waren Fieberzustände «rheumatisch-gastrischen» und «katharisch-gastrischen Charakters», an denen die Urner vor allem litten. Die Mangelhaftigkeit der Ernährung mag mit auch gewisse psychische Störungen und auffällige Gestimmtheiten verursacht haben, wie den von Reisenden festgestellten Hang zu Schwermut und Schwärmerei. Gesamthaft stellt Biemann zum Thema «Lebensaufwand» fest: «Bei bescheidenen Ansprüchen und unter günstigen Voraussetzungen konnte die durchschnittliche Urner Familie ihren Lebensaufwand ausreichend bestreiten. Doch stand ihr Haushalt auf recht schwachen Beinen und geriet schon durch kleinste Erschütterungen erheblich ins Schwanken. Bei grossen oder dicht aufeinanderfolgenden Ereignissen, seien es Missernten, Kriege oder persönliche Schicksalsschläge, brach er vollends zusammen.» (S. 191.) Abschliessend wendet sich Biemann der sozialen Gliederung zu. Die alte Vorstellung, Uri sei ein Land der vorbildlichen Demokratie gewesen, muss aufgegeben werden. Im Gegenteil, eine kleine Elite führender Familien hatte die wichtigsten Positionen in Staat, Wirtschaft und Militär inne. Dies äusserte sich vor allem im Armenwesen. Hier korrigiert Biemann noch jüngst publizierte Ansichten, Uri habe vor der Französischen Revolution nie wirkliche Armut gekannt. Besonders drückend war der Pauperismus im 19. Jahrhundert, wo in einzelnen Gemeinden bis zu 50 Prozent der Einwohner unterstützungsbedürftig waren. Erst der Eisenbahnbau in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts brachte die entscheidende Wende. Die sozial engagierte Haltung des Autors ist gerade in diesen Kapiteln unverkennbar. Trotzdem vermeidet er Verallgemeinerungen und Übertreibungen, so wenn er erwähnt, dass es trotz allem hie und da einem Angehörigen der einfachen Familien gelang, in die obersten Staatsämter aufzusteigen

oder dass die 15–20 Familien der Oberschicht im Land als sehr reich galten, verglichen aber mit andern Kantonen nur als wohlhabend zu bezeichnen seien.

Bielmanns Arbeit verdient hohe Anerkennung. Es bestechen die Sorgfalt bei der Auswertung des weitschichtigen Quellenmaterials, die scharfsinnige Analyse, das kluge Abwägen, der klare, sachliche Stil. Gerade der Volkskundler zieht reichen Gewinn aus der Lektüre. Zusammenfassend sei gesagt, dass diese Neuorientierung schweizerischer Geschichtsforschung sehr zu begrüßen ist. Damit löst sie sich aus der Sterilität einer Fragestellung, in der sie vielfach in den letzten Jahrzehnten befangen war. Dank Arbeiten wie der von Bielmann wissen wir ein Stück weit besser, wie die Dinge damals wirklich waren. Paul Hugger

Cécile Ernst, Teufelsaustreibungen. Die Praxis der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert. Bern/Stuttgart/Wien, Verlag Hans Huber, 1972. 147 S.

Die medizinhistorischen und psychiatrischen Anliegen dieser Untersuchung (Besessenheit als Hysterie, Exorzismus als Vorläufer der modernen Psychotherapie, erste ausführliche psychiatrische Krankheitsgeschichten u.a.) sollen hier nicht referiert, es soll nur auf für den Volkskundler Wichtiges hingewiesen werden. Da ist zum einen die Feststellung, dass «die Besessenheit... eine von der Gesellschaft geformte Krankheit ist», «ein geschichtlich gewachsenes Modell einer akuten geistigen Störung», die «nach einem jahrhundertealten Ritus behandelt» wurde, und zwar gewöhnlich «in der Kirche vor einer grossen Menschenmenge» (S. 124, 132; vgl. heute: Individualtherapie oder Gruppentherapie ohne Mitwirkung der Öffentlichkeit). Die Kranken waren «Tagelöhner, Dienstboten, Handwerkersfrauen und Nonnen einfacher Herkunft» (S. 11), die «durch ihre Krankheit politischen und religiösen Einfluss gewinnen und ihre soziale Position verbessern» konnten (S. 125). So geben die Protokolle der Exorzisten «höchst lebendige und detaillierte Momentaufnahmen von Persönlichkeiten aus Gesellschaftsschichten, welche die damalige Geschichtsschreibung zu übersehen pflegte» (S. 9). – Die Besessenen wurden als Opfer, die Hexen dagegen als Verbündete des Teufels angesehen (S. 89); Besessene stilisierten ihr Verhalten und ihre Visionen gerne nach gängigen Vorstellungen.

Zum andern bietet das Buch, ohne dass es selber dieses Ziel hätte, einen Beitrag zum Fragenkomplex Märchen/Sage und Wirklichkeit, der vor allem von Friedrich von der Leyen, Friedrich Ranke und Lutz Röhrich zur Diskussion gestellt worden ist. In der von Cécile Ernst dargestellten Welt der Besessenen finden sich Parallelen u.a. zu folgenden Erzählmotiven: zur Ausschickung und Reise in Mythen, Märchen und Schwänken S. 37 (vgl. das Stichwort Wallfahrt), zum Anschwellen von Körperteilen sowie zur zeitweisen Sprechunfähigkeit in der Sage S. 57, 64, 69, 117, zur nur teilweisen Erlösung (ein Schwanen- oder Rabenflügel bleibt) S. 38 (der linke Arm bleibt gelähmt), vgl. S. 23, 41, 44, 61 f., 72, zur Verwünschung siehe das Stichwort Fluch, zur Teufelsweihe S. 70, 72, 89, zum reinigenden Schlagen mit Ruten S. 88, zur Schwarzen Prinzessin S. 36 f., zum Teufel der Legende, der in Engelsgestalt erscheint S. 55, 93, zum Umschlag Heiligkeit/Teufelsverfallenheit S. 109, zum «Stellen» S. 90, zum Einspruch von Dämonen bzw. spukenden Toten gegen Geistliche, die sie zu bannen versuchen (Vorhalten eines kleinen Vergehens) S. 44... Schon die blosser Aufzählung macht deutlich, dass Wirkliches Quelle für Erzählmotive sein kann, dass aber auch umgekehrt Erzählmotive und -abläufe Anregungen zu realem Verhalten geben können. In Erzählungen kann sich, direkt und indirekt, Wirklichkeit spiegeln, die Wirklichkeit ihrerseits imitiert oder plagiiert zuweilen die Dichtung. Zu diesen wohlbekannten Tatbeständen legt C. Ernsts Untersuchung bemerkenswerte Beiträge frei. M. Lüthi

Sheila St. Clair, *Psychic phenomena in Ireland*. Cork und Dublin, The Mercier Press, 1972. 128 p. (Mercier Paperback).

1957 stellte Richard Weiss in seiner Besprechung eines Buches über Parapsychologie fest (SAVk 53, 38f.): «In der Tat müssen angesichts der parapsychologischen Möglichkeiten die volkskundlichen Begriffe ‚Aberglauben‘ und ‚Sage‘ nicht nur stofflich anders umschrieben, sondern grundsätzlich neu definiert werden.» In dieser Feststellung wird man voll und ganz bestärkt, wenn man das vorliegende irische Büchlein über «psychische Erscheinungen» liest. Die Verfasserin ist Journalistin und Mitarbeiterin an Radio und Television; man spürt ihre leichte Gabe der Mitteilbarkeit aus der Lektüre heraus, aber man hat nie das Gefühl, den Boden des Selbsterlebten und des strengen Studiums zu verlieren. Es mag sein – man möge mir diese ethnische Verallgemeinerung zugute halten –, dass bei den Kelten die «extra sensory perception» (ESP), «the other sense» oder «the sight» besonders wirksam sind; wir hören in Mitteleuropa vielleicht mehr von der Seite der Charlatanerie oder gar des Betrugers, und vergessen darob, dass gleiche Erscheinungen auch bei uns unter strengster Kontrolle wirksam werden können. (Man müsste auch beim russischen Volk derartige Phänomene erwarten.) Die Verfasserin schildert «Erlebnisse» wie dasjenige des Poltergeistes, des «alter ego» und des Seelentieres, der Todesvorzeichen, des Schwebens und weiterer unerklärbarer Vorkommnisse von einer ganz anderen Seite her als wir sie zu sehen gewohnt sind. Man ist versucht, eine neue Definition der Sage zur Diskussion vorzulegen: wir haben die parapsychologischen Ersthandberichte (solche legt Sheila St. Clair uns vor) und Selbsterlebnisse; werden diese von anderen Leuten weitererzählt, so betrachtet man sie als Sagen. (Übrigens verweist die Verfasserin gelegentlich selbst auf Sagen als Gefäße ähnlicher und paralleler Inhalte.) Eine frappante Ähnlichkeit zeigt sich z.B. im Erlösungsbedürfnis der «armen Seelen» der Sage und einzelnen parapsychologischen Erscheinungen. Die Verfasserin erzählt von einer Erscheinung, Mary genannt, die eine Mrs. R. beunruhigt und belästigt, so dass Versuche unternommen werden, mit Mary in Kontakt zu kommen. «After long and difficult explanations, Mary was persuaded to leave her friend Mrs. R. alone, and strengthened by the prayers and heartfelt sympathy of the assembled company, she seemed happy to do so, her fears in part, at least, assuaged.» Und Mrs. R. sagt von Mary: «She came to me for help, and I don't want the poor lonely soul upset or frightened any more» (S. 75 f.).

Wildhaber

Kevin Danaher, *The year in Ireland*. Cork, The Mercier Press, 1972. 274 p., 35 ill.

Kevin Danaher füllt mit seinem Buch über das Brauchtum des Jahreslaufes in Irland eine schmerzlich empfundene Lücke. Er hat durch Jahre hindurch das Material hierfür gesammelt und Teile daraus auch veröffentlicht, aber der Überblick über das Ganze hat bis anhin gefehlt. Es muss allerdings festgestellt werden – und Danaher sagt es selber – dass das Material zur Hauptsache gedruckten Quellen entnommen ist; diese werden denn auch ausgiebig zitiert. Vieles kann er aus seiner eigenen Kindheit beisteuern (er ist in der Co. Limerick aufgewachsen). Das gedruckte Material bringt es mit sich, dass die zeitliche Fixierung der einzelnen Bräuche und Brauchelemente ganz unterschiedlich und uneinheitlich ist. Gelegentlich wird vermerkt, ein Brauch habe «till recently» bestanden; was aber «recent» nicht nur sub specie aeternitatis sondern auch sub specie hominis bedeutet, ist doch zu wenig genau fixiert. Ganz allgemein hat man den Eindruck, es handle sich um vergangenes, erloschenes Brauchtum. Aber hier hätte man gerne Genaueres über das Wann und Warum erfahren; auch wäre es aufschlussreich gewesen, über die heutigen Zustände Aufschluss zu bekommen. Offenbar war das nicht in Danahers Absicht. Dafür bringt er einzelne Kapitel aus früherem

Brauchtum in reich ausgebreiteter und wohl dokumentierter Fülle. Besonders herauszuheben sind die Abschnitte über Saint Brighid's Day (mit den zahlreichen Formen der Brigittenkreuze), Chalk Sunday, Saint Patrick's Day, Easter, May Day (sehr ausführlich!), Midsummer, The First and the End of the Harvest, Samhain und Christmas. Das Buch beschliesst mit einer nützlichen Bibliographie älterer und neuerer Titel; ein Index erleichtert das Auffinden von Brauchelementen. Wildhaber

Felix J. Oinas, Studies in Finnic-Slavic folklore relations. Selected papers. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 1969. 214 p. (FFC, 205).

In diesem gewichtigen FFC-Band vereinigt Felix Oinas zwölf Aufsätze, die sich alle um das Thema des slavischen Einflusses auf die balto-finnische Folklore gruppieren lassen. Gelegentlich werden auch andere finno-ugrische Völker einbezogen, vor allem die Mordwinen. Das Ausgangsmaterial sind erzählende Lieder («narrative songs») und Sagen. Ein Teil der Aufsätze ist bereits früher in verschiedenen Aufsätzen publiziert worden (meist in finnischer Sprache), andere sind hier zum erstenmal gedruckt. In seiner Einführung gibt Oinas zunächst einen Überblick auf die balto-finnischen Lieder und Sagen, bei denen der slavische Ursprung schon nachgewiesen ist. Der umgekehrte Fall, dass balto-finnische Lieder auf slavische eingewirkt hätten, kommt – nach Oinas – kaum vor. Die Behandlung der einzelnen Lieder und Liedkomplexe ist von Oinas mit meisterhafter Überlegenheit und Stoffkenntnis durchgeführt, und es ist ein Genuss, seinen Ausführungen zu folgen. Die Titel der vier ersten Lieder lauten (deutsch übersetzt): Das Mädchen von Kaloiniemi; Das Mädchen, das am Brunnen verweilte; Die misshandelte Braut; Die verlorene Gans. Strukturell verwandt mit dem vierten Lied ist das nächste: Die Suche nach dem verlorenen Kind. Es erzählt, wie das Jesuskind von seiner Mutter Maria fortschlich und wie sie sich nun auf die Suche nach ihm aufmacht. Es folgen «Einige Motive balto-finnischer Kriegs- und Soldatenlieder». Der nächste Aufsatz behandelt «Zusammenstellungen von Warnungen in finnischen und slavischen Volksliedern»; wenn diese Warnungen nicht befolgt werden, droht Unheil. Die nächste Frage, ob ein russischer Einfluss auf die Wortfolge des karelisch-finnischen Epos festzustellen sei, wird von Oinas verneint. Die neunte Abhandlung befasst sich mit einer interessanten Wanderlegende. Es gibt in Nordrussland und Sibirien Angaben über unterdrückte Kleinvölker, die «in die Erde hinein gingen», «die sich selbst lebendig verbrannten» und «die unter der Erde zugrunde gingen». Oinas weist nach, dass diese Legenden vor allem dort vorkommen, wo wir eingefallene Gruben finden, in denen es Menschenknochen und vielleicht auch Schätze hat. Unterdrückte Völker identifizieren sich dann mit dem Schicksal des «Volkes, das sich unter die Erde zurückzog». So konnten diese Legenden sich leicht auf polnische und litauische Stämme übertragen lassen. Der folgende Aufsatz behandelt das bekannte Thompson-Motiv K 555. 1. 1; Oinas betitelt es «Die Legende von der Qual des Flachses»: jemand, der in die Gewalt des Teufels gefallen ist, kann ihm entinnen, indem er die nicht endenwollende Geschichte von den Torturen des Flachses erzählt. Die nächstfolgenden Legenden vom Tier, das sich freiwillig als Opfertier anbietet, sind besonders interessant. Zunächst sind es wilde Tiere, die kommen; diese werden später ersetzt durch Haustiere. Darin kann der Übergang von der Jägerkultur zur Ackerbauernkultur reflektiert sein. Wenn Oinas schreibt (S. 201): «There can be no doubt that we have reflected here remnants of very ancient beliefs», so hat er zweifellos Recht, und es fragt sich nur, ob nicht das Thema in einem weiter gespannten Rahmen behandelt werden müsste, besonders wenn man bedenkt, dass wir es bereits in der Antike und in Thrazien finden (siehe: Jean Tolstoï, Un miracle d'Achille dans l'île Blanche, in: *Revue archéologique* 26, 1927, 203, und Paul Perdrizet, Cultes et mythes du Pangée, in: *Annales de l'Est* 24, 1910, 18–20).

Auch der letzte Aufsatz führt in weiterreichende Gebiete; er heisst: «Geister, Teufel und geflohene Soldaten». Geister in russisch und finnisch Karelien zeichnen sich dadurch aus, das sie grosse Knöpfe auf ihren Kleidern haben und so wie Soldaten aussehen. Es kann sich also in Tat und Wahrheit um desertierte Soldaten handeln, die dem 20 Jahre dauernden russischen Militärdienst entronnen waren und nun ein Brigantenleben führten. Unter diese mischten sich wohl auch richtige Diebe und Räuber. Eine Reihe von Memoraten über sie scheint diese Vermutung zu bestätigen. Wildhaber

Félix Rousseau, Légendes et coutumes du pays de Namur. Bruxelles, Ministère de la culture française, 1971. 197 p., 20 ill. Réimpression de l'édition de 1920. (Commission royale belge de folklore, Section wallonne. Collection: Folklore et art populaire de Wallonie, 2.)

Wir dürfen den Herausgebern dankbar sein, dass sie diese ergiebige und längst vergriffene Sammlung von Sagen und Bräuchen aus der Gegend von Namur neu haben auflegen lassen. Das Material stammt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Vor allem enthält die Sammlung der Sagen einige schöne Beiträge zur vergleichenden Sagenforschung. Neben grösseren zusammenhängenden Sagengruppen wie Reine Brunchaut, Sarazenen, Karl der Grosse und die vier Haimonskinder finden sich zahlreiche Einzelmotive wie: Kirche in einer Nacht gebaut, Hufeisen verkehrt, Weiber von Weinsberg, Kirchenbausage, Taufe totgeborener Kinder (das Kind wird lebendig und erhält den Namen Mort). Weiter bringt Rousseau Beiträge zu den «dames du temps jadis», «mauvais seigneurs châtiés», «nutons», «fées» und zur goldenen Schatzziege. Vom Brauchtum seien vor allem erwähnt die Jahresfeuer, Kirchweih und Knabenschaft, Lebenslauf, Jahreslauf, die oft beschriebenen «marches militaires» in Belgien, die Stelzenläufer und die Angaben zu der berühmten Biersorte «keute». Wildhaber

Emiliano Giancristofaro, Il mangiafavole. Inchiesta diretta sul folklore abruzzese. Firenze, Leo S. Olschki, 1971. VIII, 340 p., 21 fig. (Biblioteca di «Lares», 32).

Wir können einen gründlichen und gewichtigen Volkskundeband aus den Abruzzen anzeigen. Es handelt sich um eine Materialsammlung, und wir sind froh, dass es eine solche ist, denn Materialsammlungen, die für eine vergleichende Volkskunde dienlich sind, besitzen wir aus den italienischen Gegenden – mit Ausnahme etwa von Sizilien und dem Friaul – nicht allzu viele. «Radio Abruzzo» gab den Auftrag zur Sammlung (von der Radiosprache rührt auch der Titel her, in Anlehnung an mangiadischì, mangianastri) und strahlte sie in wöchentlichen Sendungen aus. Die eigentlichen «favole», die im Titel angekündigt sind, werden allerdings erst in einem weiteren Band folgen. Die Abruzzen sind besonders reich an volkskundlichen Äusserungen einer noch nicht technisierten Gemeinschaftskultur, vielleicht gerade weil die Gegend arm und isoliert ist und eine Industrialisierung sich bis anhin nicht lohnte (an kapitalistischen Massstäben gemessen). Das gebotene Material ist reichlich mit Dialektausdrücken und Dialekttexten versehen, die in vielen Fällen ins Schriftitalienische übertragen sind. Am Beginn des Buches sind Volkslieder (nur die Texte) der verschiedensten Art verzeichnet: Liebes-, Arbeits-, Ernte- (Traubenernte, Olivenernte), Wiegen- Kinder-, Scherz-, Hochzeits- und Klagelieder. Dann folgt die Beschreibung des Lebenslaufs, bei dem auf einige Punkte besonders hingewiesen werden soll: Kinderamulette, Wurmseggen, Antoniusfeuer, Muttermilch im Glauben, Kult der hl. Agatha und Scholastica, Sonne «waschen», Kerzen auf Friedhof. Bei den religiösen Festen, die danach folgen, stehen die Marienfeste an erster Stelle; am Aegidiusfest findet ein Spielzeugmarkt statt; mit dem hl. Domenicus ist der Schlangenkult im Zusammenhang; der hl. Donatus ist der Schutzpatron für Epileptiker; weitere Feste sind verbunden mit den hl. Martin, Blasius und Antonius (Abt); am Schluss

stehen noch kurze Angaben zu den Votivbildern in den Abruzzen. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit dem Volkstanz (besonders dem saltarello), der Traumdeutung und den Vorzeichen, der Volksmedizin, dem Glauben an den Einfluss des Mondes und dem Hexenwesen. Besonders ausführlich wird die «Welt der Magie» behandelt; in diesem ganzen Abschnitt fällt die erstaunlich grosse Zahl von Segen, Schutz- und Abwehrformeln auf, die für alle möglichen Zwecke verwendet werden. So gibt es Segensformeln gegen den bösen Blick, den Rotlauf (meist wird Jesus der «Heiland» angerufen), die Gelbsucht (man bekommt sie, wenn man gegen den Regenbogen uriniert), das Bauchweh, das Gerstenkorn im Auge, das Zahnweh und andere Krankheiten; auch um Unwetter und Hagel abzuwenden, braucht man Segen. Weiter wird das Brauchtum beschrieben, das Weihnachten und Neujahr zugehörig ist. Sehr schön sind die religiösen Lieder und die Gebete, die nun folgen. Marienklagen während der Osterwoche, Gründonnerstaglied, Karfreitaglied, Weihnachtsgebet, Arme-Seelen-Gebet, Vater-unser im Dialekt, Alexius-Legendenlied. Den Abschluss bildet ein Abschnitt über das Hirtenwesen mit zahlreichen Liedbeispielen aus dem armseligen Leben der Hirten. Wildhaber

Kernavė. Vilnius 1972. 434 S., Abb. Beiliegende Zusammenfassungen in Deutsch, Englisch oder Russisch.

Unter der Hauptredaktion von Vacys Milius ist hier eine schöne Monographie des Kernavė-Landes in Litauen entstanden, die durch beigelegte Zusammenfassungen wenigstens teilweise einigermassen erschlossen wird. Die volkskundlichen Themen der uns durch deutsche oder englische Zusammenfassungen zugänglichen Artikel seien hier stichwortartig aufgeführt: Viehzucht, vor allem im 19. Jahrhundert; bis in die jüngste Zeit haben sich im Zusammenhang mit der extensiven Viehhaltung archaisch-magische Bräuche des Viehschutzes erhalten. Nachbarhilfe hat sich bis in unsere Zeit erhalten, vor allem im Zusammenhang mit Ackerbau und Hausbau (früher auch mit Schafzucht und Federschleissen). Das Schmiedehandwerk blieb früher traditionell in der gleichen Familie; heute ist das nicht mehr der Fall. Wichtig ist ein Beitrag zur Ernährungs-Volkskunde: Wandel der Mahlzeiten, verglichen an drei Perioden unseres Jahrhunderts. Zu einem weiteren europäischen Thema, demjenigen des Landtransportes, findet sich ebenfalls ein Beitrag über Karren, Schlitten und Pferde-Anspannung. Dekoriertes, weisses und buntes Gewebe: Handtücher, Tischdecken, Bettdecken; die Muster sind ähnlich wie diejenigen im Masurengebiet. Familienleben und Kinderarbeit. Volksmedizin, hauptsächlich Heilkräuter. Freizeitbeschäftigung. Volkslied und Musikstil (500 Lieder wurden aufgenommen; einige werden im Buch publiziert). Die Märchen verschwinden; an ihrer Stelle sind historische Sagen und Schwänke beliebt. Repertoire eines Erzählers (vor allem Sagen). Wirkung der Märchen auf die Kinder. Volksglauben: Teufel, Hexen, Zauberer; Feen (laumės) sind schon beinahe unbekannt. – Es fehlt uns immer noch der Abriss der litauischen Volkskunde in Deutsch oder Englisch, entsprechend dem Abriss der estnischen Volkskunde. Wildhaber

Dagligliv i Danmark i det syttende og attende århundrede. 1720–1790. Redaktion Axel Steensberg. Kopenhagen, Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, 1971. 695 S., Abb., 7 Farbtaf.

Vom umfangreichen «Alltagsleben»-Werk in Dänemark sind bisher drei Bände publiziert, welche die Zeit von 1620–1720 und das 19. und 20. Jahrhundert erfassen. Nun ist der dazwischen liegende Band 1720–1790 erschienen, ebenfalls unter der umsichtigen Redaktion von Axel Steensberg und mit ähnlicher Einteilung und Gestaltung wie bei den früheren Bänden. Es handelt sich wieder um ein Gemeinschaftswerk mehrerer Verfasser. Besonders eindrucklich ist auch hier die Fülle

zeitgenössischer Illustrationen. Dänemark war damals ein bedeutendes Königreich, in dem sich neben gewichtigen deutschen Einflüssen auch französische Mode-Einwirkungen auf die vornehmen Kreise auswirkten. Eine massgebende Rolle spielte der Pietismus. Alle diese Erscheinungen wirkten sich in den Formen alltäglichen Lebens aus. Die Kapitelüberschriften geben ein eindruckliches Bild von der Vielfalt der behandelten Themen: Volksbrauch und Volksglauben im Jahreslauf, Volksfrömmigkeit, Geistliche und Prädikanten, Unterweisung auf dem Dorf, Gemeinschaft und Sittlichkeit (Schandenstrafen), vornehme Manieren, Volksbelustigungen, Arzneiwesen, Bettler und Armenwesen, Missetaten und Strafen, Stadtverwaltung, Marktwesen, Mode und Kleidungsstücke, Genussmittel und Nahrung, Städtewesen, Markt und Verkauf, Handwerker und Zunftwesen, Alltag des Bauern, das Dorf, Kunstgewerbe, Herrschaft und Dienerschaft, Fischerei, Transportwesen. Die angeführten Literaturverweise bringen zur Hauptsache dänische Titel.

Wildhaber

Marie Grass-Cornet, Aus der Geschichte der Nordtiroler Bürgerkultur, dargestellt an der sechshundertjährigen Geschichte der Familie Fuchs unter Mitberücksichtigung versippter Geschlechter. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1970. XVI, 360 S., 62 Abb. im Text, 16 Taf. (Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte, 6.)

Der Untertitel des Buches bezeichnet sich als «Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Wirtschaft, besonders der Gaststättenkultur, der Haller Stadtköche, des Orgelbaues und der Malerei in Tirol». Man sieht also, genug der verheissungsvollen Themen! Wir würden uns wohl nicht so sehr für diese liebevoll geschriebene Darstellung einer mehr als 600jährigen Familie interessieren, aber eine solche muss – sofern sie nicht bei der Aufzählung von Namen und bei einem blossen Stammbaum bleiben will – ihre Stellung im Gemeinwesen aufweisen und damit zu einer Kulturgeschichte beitragen, die vieles näher und deutlicher erkennen lässt, weil greifbare und vorgestellte Individuen die Gestalter dieser Kleinkultur sind und nicht eine namenlose Gruppe oder Gemeinde. So findet sich denn beim Lesen dieser «Familiengeschichte» eine geradezu erstaunliche Fülle von volkskundlichen Fakten der verschiedensten Art, die durch ein peinlich genau ausgearbeitetes Register erschlossen werden. (Man sollte aber die Angaben nicht herausgerissen, sondern im Zusammenhang lesen!) Einige Punkte sollen hier erwähnt sein. Es finden sich mehrfache Notizen über eingebrachtes Heiratsgut, über Ausgedinge (es fällt die grosse Menge von Lebensmitteln auf, unter anderem zweierlei Gerste), Nachlass-Inventare und Vermögensaufzeichnungen bei Besitzübergabe, Besitzstandverzeichnisse; vor allem ist bedeutsam, dass sie aus verschiedenen Jahrhunderten stammen und damit eine Vergleichsmöglichkeit zum Wandel der bürgerlichen Kultur bieten. Einige Mitglieder der Familie waren im Fuhrwerksunternehmen tätig, besonders im 16. Jahrhundert; diese Fuhrleute standen im Dienste des Hofes. Auch Strassenbauer gab es in der Familie. Weil sie Besitz auf Alpen hatten, mussten Vereinbarungen über den Auftrieb des Viehs auf die Alpen getroffen werden. Wir hören von der Anderl von Rinn-Legende und der Stellung der Juden im Zusammenhang mit den sogenannten Ritualmorden; aus der Mordgeschichte entstehen dann die Amraser Anderlspiele. Vom Sohn der Verfasserin, Nikolaus Grass, stammen ebenfalls einige Beiträge, so derjenige über die Orgelbauer aus der Familie Fuchs; hingewiesen sei auf das Verzeichnis des Werkzeugs eines Orgelbauers von Jahre 1796. Dann der Beitrag über die sogenannten Stadtköche, vor allem in Hall (mit einer Mundkochenamts-Instruktion von 1614). Im Laufe der Zeit wurde die Hauptaufgabe eines Stadtkochs die Herstellung von feinen Konditoreiwaren: reich verzierte Torten zu den verschiedensten festlichen Anlässen (die Art der Verzierung und der jeweilige Anlass werden beschrieben). Das gibt Anlass zu einem Exkurs über die Geschichte der Zucker-

bäckerei (auch die Bündner Zuckerbäcker sind nicht vergessen!), wobei wir erfahren, dass früher besonders die Apotheker Konfekt erzeugten. Neben den Nürnberger Lebkuchen und dem Bozner Früchtebrot waren die Haller Törtchen berühmt. Eine Notiz spricht von den Brezenspenden an Weihnachten mit Angabe der Rezepte und der Zahl der Brezen und der Namen der Beschenkten. Es wird auch eingegangen auf die Waffeleisen und Waffelgebäcke; instruktiv ist der Abschnitt über den Unterschied zwischen dem Waffeleisen und dem Hohlhippe-Eisen mit den dazu gehörigen Gebäcken. Als besonders angenehm sei die überlegene Literaturkenntnis zu diesem Kapitel der Nahrungs-Volkskunde vermerkt. Den Beschluss des Buches bilden zwei separate Abschnitte über die Bedeutung der Krippen im Bürgerhaus (die Szenen einer Jahreskrippe sind geschildert) und über die Frauenarbeit im Bürgerhaus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (vor allem die grosse Wäsche). Bei den Bildern sei hingewiesen auf das Aushängeschild und das Türschild eines Stadtkochs, auf die Haller Fronleichnamsprozession von 1961, und auf das entzückende Gemälde eines halbjährigen Knaben (mit Kinder-Rassel) aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Wildhaber

Hans Hochenegg, Der Adel im Leben Tirols. Eine soziologische Studie. Innsbruck, Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung, 1971. 156 S. (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, 70; Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, 8).

Ein interessantes Buch! Der 1894 geborene und «in den Gesellschaftsformen des vorigen Jahrhunderts aufgewachsene» feinfühligere Verfasser unternimmt hier eine Art von Ehrenrettung des Adels. Denn – wie er sagt – «politisch gefärbte Geschichtsschreibung hat das Bild des adeligen Grossgundbesitzers, des ‚Krautjunkers‘, verzerrt und auch den Adel im allgemeinen verlästert». Erfreulich objektiv versucht der Verfasser, den vielfachen Einfluss des Adels auf das kulturelle Leben des Landes Tirol zu prüfen. Wir Schweizer haben im allgemeinen nicht eine übertriebene Liebe zum Adel oder gar unüberwindliche Hochachtung vor ihm, aber wir müssen doch zugestehen, dass die Leistungen des Tiroler Adels für das Land beachtlich und anerkennenswert sind. Hochenegg gibt in verschiedenen Kapiteln Beispiele für das Verhältnis des Adels zur Kultur im allgemeinen, zur bildenden Kunst, zum priesterlichen Beruf und zum sozialen und politischen Wirken. Sogar die adeligen Volkskundler werden erwähnt, so etwa Joseph von Hörmann, Ignaz Vinzenz von Zingerle (in den Adelsstand erhoben) und Karl von Gumpenberg. Besonders bedeutsam scheinen mir die beiden Kapitel, in denen die Stellung von «Grundherr und Bauer» und der «Adeligen als Dienstherrn» mit Beispielen beleuchtet wird. Nun mögen mehrheitlich positive Beispiele herangezogen worden sein, weil das Buch aus einer Art Defensivhaltung heraus geschrieben ist, aber man wird bestimmt auch nicht verkennen dürfen, dass der Adel nicht für jedes Land die gleiche Bedeutung hat und die gleiche Wertschätzung geniesst. Und was für Tirol stimmt – und das hat Hochenegg schön dargelegt – braucht nicht ohne weiteres auch für andere Länder zu gelten. Immerhin sei darauf hingewiesen, dass in jüngster Zeit die Bedeutung des niederen Adels, des Rittertums, für mittelalterliche Herrschafts- und Staatengründungen wieder vermehrt positiv bewertet wird.

Wildhaber

Nikolaus Grass, Cusanus und das Volkstum der Berge. Innsbruck, Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung, 1972. 135 S., 16 Taf. (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, 25; Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, 3.)

Um das Ergebnis des inhaltsreichen und mit Ausblicken jeglicher Art in Text und Literaturangaben reich versehenen Buches gleich vorwegzunehmen: Nikolaus von Kues war ein überlegener, streng geschulter Wissenschaftler, Jurist und

Prälat, aber in seiner Bischofsstadt Brixen war und blieb er ein Fremder, ein «Zugereister», der mit kalter Logik seine von ihm aus begründeten Forderungen durchzusetzen versuchte – und dies wohl auch vermochte –, der aber verständnislos den besonderen Bedingungen des «Bergvolkstums» gegenüberstand. Nikolaus Grass gelingt es in hervorragender Weise, «die Beziehungen des Kardinals Nikolaus von Kues, dieses tatkräftigen Reformators und nachmaligen Fürstbischofs von Brixen, vor allem zum Volkstum der Berge näher ins Auge zu fassen. Die vor allem in die religiöse Volkskultur tief eingreifenden Anordnungen des Kuesers sind auch folkloristisch um so beachtenswerter, als sie uns Einblicke gewähren in das Volksleben des ausgehenden medium aevum, das noch weithin der Aufhellung bedarf» (S. 13). Jede Anordnung des Fürstbischofs gibt Grass Anlass, in ausgezeichneter und auf gesichertem Boden stehende Dokumentierung die Verhältnisse, die sich auf die betreffende Anordnung beziehen, vor ihr in Brixen und in benachbarten Gebieten aufzuweisen, wohl auch die praktische Ausübung früherer Erlasse zu betrachten, um darauf die einschneidende Wirkung der neuen Anordnungen zu beleuchten. Gerade diese Vergleiche bauen auf einer überwältigenden und volkscundlich hochinteressanten Fülle von Material auf. Es geht insbesondere um die Sakramentsverehrung und Prozessionskultur, die Feiertagskultur, die Fastenvorschriften (die ohne das geringste Verständnis für die Situation der Bergbevölkerung erlassen wurden und nur von der Situation des Römers aus verständlich sind), das Wallfahrtswesen, die Einschränkungen und Verbote volkstümlicher Vergnügungen, vor allem was die Kirchtagsgestaltung, das Würfel- und Kartenspiel und den Tanz angeht, und endlich um das Jagdwesen. Im grossen ganzen richten sich die Bestrebungen darauf, die «volkstümliche» Religion mit ihren oft «weltlich» bestimmten Begleitäusserungen zu purifizieren und in kalte Verstandesreligion umzuwandeln. Nikolaus von Kues war gegen jegliche Art von Schaudévotion. Gelegentlich bricht allerdings auch bei ihm eine persönliche Vorliebe durch, so fand das «Fest der Waffen Christi» seine besondere Förderung. In einem Anhang sind die erwähnten Verfügungen des nachmaligen Kardinals im Original wiedergegeben. Ein gründliches Namen- und Sachregister erschliesst aufs Beste den erstaunlichen Reichtum dieses schönen Buches.

Wildhaber

Roger Lecotté et Jacques Dubois, Témoins de la vie quotidienne dans les musées de province. Paris 1971. 187 p., 511 ill. Edition originale. Hors commerce réalisée à l'intention des amis du Crédit Lyonnais.

Roger Lecotté hat bereits einmal – 1966: *Métiers de tradition* – im Auftrag der Bank Crédit Lyonnais eines jener herrlichen Bücher herausgebracht, wie nun wieder ein neues vorliegt, voll der herrlichsten Photographien. Das Thema ist reizvoll: der Alltag, wie er auf dem Lande gelebt und erlebt wird, soll in Photographien mit begleitendem Text und den nötigen Bilderläuterungen in einem Schaubuch eingefangen werden. Dass bei den Objekten wohl nicht immer das Alltagsgut gezeigt wird, sondern dass oft ein erlesenes Stück der Volkskunst an seine Stelle tritt, mag man dem Photographen zugute halten. (Seine Bilder sind übrigens ganz grossartig!) Wir sollen Einblick bekommen in das Haus und das Wohnen, in Werkstätten mit den Handwerkern und ihren Produkten, in die bäuerliche Arbeit das Jahr hindurch, in den Festkalender im Laufe der Jahreszeiten und in das übliche Brauchtum der wichtigsten Stadien im Leben des Menschen. Gewöhnlich werden kleine Kapitelchen auf zwei – manchmal auch mehr – Seiten zusammengefasst, mit den entsprechenden Abbildungen und einer diskreten Texterläuterung. Wir sehen die reizvollen alten Familienphotographien mit den steif gestellten Posen, Abbildungen der Druckgraphik im weitesten Sinn (mit Zeitungsausschnitten), Objekte des Alltags und der Volkskunst aus den verschiedensten Materialien. Da finden sich etwa Messergriffe aus Bein mit figür-

lichen Darstellungen, Wetterfahnen, Firmenschilder, Kleienkotzer, alte Fahrzeuge, ein eigenartiges Brotmesser aus der Bretagne, ein Brotgestell, Gebäcke (ein grossartig geformter Stierkampf aus der Provence), Hackmesser, Gefässe, Flaschen und Gläser. Besondere Erwähnung verdienen die Soldatenbilder, ein wunderschöner Erntekranz, der Bilderverkäufer an einem Patronsfest, eine eindrucksvolle Maske aus Weidenruten geflochten, dann die Objekte des magischen Glaubens.

Wildhaber

Ein Berg verändert sein Antlitz. Zum Tuniberg-Richtfest 1970 im Auftrag der neun Tuniberg-Gemeinden hrsg. von Wolfgang Suppan. D-7801 Tiengen bei Freiburg, Verlag der Gemeindeverwaltung, 1970. 80 S., Abb.

Die Beendigung grosser Rebflurbereinigungen in den neun Gemeinden des Tunibergs am Oberrhein in Baden-Württemberg hat den Anlass zu diesem Erinnerungsbuch gegeben. Neben Beiträgen über den Weinbau in Geschichte und Gegenwart und über die neun Gemeinden interessieren uns vor allem die «Beiträge zur Volkskultur» von Rolf W. Brednich. Er berichtet darin vom Hausbau mit den schönen Fachwerkhäusern und von Kapellen, von denen zwei Wallfahrtskapellen sind; an eine heftet sich eine Frevelsage. Dann erzählt er, was sich noch an Sagengut hat finden lassen und was noch an Brauchtum erwähnenswert ist (Palmsontag, Scheibenschlagen, Spannen bei Hochzeiten). Abbildungen zeigen schöne Wirtshausschilder, die Kapellen und das Scheibenschlagen.

Wildhaber

Iris Barbara Graefe, Zur Volkskunde der Russlanddeutschen in Argentinien. Veröffentl. d. Instituts f. Völk. an d. Universität Wien. Bd. 4. Vorwort Richard Wolfram. Wien, Verlag A. Schendl, 1971. 145 S., 4 Skizzen, 32 Photos.

Im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts siedelten Deutsche an der Wolga und in Südrussland. Nach einer Zeit blühender Entwicklung begannen sie sich unter dem Druck des Panslawismus nach neuen Siedlungsgebieten umzusehen. Diese zweite Auswanderungswelle dauerte von 1871 bis 1914 und ging vor allem nach Nord- und Südamerika. Während eines zweijährigen Aufenthalts hat Frau Graefe die Hauptsiedlungsgebiete der Russlanddeutschen in Argentinien volkscundlich untersucht.

In solchen Exilgruppen kann sich altes Überlieferungsgut besonders zäh und lang erhalten, Überlieferungsgut, das in der alten Heimat bereits erloschen ist. Das Phänomen ist zur Genüge bekannt. Graefe geht in der inhaltlichen Gliederung den Kraftlinien einer solchen Traditionswahrung nach: dem innern Zusammenhalt, der sich besonders in der patriarchalisch strengen Familienordnung äussert, der Religiosität mit ihrem konservativen Habitus, der mündlichen Überlieferung in Sprache und Musik, worin der eigentliche kulturelle Reichtum der Russlanddeutschen liegt. Denn mündliches Traditionsgut lässt sich ohne Schwierigkeit von Kontinent zu Kontinent mitnehmen. Die Verfasserin stellt fest, dass die russlanddeutschen Lieder nur in Südamerika ohne wesentliche Änderungen tradiert worden sind. Weiter werden der russlanddeutsche Alltag, das Brauchtum in Jahreslauf und Lebenskreis, schliesslich der Volksglaube dargestellt.

Die Volkskunde hat sich in den letzten Jahren intensiv mit Akkulturationsprozessen und deren Gesetzmässigkeiten befasst. Graefe widmet diesen Fragen ein abschliessendes Kapitel, das unser besonderes Interesse findet. Die Assimilation der Russlanddeutschen in ihre neue Umgebung ist erst im Gang, sie ist noch lange nicht abgeschlossen. Seit über 200 Jahren leben diese Deutschen völlig getrennt vom Mutterland. Aber während sie in Russland in geschlossenen Dorfgemeinschaften ein kulturelles Eigenleben führen konnten, vollzieht sich in Argentinien eine deutliche Wendung zum Argentinertum, zumal die Russlanddeutschen seit einiger Zeit keine deutschen Schulen mehr unterhalten dürfen.

Der Zweite Weltkrieg hat zusätzlich eine bewusste Abwendung von Deutschland bewirkt. Graefe spricht von der Entfremdung, die zwischen Binnendeutschen und Russlanddeutschen in Argentinien eingetreten ist, von den Minderwertigkeitsgefühlen der untersuchten Volksgruppe gegenüber den Deutschen, die aber durch einen gewissen Hochmut im Umgang mit der angestammten argentinischen Bevölkerung kompensiert werden. Die Jugend gebärdet sich rebellisch wie anderswo, sie möchte ihr Deutschtum aufgeben. Dadurch wird der Rückgang russlanddeutscher Tradition akzeleriert. Die Verfasserin sieht voraus, dass in einigen Jahrzehnten, vielleicht Jahren, wenig mehr von der russlanddeutschen Kultur übrig geblieben sein wird. Dass uns hier noch kurz vor dem Zerfall eine Bestandesaufnahme vorgelegt wird, ist eines der wichtigsten Verdienste dieser reich dokumentierten Arbeit.

Paul Hugger

Anna Elisabeth Ott-Marti, Tibeter in der Schweiz, Kulturelle Verhaltensweisen im Wandel. Erlenbach, Eugen Rentsch Verlag, 1971. 190 S., Abb.

Obschon sich bereits seit dem Jahre 1960 tibetische Flüchtlinge in der Schweiz aufhalten, wurde dieses Ansiedlungs-Experiment bis heute noch in keiner umfassenden Arbeit untersucht. Das vorliegende Werk versucht nun, diese Informationslücke zu schliessen. Charakteristisch für das Buch von Frau Ott sind die zum Teil sehr genauen Beschreibungen von typischen Handlungen und Verhaltensweisen der in der Schweiz lebenden Tibeter. Diese von der Autorin gemachten Beobachtungen sind aufschlussreich und interessant, um so mehr, da relativ wenig gutes ethnographisches Material über die tibetische Kultur vorhanden ist. Aus dem gesamten Werk ist ein grosses Einfühlungsvermögen der Autorin zu verspüren, was der Arbeit eine besondere Note verleiht. In diesem Zusammenhang sind vor allem die Hinweise auf gewisse Aspekte des tibetischen Familienlebens mit besonderer Hervorhebung eines Falles einer Nennverwandtschaft zu erwähnen, ferner die wertvolle Beschreibung der verschiedenen Kinder- und Erwachsenen Spiele und diejenige der noch in der Schweiz ausgeübten handwerklichen Verrichtungen. Frau Ott ging in ihrer Arbeit – wie sie selbst sagt – rein «qualitativ und nicht quantitativ», d.h. unter Verwendung von statistischen Methoden vor. Ihr Vorgehen birgt verschiedene Gefahren in sich, die sich zum Teil in dem vorliegenden Werk bemerkbar machen: allgemeine, die Lage der in der Schweiz lebenden Tibeter betreffende Folgerungen zu machen war nicht möglich, da nur eine begrenzte Zahl von Tibetern befragt worden ist. Wenn doch ab und zu der Versuch unternommen wurde, Schlüsse aus dem beobachteten Material zu ziehen, so erscheinen diese nicht selten etwas unsicher, wenig untermauert und unklar. Weiter ist zu bedenken, dass Frau Ott die Tibeter vor allem als Gast kennen gelernt hat, was oft zu einer einseitigen, zu wenig kritischen Beschreibung führte. So fehlen in dem Werk Analysen der – zum Teil recht fragwürdigen – Betreuung der Tibeter durch die Schweizer, der sozial bedingten Streitigkeiten unter den Tibetern, der Auswahlart der Tibeter in Indien usw. Schliesslich ist zu bemerken, dass das für den rein ethnographisch interessierten Leser aufschlussreiche Werk denjenigen nicht zu befriedigen vermag, der eine umfassende systematische Analyse und eine sich daran schliessende theoretische Auswertung der beschriebenen Phänomene erwartet. Wohl sind im Nachwort Ansätze für eine solche Analyse vorhanden, leider jedoch nur andeutungsweise. Es bleibt der Autorin die schöne Aufgabe, das bereits beschriebene und noch in den nächsten Jahren zu untersuchende Material in einem weiteren Werk auszuschöpfen und theoretische Folgerungen über die Akkulturation der Tibeter in der Schweiz anzustellen. Dass bei einem solchen weiteren Werk eventuell neue Untersuchungsmethoden angewandt werden müssten, stellt die Autorin selbst am Schluss ihres Buches fest.

Martin Brauen

Hirtenkultur

Paul Hugger, Hirtenleben und Hirtenkultur im Waadtländer Jura. Basel, G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1972. 275 S., 169 Abb. (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 54).

Nach seinen geschätzten Monographien über Amden (1961) und Werdenberg (1964) legt Paul Hugger die im Winter 1968 begonnenen und 1971 abgeschlossenen Untersuchungen über «Hirtenleben und Hirtenkultur im Waadtländer Jura» in einem 275 Seiten starken Band vor. Geschickt gruppierte Anmerkungsteile, eine inhaltlich weit gefächerte Bibliographie und das «Verzeichnis der regionalen und dialektalen Ausdrücke» erleichtern den wissenschaftlichen Zugang sehr. Ein Sachwortverzeichnis wäre willkommen gewesen bei der durch die Konzeption des Buches gewollten, notwendigen Breite der Darstellung. Das Wort wird überzeugend ergänzt mit 169 Abbildungen: Karten- und Verbreitungsskizzen, Dachkonstruktionen und vor allem mit künstlerisch wie technisch ausgezeichneten Photographien der Landschaft, der Gebäude, Tiere und immer wieder der Menschen. Denn im Mittelpunkt der volkskundlichen Arbeit stehen Menschen: Alpbesitzer, Pächter und Hirten. Zum Verständnis ihrer Ansichten, Lebensgewohnheiten, ihrer Freuden und Sorgen und ihrer täglichen Arbeiten ist ein breiter sachlicher Rahmen notwendig. Einleitend erhält der Leser die geographischen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten dieser von Hugger auf Wanderungen erforschten, eindrucklichen Gebirgslandschaft, deren Weidegebiete weniger hoch liegen als die der Alpen, deren Klima jedoch rauher ist. Im südlichen Teil lassen seit Ende des 12. Jahrhunderts vier Klöster ihre Hochzonen urbarisieren, im nördlichen Teil, später, weltliche Grundherren, vor allem die Sires von Grandson und die Grafen von Neuenburg. Geschickt verbindet Bern 1536 die Übergabe von Weiden aus Klosterbesitz in Grenznähe gegen Burgund an waadtländische Gemeinden mit dem Auftrag zum Grenzschutz; im nördlichen Teil erkennt das neuenburgische Patriziat im Alpgebiet die gute Kapitalanlage und erschwert damit den Erwerb durch Gemeinden.

In unserer Zeit zieht sich der Mensch wiederum überall zurück aus Gebieten, die härtere Lebensbedingungen stellen. Im gesamten Alpengebiet zeigt sich diese – historisch gesehen – rückläufige Bewegung, in beängstigendem Masse etwa im Wallis. Hugger belegt sie eindrucklich an vielen Einzelbeispielen für den Waadtländer Jura. Die Höhengrenze der Dauerbesiedlungen sinkt; das Heu der Vossassen wird mit Hilfe des Motors über gute Strassen – auf Kosten des idyllischen Lebens – vom Tale aus eingeholt; vor dem Renditedenken erlahmt der Wille zur Gemeinschaft: die im Innern des Jura um die Kernzonen der Siedlungen liegenden Allmendweiden werden heute parzelliert und verpachtet; die wohl auch im Jura ursprüngliche, genügsame Organisationsform der Alpwirtschaft, die Einzelsennerei, kann sich im Konkurrenzkampf nicht mehr halten. Ein einziger Träger – eine Einzelperson, eine Genossenschaft oder seltener eine Gemeinde – bewirtschaftet die ganze Alp. Noch vor hundert Jahren pachtet der «amodieur» oder «fruitier» wie der Emmentaler oder Freiburger Küher eine Alp und bestösst sie mit eigenen oder gepachteten Kühen, die er mit gekauftem Heu in nicht-eigenen Talhöfen überwintert. Hugger schildert das reiche Brauchtum, das sich am Tage der «mise» in Le Vaud erhalten hat, wenn diese Gemeinde ihre Alp verpachtet und den Erwählten ehrt mit Umzug und Dorffest. Andererseits bleiben die Beziehungen zwischen Pächter und Patriziat äusserst nüchtern. Um die Tiere vor den Autos und ihre Klauen vor dem Wundlaufen auf dem Asphaltbelag der Strassen zu schützen, verwandeln Besitzer und Pächter den einst prunkhaften Alpaufzug jetzt in eine Lastwagenfahrt. Menschen und Herde finden Platz in den grossen Sennhütten unter demselben Dache, einem Walmdache früher, seit dem 19. Jahrhundert unter einem Giebeldach (Satteldach). Auch hier gibt Hugger

nicht nur die Verbreitungskarten der verschiedenartigen Bau- und Raumteilungstypen im nördlichen und im südlichen Gebiet, hier übertrifft seine Schilderung der Atmosphäre im Sennraum gar die Bilder.

Die Frühformen der Produktionsweise sind nicht mehr erkennbar. Sicher ist, dass Greyerzer Sennen im 15. und 16. Jahrhundert das Rezept zu ihrem gekochten Hartkäse auch in den Jura bringen und dass dieser dadurch im 17. und 18. Jahrhundert Konkurrent auf dem Käseexportmarkt wird. Seit der Entstehung der Talkäsereien um 1800 und vor allem seit der Umstellung der Flachlandwirtschaft auf Grasbau nach 1945 werden weniger Kühe auf den Alpen gesömmert. Zwischen den typischen, aber langsam zerfallenden Trockenmauern weiden kleinere, in den Rassen gemischte Herden. Die Stafelwechsel unterbleiben meist; die Stafel werden einzeln verpachtet; den Rahm der zentrifugierten Milch holen Verwertungsgenossenschaften an Sammelstellen ab. Solche Milchalpen bleiben bereits in der Minderheit, als Übergangsstufe zwischen Käsealpen und Galtviehalpen, auf denen der Wanderer keinen Tropfen Milch kaufen kann. Oft mieten Weekendleute und Skiklubs die ungebrauchten Räume der Hütten. Die Alpkäserei ist heute ein sterbendes Handwerk, im Jura wie in den Alpen; zwar wird die Qualität des Bergkäses wohl anerkannt und geschätzt; aber Personalmangel und rückständige Einrichtungen erschweren die Produktion und schliessen eine Rendite aus. Halten können sich noch Waadtländer Spezialitäten wie der Vacherin Mont d'Or und die Tomme, ein vollfetter Weisseschimmelkäse.

Fast ausschliesslich wird heute nur noch Jungvieh gesömmert. Die Hirten auf solchen Galtviehalpen müssen sich nicht in eine Arbeitsgruppe eingliedern; einen Sommer lang können sie ihr Bedürfnis nach Unabhängigkeit befriedigen. Hugger schildert und beschreibt diese Typen bis in die Details: ihre täglichen Arbeiten, ihre einfache Nahrung, ihre praktische Kleidung, ihre Lebensgewohnheiten. In der Einsamkeit kann der Hang zum Alkohol wachsen und die einst so lebendige Erzählgabe verkümmern. Die Hirten stammen nicht mehr aus nur landwirtschaftlichen Kreisen; sie wissen um ihre kleine Zahl und nutzen ihre Position gegenüber den Herdenbesitzern oft aus: die Arbeitsmoral sinkt. Bei wenigen dieser Männer sind noch die charakteristischen Bindungen an die Herdentiere und an einzelne Gegenstände, die gastfreundliche Grosszügigkeit und die Härte im Ertragen körperlicher Leiden erhalten, Wesenszüge, wie sie einst allgemein dem Sennen eigen waren. Ob der Staat das Alpwesen im Jura erhalten kann durch Zusammenlegen von Betriebseinheiten und den Bau von Freilaufställen? Ein Hirte müsste die geplanten Riesenherden von 500–600 Tieren auch geistig bewältigen können. Hugger schlägt einen Mittelweg ohne Massenbetrieb vor, denn bald wird die Bevölkerungszunahme wieder zu einer intensiveren Nutzung des Alpgebietes zwingen.

Das bisher weithin unbekannte, vielschichtige Waadtländer Alpwesen erstet in Paul Huggers Buch wiederum als getreues, lebendiges Ganzes in einem anschaulichen sprachlichen Gewand. Auf natürliche Weise eingestreute persönliche Erlebnisse und Erfahrungen rücken das Dargestellte näher, doch nirgends schwenkt der Verfasser von der wissenschaftlichen Haltung in eine sentimentale ab, was angesichts der Auflösung der Hirtenkultur verständlich wäre. Ein kulturgeschichtlich bedeutsames Werk!

Rudolf Ramseyer

Anton Cevc, Velika Planina. Življenje, delo in izročilo pastirjev [Velika Planina. Leben, Arbeit und Überlieferung der Sennen]. Ljubljana 1972. 96 S., Abb. im Text, 70 Abb. auf Taf. Deutsche Zusammenfassung.

Der Verfasser bietet uns eine ganz ausgezeichnete Darstellung der Viehwirtschaft und des Sennenlebens auf der grössten slovenischen Alp Velika planina. Den Bodenfunden nach zu schliessen könnte diese Alp bereits in vorgeschichtlicher Zeit benützt worden sein. Es ist eine Gemeinde-Alp, d.h. eine Alp, die

mehreren Gemeinden gehört. Verwaltet wird sie von einer Sennengemeinschaft mit einem gewählten Vorsitzenden. Der Verfasser schildert in klarer, systematischer Reihenfolge die Rechte der Weideberechtigten, dann den Alpauftrieb. (Die Leitkuh hat eine Glocke, die nur für den Auftrieb und den Abtrieb verwendet wird). Besonders eingehend werden die Sennhütten beschrieben. Jeder Senn hat seine eigene Hütte; so entsteht ein eigentliches Hirtendorf. Die Hütte besteht aus einer Steinmauer von ovalem Grundriss; darüber ist das tief herunter gezogene Dach. In der Mitte des Ovals ist der Wohnraum des Sennen; rund herum ist das Vieh. Der Verfasser vermutet in dieser ovalen Sennhütte einen Bau aus der La Tène-Zeit. Dann wird die ganze Sennenausrüstung – früher und heute – mit den zugehörigen Namen beschrieben; diese Namen sind zu einem beträchtlichen Teil nicht-slavisch oder vorslavisch. Die Alp wird in Einzelsennerei betrieben, heute mehrheitlich mit Sennerinnen. Wir werden bekannt gemacht mit den Arbeiten auf der Alp; Hüten, Melken, Buttern, Käsen (mit den verschiedenen Käsesorten und ihrer Fabrikation; die Verzierungen geschehen mit typischen, geschnitzten Käsestempeln). Weitere Abschnitte befassen sich mit der Kost, der Kleidung (Bastmantel für den Regen) und der Freizeit des Sennen, ferner mit der Behandlung des kranken Viehs. Es finden sich die primitiven Holzkühe als Spielzeug (hier sehen wir nicht ein, warum diese Holzkühe «Reste von kultischen Gegenständen» sein sollen: Spieltrieb und Nachahmungstrieb der Kinder sind natürliche Erscheinungen). Ein Kapitel gibt Sagen wieder, wie sie die Sennen erleben und erzählen. – Eine besondere Hervorhebung verdienen die schönen Zeichnungen im Text (Baukonstruktionen und Geräte) und die ausgezeichneten Tafelabbildungen; bei beiden bedaure ich, dass keine Übersetzung der Legenden ins Deutsche beigelegt ist. Trotzdem Niko Kuret eine sprachlich und umfangmässig einwandfreie Zusammenfassung in deutscher Sprache beigegeben hat, wäre eine Übertragung des ganzen Buches höchst erwünscht, weil wir keine andere derartig ausführliche slovenische Arbeit besitzen (erwähnt seien aber die Aufsätze von Wilko Novak).

Wildhaber

László Földes (Hrsg.), Viehwirtschaft und Hirtenkultur. Ethnographische Studien. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1969. 903 S., 255 Abb., 4 Landkarten im Text.

Das umfangreiche Werk schliesst an das 1961 erschienene an (Viehzucht und Hirtenleben in Ostmitteleuropa, Budapest 1961), ist jedoch ein territorial und thematisch wesentlich erweiterter Sammelband von Arbeiten einzelner Spezialisten. Auf dem Gebiete der Viehwirtschaft, der bäuerlichen Viehhaltung, des Nomadentums, der Transhumanz und der Alp-, Saeter- und Salaschenwirtschaft werden Vergleiche und Verbindungen zwischen Mitteleuropa und einigen Randgebieten zu asiatischen und nordafrikanischen Formen gezogen. Domestizierungsfragen von Haustieren, gesamt-kulturelle Erscheinungen bei Hirtenvölkern, Verbindungen zwischen Viehhaltung und Ackerbau werden in eindrucklicher Weise über historisch und geographisch weite Räume hinweg behandelt. 37 Wissenschaftler haben neu oder zusammenfassend ihr Spezialgebiet in einen Zusammenhang gebracht. Béla Gunda, von dem selber ein wichtiger Beitrag stammt, verbindet in einem Nachwort die Absichten der Autoren miteinander und weist auf ausstehende Forschungsprobleme hin. Ein umfangreiches Wort- und Sachregister erschliesst das Werk vorbildlich. Vom Herausgeber wurden die Fachtermini auch bei den ins Deutsche übertragenen Beiträgen beibehalten und vereinheitlicht, sofern das aus sprachlichen Gründen nicht unmöglich war. Das Werk ersetzt die umfangreiche Spezialliteratur nicht; hingegen ermöglicht es in überzeugender Weise den Überblick über die Probleme der Viehhaltung und bietet die Zugänge zur Fachliteratur in den entsprechenden Landessprachen. Wenn von Hirtenkultur die Rede ist, geht es nicht allein um Sachkultur und Verarbeitungsmethoden der Produkte (z.B. M. Gavazzi, Die Ausrüstung der balkanischen Hirten, S. 378–390;

B. Gunda, Pflanzliche Labstoffe in den Karpaten, S. 503–516; N. Dunăre, Milchprodukte im rumänischen Hirtenwesen, S. 603–639). Vielmehr weisen zahlreiche Beiträge auf rechtliche Ordnungen hin (z.B. B. Ila, Die Walachensteuer Trețina, S. 288–301; E. Tárkány-Szücs, Ortsbestimmende [administrative] Viehbrandzeichen in Ungarn, S. 417–438). Probleme der historischen Erfassung werden aufgegriffen (z.B. L. Földes, Quellen zur Transhumance in Siebenbürgen-Walachei aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 345–356), auch soziale Fragen kommen zur Sprache (z.B. Szabadfalvi J., Herbstfeste der Hirten in Ungarn, S. 439–459); W. Jacobeit, Die ehemaligen Schäferzünfte in Mähren, S. 735–755).

Die Übersicht über die Viehhaltung, die vor allem dem östlichen Teil Europas gewidmet ist, wird ergänzt durch vier Beiträge aus dem westlichen Teil (Th. Hornberger, Transhumanz nördlich der Alpen, S. 778–789; A. J. Dias, Das Hirtenwesen in Portugal, S. 790–814; L. Reinton, Saeterwirtschaft in Norwegen, S. 815–837).

Den zentralalpinen Raum behandelt O. Lurati mit dem Artikel: Alpwesen und Alpbewirtschaftung im Tessin mit besonderer Berücksichtigung der genossenschaftlichen Sennerei, S. 756–777. Ausführlich spricht Lurati von den sich überlagernden Rechtsverhältnissen bei der Nutzung der Weiden (Eigentum, Jurisdiktion, Nutzung), den Formen der Arbeitsorganisation und den Regelungen, wie der Alpnutzen im Herbst verteilt wird. Ein übersichtliches Glossar vermittelt etymologische Angaben, die auf das vorlateinische Substrat der bis heute mundartlich gebrauchten Terminologie der Alpwirtschaft des Tessins hinweisen.

Theo Gantner

János Bencsik, Paraszti állattartás hajdúböszörményben [Bäuerliche Viehhaltung in Hajdúböszörmény]. Debrecen 1971. 258 S., 89 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Mitteilungen aus dem Ethnologischen Institut der Lajos Kossuth Universität von Debrecen, 24.)

Die vorliegende, klar disponierte Arbeit bringt einen Überblick über die Viehhaltung einer Stadt in Ostungarn, deren ursprüngliche Bewohner Haiduken waren, die von einem siebenbürgischen Grossfürsten dort angesiedelt wurden. Die Haidukenfamilien besaßen ansehnlichen Grundbesitz mit grossen Viehherden. Der Verfasser untersucht die Art der Zucht, die Geräte und die Bedeutung jeder Viehsorte im städtisch-bäuerlichen Gemeinwesen. Für Kühe und Schafe war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die extensive Weidewirtschaft gültig. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts kam neu der Pferdezucht eine grosse Bedeutung zu. Bei den Schafen kamen mehrere Besitzformen vor: man hatte eine gemeinsame Herde, für die ein Schafhirt gedingt wurde; es gab Schafherden im Eigentum eines einzelnen Bauern mit einem von diesem angestellten Hirten; es gab Schäfer mit eigenen Schafherden. Um die Jahrhundertwende nimmt die Schweinezucht an Umfang und Bedeutung zu. Daneben waren noch Geflügel- und Taubenzucht bekannt.

Interessant sind die Abbildungen (mit deutscher Beschriftung im Anhang!); wir sehen Hirtenhütten und ihren Weitertransport, Ställe auf der Weide und in der Stadt, Hirtentrachten, und vor allem zahlreiche Geräte: Brandeisen, Pferde-Fussfesseln, Pferdeschellen, Holzsattel, Hornzwingen, Saughindernisse, Joche, Schafschellen, Stachelhalsband für Hunde, Schafzeichen, Melk- und Käsegefässe, Schafschere, Schäferstöcke, Kastriergeräte, Ohrenzeichen für Schweine.

Wildhaber

József Szabadfalvi, Az extenzív állattenyésztés magyarországon [Extensive Viehzucht in Ungarn]. Debrecen, Kossuth Lajos Tudományegyetem, 1970. 228 S., 35 Abb., Lit. Deutsche Zusammenfassung (= Műveltség és Hagyomány, 12).

Der 12. Band der Debreciner Zeitschrift ist, wie auch früher schon gelegentlich, einer einzigen grossen Studie vorbehalten: Szabadfalvi beschäftigt sich eingehend mit der Geschichte und den Formen der extensiven Viehzucht in Ungarn. Er tut dies auf Grund von einer eingehenden Literaturkenntnis, die es ihm ermöglicht, Konfrontationen mit anderen europäischen Ländern vorzunehmen. (Es ist eine eigenartige Tatsache, dass in allen derartigen Arbeiten das irische und schottische shieling-System nicht bekannt zu sein scheint.) Eine sorgfältige Analyse der Viehhaltung in Ungarn ergibt ungefähr die folgenden Resultate: Auch in ihrer extremen Form kannte die extensive Überwinterung zum mindesten den natürlichen Wetterschutz und meist auch einfache Bauwerke; eine Überwinterung ohne jeglichen Schutz ist praktisch unbekannt. Auch bei der Fütterung suchte der Mensch die entsprechenden Weidestellen für das Vieh aus; die Verwendung von gemähem Wiesenheu im Winter ist dabei auch beim Nomadismus nicht ausgeschlossen. Der Anbau von Futterpflanzen als der wichtigsten Voraussetzung für die intensive Viehhaltung begann in ganz Europa im 18. Jahrhundert; er erfuhr einen nennenswerten Aufschwung erst im 19. Jahrhundert. Sowohl in Ungarn wie auch in ganz Europa stehen die im 19./20. Jahrhundert vorhandenen extensiven Viehzuchtformen in organischer Verbindung mit dem Wirtschaftssystem vergangener Jahrhunderte oder möglicherweise noch älterer Zeiten. Diese verschiedenen Formen extensiver Viehzucht sind: nomadisierendes Hirtentum, Transhumance und Alpwirtschaft. Der Verfasser gibt am Schluss folgende Definition – die zugleich den Gang seiner Arbeit umreißt –: «Die extensive Viehzucht ist eine Zuchtmethode, in der die Ernährung der extensiven Rassen nicht auf angebauten Futterpflanzen, sondern an erster Stelle auf der Weide beruht. Sie ist folglich mit der Migration, mit provisorischen beziehungsweise primitiven Bauwerken, geringer Arbeitsaufwendung und niedriger Produktivität verbunden. Sie beruht auf dem Fehlen des Futterpflanzenanbaus, auf der Disharmonie von Pflanzenbau und Viehzucht, d. h. auf dem extensiven Ackerbau.» Wildhaber

Sachkultur

Ragnar Jirlow, Die Geschichte des schwedischen Pfluges. Stockholm, Nordiska Museet, 1970. 140 S., 104 Abb. (Nordiska Museets Handlingar, 72).

Dass wir hier eine ganz ausgezeichnete Pflugarbeit vor uns haben, ist nicht verwunderlich, hat sich Jirlow doch seit ungefähr drei Jahrzehnten mit der Pflugforschung beschäftigt; er ist auf diesem Gebiet bewandert wie kaum jemand sonst. In der vorliegenden Arbeit fasst er eine Reihe früherer, monographischer Ergebnisse zu einem Überblick über ganz Schweden zusammen. Er beschäftigt sich mit der Einführung des Pfluges in Schweden und zeigt dabei, wie mit dem Pflug als Ackerbaugerät der *Ard* allmählich in den meisten Gegenden verdrängt wurde. *Ard* und *Riss* werden in dieser Abhandlung nur summarisch herangezogen; es wird z. B. gezeigt, wie die Verbreitung des *Risses* zum Teil mit wandernden Saisonarbeitern zu tun hatte, die ihre Geräte mitbrachten. Als Quellen benützte der Verfasser die ökonomischen Schriften (wie sie auch in Schweden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts häufig publiziert wurden), die Modellsammlungen (vor allem die berühmte Sammlung von Anders Berch, das *Theatrum oeconomicum*, heute in Ultuna), Gemeindesiegel und Kirchenmalereien mit Pflugdarstellungen und die musealen Originalpflüge. Typisch für Skandinavien ist der sogenannte Hochpflug, der um einen in die Höhe wachsenden Rahmen aufgebaut ist; dieser besteht aus Sohle, Sterz, Griessäule und Griff; er wird vom Grindel durchquert. Jirlow unterscheidet fünf Pflugtypen für Schweden, die landschaftlich gut auseinandergehalten werden können. Für jeden diesen Typen gibt er nicht nur genaue Beschreibungen des Pfluges und des Gespannes, sondern er erläutert auch

die Arbeitstechnik und die sozialen Bedingungen, die Veränderungen in der Pflugform und die Terminologie des Pfluges. Für einzelne Pflüge sind die früheren politischen Zugehörigkeitsbedingungen entscheidend (Dänemark, Norwegen); die Gabelpflüge gehen auf die Einflüsse finnischer Siedler zurück. Die Zeit von 1700–1800 ist die Zeit der Versuche, Neuerungen und Erfindungen. Dann kommen allmählich die Fabrikpflüge auf; zuerst wurden englische Pflüge hergestellt, dann amerikanische. Das Buch endet mit der Einführung des Traktorpfluges. Zwei Züge verdienen noch eine besondere Heraushebung: die Abbildungen und Zeichnungen sind mustergültig klar und instruktiv, und die Sprache ist von einer wohlthuenden Einfachheit und Eindringlichkeit der Darstellung: das kann sich jemand leisten, der sein Gebiet völlig beherrscht und es nicht nötig hat, zu unverständlichen Sprachschludrigkeiten greifen zu müssen, um sich einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben. Wildhaber

Kustaa Vilkkuna, Die Pfluggeräte Finnlands. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, 1971. 178 S., 93 Abb. und Karten. – Sonderdruck aus *Studia Fennica* 16 (1971).

Vilkkuna schreibt zu seinem Buch: «Im volkstümlichen Pflug vereinen sich weitgewanderte Kulturelemente mit den durch das umgebende Naturmilieu gegebenen Voraussetzungen, auf deren Grundlage der Bauer oft in genialer Weise Lokaltypen schuf, die sich als langlebig erwiesen haben. Diese Typen sollten – was Finnland angeht – in der vorliegenden Arbeit geschildert werden.» Es bestehen zwar recht viele kleinere Vorarbeiten zu diesem Thema, aber eine umfassende, erschöpfende Darstellung hat es für Finnland bisher nicht gegeben. Vilkkuna hat diese Aufgabe in ausgezeichnete Weise gelöst, sowohl was Dokumentation und Disposition als auch bildliche Darstellung angeht. Die gelegentliche Einteilung der Pflüge in symmetrische und asymmetrische ist für Finnland deswegen nicht sinnvoll, weil es hier Pflüge gibt, die durch kleine Veränderungen leicht von einem Typus in den anderen gewandelt werden können. Der Verfasser teilt auf Grund der Bestandteile und der Funktion die finnischen Pflüge in vier grosse Gruppen ein: Haken, Bogenard, Hochard und Gabelpflug. Dazu kommen als Ergänzung Harken und Karste und seltenere Pflugarten, wie der Rissard und die vom Menschen gezogenen Pfluggeräte. Aus sprachlichen Gründen darf man als den ältesten Pflugtypus in Finnland den Haken bezeichnen. Für jeden einzelnen Pflug beschreibt Vilkkuna die Teile und die Funktion; er legt besonderen Wert auf eingehende sprachliche Überlegungen, wobei er die finnischen Dialektwörter mit schwedischen, baltischen und weiteren finno-ugrischen Ausdrücken vergleicht. Er gibt auch die Verbreitung der Pflugtypen in Finnland und den angrenzenden Ländern mit guten Verbreitungskarten an. Auf Grund dieser Angaben versucht er Herkunft und Alter der finnischen Pflugtypen zu bestimmen. Besonders gründlich untersucht er die Gabelpflüge oder Zochen, ferner die Art, wie der Ackerboden mit dem Streichbrett gewendet wird. Interessant sind auch seine Bemerkungen über die Zugtiere beim Pflügen; üblich ist ein einzelnes Pferd, nur in Südwest-Finnland braucht man zwei Ochsen. Wildhaber

Angelos Baš, Gozdni in žagarski delavci na južnem Pohorju v dobi kapitalistične izrabe gozdov [Wald- und Sägearbeiter am südlichen Pohorje (Bacherngebirge)]. Maribor, Verlag «Obzorja», 1967. 306 S., Abb., 1 Karte. Deutsche Zusammenfassung.

Als Rahmen seiner Untersuchung beschreibt der Verfasser zunächst die Bewirtschaftung der Wälder und die Ausnützung des Holzes in Slovenien im allgemeinen und am südlichen Pohorje im besonderen. Er befasst sich dann mit der Organisation der Wald- und Sägearbeit, mit den Werkzeugen, die dabei benutzt wurden, mit der Art und Weise, wie die Arbeit verrichtet wurde, mit der Herkunft

der Arbeiter, ihren Ansiedlungen, Lohnverhältnissen und den damit verbundenen Lebensbedingungen. Das nächste Kapitel ist den Häusern, die den Arbeitern von den Arbeitsgebern zur Wohnung errichtet wurden, gewidmet. Die Beschreibungen sind mit zahlreichen Photos und Zeichnungen veranschaulicht. Auch die Einrichtung wird kurz erwähnt, sowie die Nahrung, ihre Herrichtung, die Mahlzeiten usw. Ausführlich bearbeitet der Verfasser die Bekleidung der Arbeiter und ihrer Familien; er spricht über die Zahl der Kleidungsstücke, deren Stoff, die Bekleidungsgegewohnheiten und betont, dass das regelmässige Einkommen den Arbeitern ermöglichte, sich sauberer zu kleiden als dies bei den Bauern der nahen Siedlungen der Fall war. Hier eine Randbemerkung: Ist es denn richtig von der «Tracht» zu sprechen und nicht einfach von der «Kleidung», weil sich ja diese weder im Stoff noch im Schnitt von der zeitgenössischen Mode der benachbarten Landbevölkerung unterscheidet und sogar die Konfektionskleider getragen wurden? Bei der Tracht denkt man gewöhnlich an solche Kleidung, die für eine Gesellschaftsgruppe bezeichnend ist und verschieden von jener der Umgebung. Im Kapitel über Gesundheitswesen berichtet der Verfasser, welche Krankheiten bzw. Unfälle vorkamen und was man überhaupt für die Erhaltung der Gesundheit und für die Genesung tat. Die gesellschaftlichen Bindungen unter den Arbeitern und die Verhältnisse in den Familien werden gemeinsam beschrieben und dabei auch die Ausnützung der Freizeit, der Schulbesuch der Kinder und die Bildungsstufe der Arbeiter erwähnt. Im Anhang zu diesem Kapitel stellt der Verfasser die Bräuche des Lebenskreises dar. Zuletzt beschreibt er die Stellungnahme der Wald- und Sägearbeiter zu der umgebenden Welt d.h. ihr politisches und gesellschaftliches Bewusstsein, sowie ihre Weltanschauung.

Man empfindet als einen Mangel, dass der Verfasser nur vorübergehend über einige wichtige Bestandteile der Lebensweise der Wald- und Sägearbeiter spricht. In einer monographischen Abhandlung müssten Brauchtum, Glaubensvorstellungen, poetische Überlieferung, Musikalisches, Tanz usw. genau so ausführlich bearbeitet werden wie alles andere. Sicher kann man vom Verfasser nicht verlangen, die Feldforschung auch über diese Fragen zu betreiben, weil sein wissenschaftliches Interesse mehr der Sachvolkskunde gewidmet ist, aber genau so wie er z.B. für die Hausforschung die Hilfe der Spezialisten angenommen hat, könnte er es auch mit anderen, ihm fremden Zweigen der Volkskunde tun. Sollten die Ergebnisse einer diesbezüglichen Feldforschung negativ ausfallen, so muss das klar angegeben werden. Es ist schade, dass eine Arbeit, die grosszügig verfasst sein will, und ein Beispiel, wie man ein Problem unter dem Gesichtspunkt der Erweiterung des Forschungskreises der Volkskunde behandelt sehen möchte, einige wichtige Fragen ohne Antwort lässt, obwohl sie in mancher Hinsicht äusserst gründlich ist.

Zmaga Kumer

Raymond Tirions, La saboterie dans le Canton de Chimay. Bruxelles, Ministère de l'Education nationale et de la Culture française, Avenue de Cortenberg 158, s.a. 87 p., ill. (Folklore et Art populaire de Wallonie, 1). Extrait de la Revue d'Histoire «Au Pay des Rièzes et des Sarts».

Die Holzschuhfabrikation in der Gegend von Chimay in Belgien spielte im letzten Jahrhundert und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine bedeutsame Rolle; sie ging zu Ende mit der Schliessung der mechanischen Holzschuhbetriebe gegen 1954. Über die Technik der Herstellung gibt es bereits eine Reihe von Arbeiten. Der Verfasser versuchte deshalb, von einer andern und neuen Seite an das Thema zu gelangen; für ihn stand nicht die Technik und Ergologie im Vordergrund, sondern der Mensch in seinem Verhältnis zur Arbeit. Er hat sich deshalb mit den ältesten Arbeitern unterhalten, um so ihre Beziehung zum Beruf, ihr Leben, ihre Arbeitsbedingungen aus direkter Quelle kennen zu lernen. Die Menschen selber sind seine Quelle. In zwei grossen Abschnitten werden die

Zeiten der Holzschuh-Herstellung als Handarbeit und diejenige in Maschinenbetrieben geschildert. Die wirtschaftlichen Gründe für die Entwicklung der Industrie werden behandelt, die verschiedenen Betriebe mit der Anzahl der beschäftigten Arbeiter aufgeführt, die Rohmaterialien, die hergestellten Modelle und die Werkstätten beschrieben. Wir hören, was ein Arbeiter in seinem Beruf wissen und beherrschen musste, und wir erfahren, wie allmählich aus den Familienbetrieben die Cooperativen entstanden. Interessant ist der Versuch, die Psychologie eines Holzschuhmachers zu deuten. Wir lernen die Löhne und Preise kennen, die Unterhaltungen und Festtage der Arbeiter. Dann werden wir mit dem Wechsel der Arbeitstechnik und der Arbeitsbedingungen und Lebensweise während der Zeit der Mechanisation bekannt gemacht. Der Bildteil zeigt uns die verschiedenen Holzschuhtypen mit den Dekorationen der Zeit in Katalogform und einige alte Photographien.

Wildhaber

Elisée Legros, Sur les types de ruches en Gaule romane et leurs noms. Liège, Editions du Musée wallon, 1969. 132 p., 22 ill., 6 cartes. (Collection d'études publiée par le Musée de la vie wallonne, 3.)

Mit seiner gewohnten Akribie und umfassenden Literaturkenntnis untersucht Elisée Legros (†) die Bezeichnungen für den Bienenkorb. Es ist eine ausgesprochene «Wörter- und Sachen»-Arbeit; denn es geht Legros um die gallo-romanischen Bezeichnungen des Bienenkorbs, deren Etymologie in Zusammenhang gebracht wird mit den ethnographischen Fakten. Es erweist sich, dass Verschiedenes, was in den französischen etymologischen Wörterbüchern behauptet wird, einer nochmaligen Überprüfung bedarf. Der Verfasser untersucht die verschiedenen Typen des Bienenkorbs hinsichtlich ihrer geographischen Ausdehnung auf Grund der Sprachatlanten und der einschlägigen Literatur; es sind: Bienenkorb aus ausgehöhltem Baumstamm oder senkrechter Kasten (Klotzstülper und Kastenstülper), Rinden-Bienenkorb (Korkstülper), geflochtener Ruten- und Binsen-Bienenkorb (Rutenstülper), Stroh-Bienenkorb, horizontaler Kasten (Tunnelstock oder Sargstock). Der Hauptteil der Arbeit behandelt die verschiedenen Wörter mit besonderer Hinsicht auf die Technik der Konstruktion der Bienenkörbe. Trotzdem es sich im wesentlichen um eine sprachliche Abhandlung handelt, bietet sie auch dem Volkskundler, der sich für die materielle Kultur interessiert, eine grosse Fülle von Anregungen und Aufschluss über manche Fragen.

Wildhaber

Lajos Szolnoky, Alakuló munkaeszközök. A magyar népi kenderrost-megmunkálás [Arbeitsgeräte im Wandel. Volkstümliche Hanfbearbeitung bei den Ungarn]. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1972. 267 S., 125 Abb., 28 Karten. Deutsche Zusammenfassung.

Das vorliegende, gut illustrierte Buch ist den Geräten und Verfahren der traditionellen Bearbeitung von Hanffasern in Ungarn gewidmet. Es geht dem Verfasser vor allem darum, die verschiedenen Kultureinflüsse, die bei den einzelnen Geräten in ganz ungleicher Weise wirksam geworden sind, nachzuweisen und so, in historischer Betrachtung, Weg, Modus und Zeitpunkt der Übernahme der verwendeten Geräte in die ungarische Kultur zu beleuchten. Dabei wird festgestellt, wo und weshalb ein bestimmter Typ oder seine Variante vorkommt oder fehlt. Den Hanf und die Bearbeitung seiner Fasern kannten die Ungarn schon vor der Landnahme, d.h. also vor dem Ende des 9. nachchristlichen Jahrhunderts. Im Karpatenbecken fanden sie dann slavische Bevölkerungsgruppen, die den Flachsbau kultivierten. Das Zusammentreffen dieser zwei verschiedenen Faserkulturen hinterliess bei den Arbeitsgeräten bis in rezente Zeiten sichtbare Spuren. Der Verfasser behandelt jedes Gerät in einem eigenen Kapitel als eine kleine Monographie; es sind die verschiedenen Geräte und Techniken für das Brechen

der Fasern: Hanfbreche, Klopffholz, Breche vom Anken-Typ, Hanfreibe, Stampfmühle für Hanf, Reibemühle für Hanf. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt er zum Schluss, dass die ungarische Hanfbearbeitungstechnik kein einziges Gerät besitzt, das als «Originalgerät» dieses Prozesses gelten kann; die Geräte wurden aus anderen Techniken übernommen und für die neue Funktion brauchbar gemacht. Als Vorformen kommen in Frage Geräte der Flachskultur, der Wollbearbeitung, der Ackerbaukultur und der Lederbearbeitung. Neben der Übernahme von slavischen Volksgruppen kommen auch deutsche Siedler als Vermittler von Geräten in Frage, und zwar aus verschiedenen Zeitepochen: 12./13. Jahrhundert (Hechel, Stampfmühle) und 18. Jahrhundert (Reibemühle). Für die Übernahme von Faserbrech- und Erweichungsgeräten aus der Lederbearbeitung kommen die Steppennomaden in Betracht. Für die ungarische Kultur ist wichtig, dass der Verfasser zur Feststellung von 15 regionalen Subkulturen innerhalb des ungarischen Sprachgebietes gelangt.

Wildhaber

Paul Stieber (Hrsg.), Die Kröninger Hafner-Ordnung von 1428. Vollständiger Text, Glossar und Kommentar. München, Deutsches Hafner-Archiv, 1972. 50 S. (Schriften des Deutschen Hafner-Archivs, 8).

Als Heft 8 der Schriften des Deutschen Hafner-Archivs legt Paul Stieber die Kröninger Hafner-Ordnung von 1428 in Facsimile, gefolgt vom integralen Text, vor. Auf eine Erklärung einzelner Wörter und Begriffe folgt ein ausführlicher und mit anderen, ähnlichen Ordnungen vergleichender Kommentar zu den einzelnen Abschnitten: Arbeitsruhe, regionaler Geltungsbereich, Meisterwerdung, Gesellen- und Lehrlingswesen, Löhne, Festlegung von Formen und Normmassen, Abwerbungsverbot, Besitzrechte an abgebauten Rohmaterialien, Zwischenhandel durch Karrner, Jahresbeiträge an die Zunft, Abgaben von Hafnerware an die Herrschaft, Jahresversammlung, Satzmeisteramt. Anschliessend weist der Autor auf Punkte wie z. B. Lehrlings- und Wanderzeit, Meisterprüfung usw. hin, die in dieser Ordnung, im Gegensatz zu anderen, nicht oder nur bruchstückweise behandelt sind. Eine Karte und Liste der Hafnerorte im Landkreis Vilsbiburg (Forschungsstand Dezember 1972 DHA), eine Tabelle der Strafen und Gebühren im Hinblick auf das zugrunde liegende System, bibliographische Hinweise und eine Zusammenstellung ähnlicher Hafnerordnungen bis 1500 ergänzen diese ausgezeichnete Arbeit.

Marie-Louise Nabholz

Hausforschung

Haus und Hof in Österreichs Landschaft. Rural dwelling houses and farm buildings in Austria's country-side. Maisons rurales et fermes dans la paysage autrichienne [sic! anstelle von: le paysage autrichien]. Notring-Jahrbuch 1973. (Wien, Notring der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Lindengasse 37, 1972.) 242 S., Abb. Texte: deutsch, englisch, französisch.

Das neue Jahrbuch des österreichischen Notrings ist ausgezeichnet geplant; es orientiert in Kurzbeiträgen über die Haustypen der verschiedenen österreichischen Länder und meist dazu noch geschlossener kleinerer Landschaften oder Talschaften. So stehen z. B. neben der allgemeinen Charakteristik des Vorarlberger Hauses (Karl Ilg) weitere Abschnitte über das Rheintal, den Bregenzerwald, das grosse Walsertal und das Montafon. Nach einer Einleitung (Leopold Schmidt) über die Hausformen (Grundriss, Raumeinteilung, Baumaterial, Dachformen, Ausschmückung) und die Hauslandschaften im allgemeinen folgen kurze historische Betrachtungen über den Hausbau der Urzeit und der Römerzeit und über die Mittelalterarchäologie. Bei den Kleinlandschaften greife ich nur einige wenige heraus, die ich gerne herausheben möchte: die «Kasten» des Lungau (Adalbert

Klaar), die Trockengerüste des karantanischen Haufenhofes (Oskar Moser), die geschlossenen Dörfer der Oststeiermark (Sepp Walter), die Getreidespeicher der Obersteiermark (Karl Haiding) und das Mondseer Rauchhaus (Franz Lipp). Allgemeine Überlegungen finden sich über die Behausungen der Alpwirtschaft (Klaus Beitzl), die österreichischen Freilichtmuseen (V. H. Pöttler); in skizzenhaften Zügen weist Richard Wolfram auf alle wesentlichen Erscheinungen hin, welche das Haus zu einem Teil der geistigen Volkskultur gestalten. Bei der grossen Zahl der Verfasser – neben den bereits erwähnten seien auch Hans Griessmair (im Buch als Griessmeier bezeichnet), Kurt Conrad und Maria Kundegraber genannt – mag es etwa zu Unebenheiten kommen; so vergleiche man: «Die Blockwand hat ihre Eigenheiten. Sie gestattet in der alten Bauweise keine grösseren Ausschnitte, die Fenster können daher nur als Luken gestaltet werden» (S. 10, Leopold Schmidt) und: «... liessen sich in einer Blockwand technisch unschwer viele Fenster anbringen. Damit wurden die ‚gekoppelten Fenster‘ hier typisch; sie gewährten den Innenräumen viel Tageslicht» (S. 34, Karl Ilg). – Noch ein Nachwort: in einer westlichen Publikation sollte man erwarten dürfen, dass eine westliche Sprache (in diesem Fall handelt es sich um das Französische) fehlerfrei gedruckt wird, sonst liesse man es besser bleiben. Abgesehen vom plumpen Titel bin ich auf Ausdrücke gestossen wie: ouvest; le maison; les maisons de riches.

Wildhaber

Gustav Treiber, Mittelalterliche Kirchen in Siebenbürgen. Beiträge zur Baugeschichte aufgrund der Raumverhältnisse. München²², Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen, Himmelreichstrasse 4, 1971. 255 S., Abb., Grundrisse.

Wir möchten beim vorliegenden schönen Buch, das mit einer Fülle von Photographien ausgestattet ist, hauptsächlich die volkskundliche Seite herausheben. Dem Verfasser selbst ging es darum, aus den heutigen Ausmassen der siebenbürgischen Kirchen die alten Gesetzmässigkeiten des Bauens zu finden und die Anbauten und Neubauten vom Altbau abzutrennen. Um das tun zu können – da schriftliche Belege in den meisten Fällen fehlen – untersucht er die Siedlungspläne der Ortschaften und die Grundrisse der Kirche. Diese Untersuchung ermöglicht ihm, bei jeder Kirche Angaben über die geschichtliche Entwicklung des Ortes mit seinen Siedlungsverhältnissen zu machen; so verfolgen wir das Werden der Dorfanlagen zu Markorten, die dann durch den Einbezug der ausserhalb des ursprünglichen Gebietes wohnenden Siedler zu Städten mit neuen Umgrenzungsmauern werden. Eine grosse Zahl der siebenbürgischen Kirchen waren Wehrkirchen, geplant als Zufluchtsstätte in unruhigen Kriegszeiten. Treiber macht uns bekannt mit den sächsischen Dorf- und Stadtkirchen Siebenbürgens; er gibt auch die Angaben zu einigen ungarischen und rumänischen Kirchen. Verdankenswerter Weise fügt er ein dreisprachiges Ortsnamenverzeichnis bei (deutsch, rumänisch, ungarisch).

Wildhaber

László Dám, A hajdúböszörményi szőlők népi építkezése [Volkstümliche Bauten in den Weingärten bei Hajdúböszörmény]. Debrecen 1972. 75 S., 44 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Mitteilungen aus dem Ethnologischen Institut der Lajos Kossuth Universität von Debrecen, 25.)

In der ungarischen Stadt Hajdúböszörmény gibt es zurzeit 15 Weingärten; drei von ihnen sind ständig bewohnt. Im allgemeinen aber gilt, dass die kleinen Bauten der Weingärten nur vorübergehend bewohnt sind und weder der Traubenverarbeitung noch der Weinlagerung dienen. Deshalb sind diese Hütten oft sehr primitiv und deuten teilweise darauf hin, was in früheren Zeiten noch für die Wohnhäuser bezeichnend war. Da gibt es z.B. auch heute noch den Dachhüttentyp mit dem Satteldach. Wo die Bauten Mauern haben, bestehen diese aus Lehm und Flechtwerk. Der Fussboden ist immer gestampfte Erde. Als Dachdeckung benützt man

Schilfrohr, Schindeln und Stroh. Kamine gibt es nicht; der Rauch zieht durch das Dach ab, wobei heute allerdings meist ein Funkenfang eingebaut ist. Alle Hütten haben eine offene Feuerstätte aber keinen Ofen. In den heute bewohnten Weingärten mischen sich Weingarten- und Stadtarchitektur; typisch für diese kleinen Grundstücke sind die freistehenden Backhäuschen, die Maisbehälter und die Weinkeller, deren Struktur an die früheren Erdhütten erinnert. Wildhaber

Günther Kapfhammer, Gemeindebacköfen im nördlichen Unterfranken. Sonderdruck aus Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1969, 133–175, 7 Abb. auf Taf. Erhältlich beim Institut für Volkskunde, Ludwigstrasse 23, München 22.

Kapfhammer schreibt, er habe den «Versuch» unternommen, die Gemeindebacköfen in der gegenwärtigen Verbreitung (1968–1969) zu erfassen. Als Unterlagen dienten Anonymexplorationen und zu einem «geringeren» Teil persönliche Befragungen. Trotzdem bietet er reichhaltiges und sorgfältig geprüftes Material. Er zeigt in der Auswertung eine wohlausgewogene Zurückhaltung vor spekulativen Verallgemeinerungen. Wie er zu einem wichtigen Problem richtig bemerkt, müssen die Stammeshypothesen zur Verbreitung der Gemeindebackhäuser kritisch betrachtet werden, da sie mindestens teilweise als nicht bewiesen zu bezeichnen sind. Kapfhammer gibt ein abgerundetes Bild, indem er ebenfalls die Backvorgänge, Benützungsordnungen, Geräte oder einzelne Backwerke einbezieht. In seinen Exkursen weist er z.B. auf das Brot in der volkstümlichen Glaubensvorstellung hin. Seine gut illustrierte Abhandlung geht über einen «Versuch» hinaus. Sie dürfte zu den besten und vorsichtigsten Publikationen dieser Art gehören, welche in neuester Zeit in Deutschland veröffentlicht wurden.

Max Währen

Brauchtum

Richard Wolfram, Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung. Wien, Hermann Böhlau Nachf., 1972. 78 S., 17 Abb. (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philos.-Histor. Klasse, 278, 2. Abhandlung).

Wenn Wolfram in dem nun gedruckt vorliegenden Wiener Akademievortrag eine Art von Rechenschaft über seine Brauchtumsforschung vorlegt und auf diese Weise zugleich einen Leitfaden zu den Prinzipien dieser Forschung schafft, so ist er wie kaum jemand sonst hiezu berechtigt und berufen, ist er doch während ungefähr 40 Jahren intensiv den Bräuchen in ganz Europa nachgegangen; er ist im Laufe der Jahre bei den meisten selbst dabei gewesen und hat sich durch eingehende Befragungen nach allen Zusammenhängen erkundigt. So kann er denn auch feststellen, dass er für seine Brauchtumsaufnahmen eine eigene Methode entwickelt habe, die aus einer vorgängigen Versendung von Fragebogen und einer nachfolgenden Befragung sämtlicher Orte einer Landschaft bestand. Mit dieser Methode, die er z.B. für Südtirol, das Tirol und das Land Salzburg anwandte, ist er zu erstaunlich genauen Ergebnissen vorgestossen, welche die aufgebrachte Mühe wohl lohten. In einem einführenden Teil setzt sich Wolfram zunächst mit der Begriffs- und Wesensbestimmung des Brauches auseinander, indem er die Auffassungen und Definitionen von Richard Weiss, Paul Geiger, Gerhard Lutz, Ingeborg Weber-Kellermann, Walter Hävernack und Hans Trümpy einer Analyse von seinem Standpunkt aus unterzieht. Wolfram geht es vor allem darum, aufzuweisen, dass Bräuche nicht nur mehrgesetzlich, sondern historisch gesehen auch mehrschichtig und inhaltsmässig mehrgesichtig sind. Er erläutert diese Auffassung an einer Reihe von gut ausgewählten, einleuchtenden Beispielen. Danach geht er auf seine Verfahrensgrundsätze und Verfahrensweisen ein; er will anhand einiger Angaben auch zeigen, welche Möglichkeiten die Brauchtumsforschung bietet, dunkle Zeiträume zu erhellen und selbst ohne die Brücke schrift-

licher Archivnachrichten Zusammenhänge und weit zurückliegende Wanderbewegungen sichtbar zu machen. Er schliesst hieran noch in knapper Zusammenfassung elf Punkte an, welche für die heutige Brauchtumsforschung von Gewicht sind; diese Punkte zeigen besonders klar und schön Wolframs Stellung. Es sind: 1. Das Problem der Allgemeingültigkeit und Verpflichtung, 2. Die soziale Verwurzelung und die Rolle des Persönlichen, 3. Das Folklorismusproblem, 4. Wirtschaftsform und Verkehrslage, 5. Das Erfassen der brauchtumsfähigen Kräfte, 6. Aufbaugesetze von Bräuchen, 7. Das Beachten von Stilfragen, 8. Statik und Dynamik von Bräuchen, 9. Feststellen der Verbreitung nach der kartographischen Methode, 10. Ursachen der Verbreitungsgrenzen, 11. Zur Brauchdeutung. Alle diese Punkte erhellt er an selbst erlebten und selbst erforschten Brauchtumsbeispielen. Wildhaber

Maija-Liisa Heikinmäki, Die Gaben der Braut bei den Finnen und Esten. 2 Teile. Helsinki 1970 und 1971. Teil 1: 268 S., Abb., 25 Karten; Teil 2: 163 S., 5 Karten. (Kansatieteellinen Arkisto, 21 und 22).

Die Verfasserin dieses vorbildlich angelegten und glänzend durchgeführten Buches setzt es sich zum Ziel, die Frage zu klären, wieso bei den Finnen und Esten die Braut Kleidungsstücke oder andere Textilstücke, die sie selbst angefertigt oder sich beschafft hatte, dem Bräutigam, seiner engeren und weiteren Familie und den Hochzeitsgästen zu überreichen pflegte. Im ersten Teil wird die Sitte mit allen Einzelheiten bei den Finnen und den Esten beschrieben; vom Sprachlichen her schien es gerechtfertigt, auch die Weissmeer- und Olonetz-Karelier zu den Finnen zu rechnen. Die schwedisch-sprechende Bevölkerung Finnlands wird in die Arbeit einbezogen, weil aufgrund der langen Nachbarschaft die Sitten die gleichen sind. Der zweite Teil untersucht die Entstehung dieser Praktiken und die im Laufe der Zeit in den einzelnen Gebieten – aus was für Gründen auch immer – eingetretenen Veränderungen. Das ausgewertete Material setzt sich zusammen aus den Antworten auf Fragebogen, die von 1912 an mehrmals ausgingen, und aus Feldforschungsergebnissen. Dazu kommen Wörterbuch- und Archivangaben, gelegentlich auch Zeitungsartikel.

Im deskriptiven Teil, bei dem die Disposition ein besonderes Lob verdient, werden wir bekannt gemacht mit den Benennungen der Gaben, ihrer Anfertigung und dann vor allem mit ihren Empfängern. Traditionelle Gaben erhielten die Eltern und die Geschwister des Bräutigams, die Verwandten, Hochzeitsgäste und das Gesinde. Besondere Gaben sind bestimmt für den Zeremonienmeister, den Brautwerber und dann natürlich für den Bräutigam selbst. Es gibt darüber hinaus noch spezielle Gaben in Situationen, bei denen etwas zum erstenmal geschieht («erste Situationen», eine Art von Angang). Weitere Abschnitte beschreiben den Zeitpunkt und die Art des Austeilens der Gaben. Diese Einteilung wird getrennt durchgeführt für die Finnen und die Esten. Die Gaben bestehen hauptsächlich aus Hemden, Strümpfen, Taschentüchern, Schürzen, Handschuhen. Die Strümpfe waren dekorative Stücke und wurden bei anderen Hochzeiten wieder als Gabe weiter gegeben. Der zweite Teil ist systematischer, analysierender Art. Er behandelt die Brauchformen, die Motive der Traditionsträger und die Veränderungsprozesse für diesen Brauch. Anhand der verschiedenen Theorien versucht die Verfasserin eine Klärung über die Bedeutung und den Sinn des Hochzeitsbrauchtums und des Wandels der Sitten. Veränderungen können auftreten in der Form der Sitte, in den Motiven der Traditionsträger und in den Funktionen der Sitte im Leben des Brauchtumsträgers und der Gemeinschaft. Das Geschenk kann in den einzelnen Stadien der Eheschliessung verschiedene Zwecke verfolgen; die Verfasserin geht ausführlich auf diesen Punkt ein. Dann untersucht sie die Veränderungen, die bei der Beschaffung und der Darbringung der Gaben eintreten; es interessiert sie vor allem die Kumulation des Brauchvorgangs hinsicht-

lich der Gaben, der Empfänger und der Zeremonien. Ein weiterer Abschnitt behandelt Sinn und Bedeutung der Gaben, die für die Menschen, die Toten und die Elemente und Geister bestimmt waren, und bei denen oft starke Veränderungen eingetreten sind. Die Gründe, weshalb ein Brauch sich ändern kann, werden in einer Schlussbetrachtung erörtert. Wer sich ganz allgemein mit Festen und der Veränderung ihrer Funktionsteile und mit Sitten und dem Wandel des Glaubensinhaltes befasst, wird im Buch von M.-L. Heikinmäki zahlreiche gescheite und durch genügend Angaben belegte Anregungen finden; sie entsprechen einem modernen Stand der Volkskunde. Wildhaber

Josef Tomeš, Masopustní, jarní a letní obyčeje na moravském Valašsku [Faschings-, Frühlings- und Sommerbräuche in der mährischen Walachei]. Strážnice, Ústav lidového umění, 1972. 180 S., 49 Abb. Deutsche und englische Zusammenfassungen. (Příloha časopisu národopisné aktuality, 2.)

Während der Fastnachtszeit gab es früher in der mährischen Walachei Umgangsspiele, vor allem das Dorothea-Spiel. Fastnachtszüge mit den verschiedensten Masken gibt es bis heute. Beliebt sind Parodien der Hochzeitsbräuche; von Haus zu Haus ziehen falsche Bräute und Frauen mit Wickelkindern. Häufig werden auch Berufe als Maskenfiguren dargestellt, so: Drahtbinder, Fleischer, oder dann Zigeuner. Daneben gibt es zoomorphe Masken; besonders die Bärenmaske ist beliebt (aus verkehrt angezogenem Pelzmantel oder aus Erbsenstroh); es gibt auch Pferdmasken und Masken von Wolf, Kalb, Hund u.a. Der in Erbsenstroh eingewickelte Strohmann tritt häufig auf. – Bis vor kurzem wurde der Frühlingsbrauch des Todaustragens ausgeübt; die Umtragsfigur wurde entweder verbrannt oder in den Fluss geworfen. Der Verfasser schildert weiter die zahlreichen Bräuche der Osterwoche: Ratschen, Osterspeisen, Osterrute, Wasserguss, Ostereier. Beim Aufstellen des Maibaumes treten gelegentlich Masken auf. – An Pfingsten erfolgte der Viehaustrieb auf die Weide mit damit verbundenem Peitschenknallen. Bei den Schafhirten spielte das Notfeuer während der ganzen Weidezeit eine grosse Rolle. Am Johannistag brannten Höhenfeuer. – Den Abschluss der Sommerzeit bildeten die Erntefeste mit Erntekranz und letzter Garbe. Zuletzt folgte das grosse Volksfest der Kirchweih mit Tanz und besonderem Kuchen. – Im gesamten gesehen erweist sich die mährische Walachei in ihren Bräuchen als Übergangsgebiet zwischen der tschechischen und der slowakischen Volkskultur. Wildhaber

Josef Langen, Der Jülicher Fastnachtsbrauch des Lazarus Strohmanus. D-517 Jülich, Kreis- und Stadtparkasse, 1971. 20 S. (Masch.-Schrift).

Die Einleitung zu diesem Heft hätte man sich gerne geschenkt; es wimmelt zu sehr von Gemeinplätzen, teutschen Landen und uralten Zeiten. Erst wo die belegbaren, kontinuierlichen Daten über die Jülicher Fastnacht beginnen, setzt auch für uns der interessantere Teil der Schrift ein. Etwa von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an beginnt die Jülicher Fastnacht mit der typischen Figur des Lazarus Strohmanus sich abzuzeichnen. Die Strohmanus-Gesellschaft ist allerdings offiziell seit 1796 mit einem Festordnungs-Reglement belegt. Neben dieser Fastnachtsgesellschaft gibt es noch andere; heute existiert auch bereits eine junge Strohmanus-Gesellschaft, die von der alten betreut wird. (Der Vergleich mit den Basler Fastnachts-Cliquen drängt sich auf.) Genau beschrieben werden die Herstellung des Strohmanus (der während der Fastnacht geprellt und am Schluss ertränkt wird) und die Tätigkeiten der Gesellschaft an den einzelnen Fastnachtstagen. Während des Prellens werden jeweils gereimte Zwei- oder Vierzeiler als Spott- und Schmähverse gerufen. Einige von diesen Versen werden als Probe mitgeteilt; ebenso ist ein Heischelied aus dem Bergischen Land abgedruckt. Wildhaber

Olav Bø, Vår norske jul. Oslo, Det Norske Samlaget, 1970. 200 S., 56 Abb.

Olav Bø gibt hier eine zusammenfassende Darstellung des norwegischen Weihnachtsbrauchtums; wir kennen bisher vor allem die von Lily Weiser-Aall beschriebenen Einzelfakten des Brauchtums. Das Buch ist für die norwegischen Landsleute bestimmt und ist deshalb ohne eine Zusammenfassung in einer anderen Sprache. Trotzdem wir das gut verstehen, bedauern wir es sehr, weil wir hier erfreulicherweise eine saubere Tatsachenbeschreibung haben, untermauert von nachweisbaren historischen Fakten – und weil Norwegisch recht schwer lesbar ist! Die einzelnen Kapitel befassen sich mit der Grundlage und Geschichte der Julzeit (Lucia, Bierbrauen, Weihnachtsgeschenke), dem Weihnachtsabend (vor allem mit der Einführung des Weihnachtsbaums in Norwegen; ferner mit den «Oskoreien» – der Wilden Jagd – und anderen Dämonenumzügen zur Zeit der Zwölften; mit den Lichtern auf den Gräbern), dem Weihnachtsmorgen und der Kirchfahrt, dem Weihnachtsschneefesttag und den folgenden Tagen (Pferde-Wettrennen; Stephans-Ballade; Sternsinger) und den Neujahrsbräuchen. Das Buch beschliesst mit einer kurzen Darstellung der heutigen Weihnacht und einer Zusammenstellung der wichtigsten norwegischen Literatur zu den einzelnen Kapiteln. Besonders hingewiesen sei auf die grosse Zahl von Abbildungen, die meist aus interessanten Photographien aus alter und neuer Zeit bestehen. Wildhaber

Acta universitatis szegediensis de Attila József nominatae. Sectio ethnographica et linguistica. Néprajz és nyelvtudomány. Volkskunde und Sprachwissenschaft. Szeged. Bd. 14, 1970. 111 S. Deutsche Zusammenfassungen.

Im vorliegenden Heft sind zwei volkskundlich interessante Aufsätze. Beide betreffen Glaubensvorstellungen und Brauchtum. *Imre Ferenczi* schreibt über «Die Verbreitung eines Fülle heraufbeschwörenden Ritus im Süden der Grossen Ungarischen Tiefebene». Es handelt sich darum, dass man die Kinder der Nachbarn zu einem Essen von Biestmilch einlädt, und diese Kinder nach Schmaus mit Wasser übergiesst, worauf sie mit grossem Lärm davon springen. Diese Bewirtung wird auch Kalbstaupe und Kalbsweihe genannt. Der Brauch dürfte von Rumänien her und durch walachische Hirten eingeführt worden sein. Die Arbeit von *Magdolna Szabó* hat den Titel «Typische Gebräuche des Junggesellenlebens in Jászakisér und seiner Umgebung». Es werden die Bräuche der Ledigen beschrieben, eingehend vor allem die Unterhaltungs- und Geschicklichkeitsspiele der Burschen.

Wildhaber

Rechtliche Volkskunde

Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. Bd. VI, Heft 8–10. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1971–72. Sp. 1121–1530.

Die vorliegenden Hefte umfassen die Worte «Kante» bis «Kanzelzehnt». «Kante» erscheint auch in Kleiderordnungen, so wenn 1650 «der weisse flor und cantin» auf Frauenkleidern unter Strafe verboten wird (Sp. 1124). Einen breiten Umfang (Sp. 1131–1318) nimmt das Wort «Kanton» und seine Komposita ein, das wohl vom historischen und rechtlichen Gesichtspunkt der Schweiz interessant ist, aber volkskundlich relativ wenig bietet. Ergiebiger ist hier das Wort «Kantor», das ebenfalls eine ziemliche Breite einnimmt (Sp. 1318–1398) und mit der Kantoreigesellschaft brauchtümlches Material zusammenträgt. Beim Wort «Kanzel» (Sp. 1444–1514) begegnen wir u. a. Vorschriften über die Amtstracht auf der Kanzel und die Ausübung der Kirchenzucht; die verschiedenen Ankündigungen kirchlicher und weltlicher Art von der Kanzel, z. B. des Eheaufgebots, von Feier- und Gedenktagen, Todesfällen usw. dürften die Aufmerksamkeit des Volkskundlers finden. Das ausgewertete Material reicht zeitlich bis in die zweite Hälfte des

18. Jahrhunderts, vereinzelt sind auch Quellen aus dem beginnenden 19. Jahrhundert berücksichtigt. Die Quellen werden wörtlich zitiert. Die einzelnen Artikel sind detailliert gegliedert und den grösseren Artikeln, z.B. zu «Kanton», ist die Literatur beigegeben.

Louis Carlen

Walter Müller, Ein Auffassungs- und Investitursymbol des Klosters St. Gallen: Die schwarze Kappe. Zürich, Juris Druck und Verlag, 1972. 55 S. (Rechtshistorische Arbeiten, hg. von Karl Siegfried Bader, 10).

Im Band 10 der Rechtshistorischen Arbeiten, die in ihrem Themenkreis vorwiegend der Rechtssprache, Rechtsarchäologie und der Rechtlichen Volkskunde gewidmet sind, befasst sich Walter Müller mit einem Übertragungssymbol, das gelegentlich vor allem in St. Galler Urkunden zwischen 1430 und dem Ende des 16. Jahrhunderts erscheint: Die schwarze Kappe. Entgegen der Auffassung der bisherigen Forschung auf diesem Gebiet kommt der Verfasser zum Ergebnis, dass es sich bei der schwarzen Kappe um ein Investitursymbol von ganz bestimmter Bedeutung und mit beschränktem Anwendungsbereich handelt: Die schwarze Kappe wurde in einem Zeitraum von bloss etwa dreihundert Jahren als Auffassungs- und Investitursymbol für Gemächte fast ausschliesslich vor dem St. Galler Pfalzgericht verwendet. Das Gemächt hat sich im südelemannischen Raum im Gebiete der deutschen Schweiz erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit dem Übergang zu grösserer Vergabungsfreiheit als eigenes Rechtsinstitut der gewillkürten Erbfolge ausgebildet: Der Bedachte erhielt zur Lebzeiten des Erblassers nichts, zur Sicherung seines künftigen Anspruchs jedoch den Gemächtsbrief, eine in der Regel vom öffentlichen Gericht ausgestellte Urkunde. Gegen Ende des Mittelalters näherten sich die Gemächte einseitigen, widerruflichen Verfügungen mit Wirkung erst im Todesfall (S. 11). Das St. Gallische Pfalzgericht amtierte oft auch als Lehengericht und stand unter dem Vorsitz des geistlichen Statthalters. Das Zeremoniell der Auffassung und Investitur mittels der schwarzen Kappe beschreibt der Verfasser folgendermassen: «Nach der Umfrage im Pfalzgericht, wie das Gemächt rechtskräftig zu vollziehen sei, nahmen der Abt oder sein Statthalter als Richter eine schwarze Kappe in die Hand, die auch der Vergabende und Begünstigte (bei Frauen und Minderjährigen zudem ihr Vogt) ergriffen. Der Testator sprach die Vermächtnisformel, worauf er und der Richter ihre Hände wegnahmen und der Bedachte die Kappe an sich zog. Damit erhielt das Gemächt Rechtskraft.» (S. 17f.). Der Verfasser setzt zum Schlusse dieses Symbol mit den übrigen bekannten Auffassungs- und Investitursymbolen in Beziehung.

Die rechtliche Volkskunde leidet zumeist an der Unbestimmtheit und an der mangelnden Lokalisierung des einzelnen Rechtswahrzeichens. Eine solche Monographie, die zudem direkt aus den Quellen schöpft, muss deshalb als vorbildlich bezeichnet und als besonders willkommen begrüsst werden.

Theodor Bühler

Religiöse Volkskunde

Birgit Hahn-Woernle, Christophorus in der Schweiz. Basel, Verlag G. Krebs, 1972. In Kommission bei Rudolf Habelt, Bonn. XII, 204 S., 2 Karten. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 53.)

Der kurz nach dem Neuaufblühen seines eben erst wieder aktualisierten Kultes als Kraftfahrzeugpatron dem verspäteten Rationalismus der Römischen Kirche zum Opfer gefallene Sankt Christophorus gehört zu den kulturgeschichtlich interessantesten Heiligen. Den verschlungenen Wegen der Geschichte seiner Verehrung ist schon 1937 Hans-Friedrich Rosenfeld in seiner umfangreichen Monographie nachgegangen, während Leopold Kretzenbacher ein Kapitel seines Wer-

kes über hundsköpfige Dämonengestalten (München 1968) dem eigenartigen Phänomen der gelegentlichen Bilddarstellung dieses Heiligen als eines Kynokephalen gewidmet hat.

Die hier anzuzeigende Untersuchung gibt eine Regionalstudie über den Christophorus-Kult – eben in der Schweiz. Solche Beschränkung ermöglicht eine zeitlich und räumlich ins Detail gehende Forschung, wenn auch selbstredend eine Vollständigkeit in der Erfassung insbesondere der historisch-archivalischen Zeugnisse eine unrealisierbare Idealforderung bleiben muss. Immerhin reichen die von der Autorin mit Umsicht zusammengetragenen Daten aus, um durch deren quantitative Analyse unsere Kenntnisse über die Christophs-Verehrung zu bereichern bzw. einzelne bislang herrschende Ansichten zu korrigieren. Entgegen der bisherigen Annahme einer Beeinflussung der Graubündner Freskenbilder des heiligen Riesen von den oberitalienischen Zentren her vermag sie z.B. schlüssig zu beweisen, dass im Gegenteil bis ins 14. Jahrhundert hinein der «nördliche», das heisst der rheinische Bildtypus herrschend war (Christus auf dem Arm statt auf der Schulter sitzend, Laubbäumchen statt Palme). Trotz des gerade für die Schweiz früh bezeugten Fremdenpatronats – das 998 beurkundete Hospital St. Christoph des Benediktinerklosters Pfäfers/SG lag an einem wichtigen Strassenknotenpunkt und hatte demnach sicherlich die Funktion eines Fremdenhospizes – ist der ikonographische Typus dieses «Verkehrsheiligen» also nicht von vornherein dieselben Strassen gewandert wie seine Verehrer.

Wert und Bedeutung dieser Untersuchung liegen mithin vor allem in dem sorgfältig erarbeiteten «Katalog der Christophorus-Zeugnisse in der Schweiz und im angrenzenden Ausland», der in den zwei beigegebenen Karten (Patrozinien/Reliquien; Darstellungen) überschaubar gemacht wird. Diese Karten sind sehr interessant zu lesen. Ein einziger Aspekt nur kann hier herausgegriffen werden – die Tatsache nämlich, dass sie erwartungsgemäss eine deutliche Häufung der Wand-Aussenfresken im Gebiet der bedeutenden Verbindungsstrassen durch die Alpen belegen. (Eine räumlich anschliessende, ähnlich zuverlässige Kartierung der Christophorus-Fresken Südtirols bzw. des ganzen Ostalpenraums wäre hier eine wünschenswerte Ergänzung.) Am Beispiel des Saumweges über den Lukmanier errechnet die Autorin, dass ein Fuhrmann während jeder Tagesetappe wenigstens *ein* Bild des Patrons gegen den «gähen Tod» ansehen konnte; sie macht aber zugleich deutlich, dass von einer einheitlichen Planung dieser heilbringenden Bilder keine Rede sein kann: Gerade an den gefährlichsten Stellen sind sie am seltensten. Die Anbringung der Christophorus-Bilder, so schreibt sie (S. 29f.), ging auf die Initiative der einzelnen Kirchengemeinden zurück. Angesichts des Kartenbilds ist es allerdings fraglich, ob dabei wirklich «einzig» die eigenen Belange dieser Gemeinden massgebend waren, oder ob nicht der Wunsch mitbestimmend gewesen sein könnte, den Durchreisenden auf ihren gefährvollen Wegen als eine Form der Caritas geistliche Hilfe zu leisten.

Bei einer auf die Schweiz begrenzten Darstellung der Kultzeugnisse Christophers spielen naturgemäss bestimmte, anderswo wichtige Aspekte seiner Veneration eine geringere Rolle – so das Zusammenfallen seines Festtages mit dem des Jakobus –, während andere stärker im Vordergrund stehen. Zu diesen gehört – für die reformierte Schweiz jedenfalls – die allmähliche Mutierung der Heiligen-gestalt zu einem ruppigen Riesenkerl, der bis in die Nähe der Wildleute rücken kann. Dass Christophorus nicht, wie die meisten anderen Kanonisierten, in nach-reformatorischer Zeit einfach verschwindet, sondern lediglich den Bezirk des Sakralen verlässt, ist eine der Besonderheiten dieses eingeprägten Heiligen, die sich aus den hier erfassten Zeugnissen ablesen lassen.

In einem einzigen Punkt möchten wir der Autorin nicht vorbehaltlos folgen – bei ihrer resümierenden Unterscheidung von kirchenamtlicher und volkstümlicher Verehrung des Heiligen bzw. von «christlichem Gedankengut» und «alt-

überliefertem magischem Brauchtum» im Zusammenhang mit ihr. Der ersteren rechnet sie Patrozinien, Reliquien und liturgische Zeugnisse zu, der letzteren Todes- und Weltgerichtsvorstellungen und Verbindungen zu dämonischen Naturgeistern (S. 61). Abgesehen einmal von der Problematik des Terminus «magisches Brauchtum», sind die Grenzen zwischen den beiden erwähnten Bereichen so fließend, dass man nicht expressis verbis von einer «Trennung beider Zweige» sprechen sollte. Die Reliquienverehrung kann durchaus zu «magischen» Praktiken Anlass geben, während die Lehre von den Letzten Dingen – also von Tod und Gericht – Teil der offiziellen Theologie ist. Aus demselben Grund halten wir die Vermutung der Autorin für unrichtig, die Kirche hätte Christophorus neuerdings aus dem Festkalender gestrichen, weil sie seine zu «starke volkstümliche Verehrung zu bremsen versucht habe» (S. 19). Dagegen spricht schon, dass bei den übrigen «abgeschafften» Heiligen von einer solchen volksfrommen Verehrung in der Gegenwart nicht die Rede sein konnte. Die Begründung für die Streichung aus dem Kalender der Gesamtkirche – als diözesane Eigenfeiern sind diese Heiligenfeste, auch das des Christophorus, bekanntlich regional beibehalten worden – ist erklärtermassen die Tatsache ihrer Ungeschichtlichkeit.

Dass dennoch gerade dem Namen St. Christophorus eine über das Religiöse hinausweisende Symbolbedeutung zugewachsen ist, beweist u.a. die Tatsache, dass einer der bekanntesten Automobil-Clubs die von ihm gespendeten SOS-Kinderdorf-Häuser nach ihm benannte, einen Christophorus-Preis ausschrieb und dem «Schutzpatron der Kraftfahrer» eine ausführliche und gut illustrierte Studie in seiner in Millionenaufgabe erscheinenden Club-Zeitschrift widmete. Die vorläufig letzte Etappe in der Entwicklung seines Zeichenwertes hat St. Christophorus wohl erreicht, wenn er, als Träger des Christkinds zum Weihnachtsheiligen geworden, die erste Umschlagseite der Novemberausgabe 1972 des Verkaufskataloges eines grossen westdeutschen Versandhauses werbend schmückt. Soviel nur als Ergänzung zu den von der Verfasserin gleichfalls beigebrachten Belegen zur Gegenwartsgeltung des Christophorus.

Es ist eine Banalität, gleichwohl immer noch nicht überflüssig, auf den Nutzen von Forschungen hinzuweisen, welche die Grenzen von Einzeldisziplinen übergreifen. Dass die vorliegende Monographie ihren kunstgeschichtlichen Ansatz fruchtbringend mit volkskundlichen Fragestellungen verbindet und sie historisch vertieft hat – eben das macht ihren besonderen Wert aus. Georg R. Schroubek

Hilding Pleijel, Kävsjökaplanen Abr. Alméns Almanackor. Småländsk kyrkosed och prästgårdstradition under Gustaviansk tid. Lund, Verbum, 1971. 119 S., 1 Karte. Deutsche Zusammenfassung. (Samlingar och Studier till Svenska Kyrkans Historia, 40).

Die gustavianische Epoche der schwedischen Geschichte, 1772–1809, ist die sogenannte Aufklärungszeit. Der Frage, ob diese Ideen der führenden kirchlichen und gesellschaftlichen Kreise auch auf die schwedischen Pfarrer auf dem Dorfe und das Kirchenleben der Landgemeinden sich ausgewirkt haben, ist die vorliegende Untersuchung des Kirchenhistorikers Hilding Pleijel in Lund gewidmet. Er bezeichnet sie als eine «case-study», weil am einmaligen Beispiel die Gültigkeit für eine Reihe anderer Fälle aufgewiesen werden soll. Ausgangspunkt für die Studie sind Kalendernotizen des Kaplans Abraham Almén in der Pfarrei Kävsjö in Småland; sie datieren von 1785–1799. Es sind Notizen nicht nur über das Kirchenwesen, sondern auch über den Alltag des Bauern, da um die damalige Zeit der schwedische Geistliche zugleich auch Bauer war. Um das Bild zu vervollständigen hat Pleijel auch die Gemeindedokumente der Gegend beigezogen. Almén war in einem Pfarrhaus aufgewachsen, wo er in traditionsgebundenem altlutheranischen Geist erzogen wurde. Die Kirchenzucht wurzelte noch ganz in der alttestamentlichen Vergeltungslehre. Der Unterricht des Pfarrers bestand in Bibel-

erklärungen und Katechismusprüfungen; Luthers Kleiner Katechismus war das Hilfsmittel bei der Unterweisung der Bevölkerung. Das Kirchenleben auf dem Lande war sicherlich altlutheranisch bestimmt; in der volkstümlichen Frömmigkeit aber zeigten sich auch noch Relikte aus der langen katholischen Zeit. Der Ausdruck dieser mittelalterlichen Frömmigkeit war eine grosse Zahl von Erbauungsliteratur: Gebets-, Andachts- und Gesangbücher. Wildhaber

Hildegard Obse, Das St. Agatha-Fest in Sizilien. Der Kult an seinem Ursprungsort Catania. Ein Beitrag zur volkstümlichen Heiligenverehrung in der Gegenwart. München 2, Selbstverlag, Geroltstr. 32/V, 1972. II, 174 S., 33 Abb.

Das Buch enthält noch etwas mehr als der Titel verspricht, nämlich auch eine Ikonographie und eine Gegenüberstellung des St. Agatha-Kultes in aussersizilianischen Kulträumen und des Santa Agata-Kultes in Catania. So sind die Agathenzettel gegen das Feuer oder gar das Agathabrot in Sizilien ganz unbekannt, während sie etwa in der Schweiz im Vordergrund stehen. Im übrigen steht im Zentrum des Buches eine einlässliche Beschreibung des Sant'Agata-Festes in Catania am 5. Februar, dem Gedenktag der Heiligen, und zwar sowohl aus eigener Anschauung wie im historischen Überblick. Die Verfasserin hat die einschlägigen Quellen gut durchmustert, bei zuständigen Instanzen in Catania (Historikern, Volkskundlern) Auskünfte eingeholt und sich während des Festes unters Volk gemischt. So ergab sich eine lebendige Darstellung der Ereignisse. Allerdings bleibt die kritische Stellungnahme aus, die Meinungen werden nur referiert und nicht aufeinander bezogen. Der vehemente Protest der Jungen gegen das ungeheuer teure Fest wird auf die leichte Schulter genommen, es sei ihm – so sagen einige Universitätsprofessoren – «keine übermässige Bedeutung beizumessen» (137). Es hätte sich meines Erachtens gelohnt, der Sache nachzugehen! – Der gemeinsame Nenner des Festes, «Dank für den gewährten Schutz und Bitte um weitere Geneigtheit» («Alles Brauchtümliche in den Festtagen ist getragen von dieser Idee» 171) ist etwas zu allgemein; hier hätte die psychologische und soziologische Sonde ansetzen müssen. – Vereinzelt: «Die Stadt (Catania) ist Hauptstadt der Provinz Catania und umfasst 55 Gemeinden» (5): der Satz ist sprachlich schlecht und sachlich falsch: die Provinz umfasst 35 Gemeinden. Gehört wirklich die ägyptische Kultur mit «zur kulturhistorischen Grundlage der Stadt» (wegen des Obeliskens)? (11) «Divae Agathae civi a peste servatrici» heisst nicht «Die Bürger der göttlichen Agatha, Erretterin aus der Pest», sonst müsste «cives» stehen (37). Auch italienische Texte sind bisweilen sehr «getreu» übersetzt, etwa wenn St. Agatha als «sicherer Landungsplatz» angerufen wird (sicuro approdo)! (72) Es muss heissen «pasticceria», nicht «pastizzeria» (96), usw. – Zusammenfassend: Ein von edler Begeisterung getragenes Buch, das die Fakten getreulich beobachtet und aus Gesprächen und Dokumenten zusammenträgt und darum für die künftige Forschung nützlich ist. Eine kritische Behandlung des Themas (vom theologischen wie volkskundlichen Standpunkt aus) drängt sich nun aber geradezu auf. Iso Baumer

Dimitri Petropoulos et Hermolaos Andreadis, La vie religieuse dans la région d'Akséray-Ghelvéri. Avant-propos et analyse en français par *Melpo et Octave Merlier*. Athènes, 1970. Texte français 9–52; texte grec 53–195; 77 ill. sur pl., 1 carte. (Publications du Centre d'Etudes d'Asie Mineure. Cappadoce, 12.)

Es ist uns eine besondere Freude, auf dieses Buch hinzuweisen, das eine Fülle von Angaben zum Glaubensbereich und zur Volksfrömmigkeit Kleinasiens enthält. Dem griechischen Text, der den Hauptteil des Buches umfasst, vorgängig befindet sich eine genaue und ausführliche Analyse des Textes, verfasst von der Gründerin und Leiterin des rührigen Centre d'Etudes d'Asie Mineure in Athen. Sie hebt hervor, dass für Kappadozien, das Land der Felsenkirchen, eine Reihe

von Werken bestehen, welche die Kirchen und ihre Fresken beschreiben, dass aber die Darstellung des Menschen fehle. Das hängt zum Teil damit zusammen, dass in dieser Gegend seit 1924 keine Griechen mehr wohnen. Man musste also Auskünfte bei den Auswanderern einholen. Diese liegen nun in drei Abschnitten vor: 1. die kirchlichen Gebäude, 2. die volksfrommen Braucherscheinungen, 3. Jahreslauf und Festkalender. Die erfasste Region zählte 160 kleinere und grössere Orte; sie sind heute von Türken bewohnt. Einige Bräuche sind von ihnen übernommen worden und werden weiterhin ausgeübt. Dies betrifft vor allem das Brauchtum der heiligen Quellen. An Einzelheiten erwähnen wir: weisendes Tier, Kleiderfetzenbaum, Regenprozession und Regenmädchen, Auskratzen der Augen von Heiligenbildern, Marienlänge, Kirchenschlaf, Osterbrauchtum. Wildhaber

Juliane und Friedrich Karl Azzola, Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen. Kassel, Neumeister-Verlag, 1972. 178 S., 137 Abb. (Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde, 10.)

Vom nicht häufig behandelten Gebiet volkstümlicher Grabmale im weiten Sinne liegt hier eine Publikation vor, die im engeren Sinne einen besonderen Typ derartiger Grabsteine vorführt. Eingeleitet wird das Buch mit einem Exkurs über das Scheibenkreuz, die Kombination aus Kreuz und Kreis, als Symbol des christlichen Glaubens. Die aus der Existenz dieses Scheibenkreuzes zu verstehende Grabsteinform ist der Ausläufer der Entwicklung über Jahrhunderte. Weiter ist daraus zu folgern, dass bei der weiträumig nachweisbaren Scheibenkreuzsymbolik auch in anderen europäischen Landschaften mit der Verbreitung des Scheibenkreuz-Grabsteines zu rechnen ist, selbst in voneinander unabhängigen Entwicklungen. Im abschliessenden Kapitel über «Ursprung, Entwicklung und Untergang des Scheibenkreuzgrabsteines als mittelalterliche Grabmalform in Hessen» wird dies dann ausgesprochen. Bekannt sind derartige Denkmäler bisher lediglich aus Spanien, Südfrankreich, Skandinavien, Hessen und Niedersachsen. Das dürfte demnach nicht zuletzt auf Lücken der Forschung zurückzuführen sein. Die Entstehung des behandelten Grabsteintyps ist aus der Scheibenkreuzplatte herzuleiten. Unsicher bleibt der Zeitraum der Entwicklung, der vom 9. bis 11. Jahrhundert angenommen wird, da das älteste hessische Denkmal bereits als ausgeprägte Spätform auftritt und um 1200 datiert wird. Der Untergang des Grabsteintyps erfolgt in Hessen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und liegt in der Diskrepanz zwischen gesteigertem inschriftlichem Mitteilungsbedürfnis und der gegebenen geringen Oberfläche begründet. All das wird aus der 37 Denkmäler umfassenden hessischen Gruppe erschlossen, die in einem ausführlichen Inventar vorgestellt wird. Zu jedem Denkmal sind ausgezeichnete Photos beigegeben. Die Anordnung geschieht sehr geschickt nach «denkmalskundlichen Gesichtspunkten», die die Entwicklungslinie des Bestandes von etwa 1200 bis 1590 sogleich sichtbar macht. Alle Möglichkeiten, zu umfassender Aussage zu gelangen, werden benutzt, nicht nur direkt am Denkmal. So zogen die Verfasser zu biographischen Daten archivalische Quellen heran; den Deutungen der Einzelzeichnungen von Wappen, Hausmarken, Namenszeichen, Werkzeugen gingen fleissige ikonographische Studien voraus. Da im Buch manche Fragen aus Platzgründen nur kurz berührt werden konnten, so ist damit die Anregung gegeben, den Bestand der anderen europäischen Regionen nunmehr darzubieten. Pionierarbeit wurde hiermit geleistet. Harald Quietzsch

Volksmedizin

Patrick Logan, Making the cure. A look at Irish folk medicine. Dublin, The Talbot Press, 1972. XIII, 178 p., ill.

Zu den bereits aus verschiedenen Ländern vorhandenen Büchern über Volksmedizin kommt nun auch ein irisches. Wer glaubte, dass die irische Sonderstellung und Eigenart auch auf diesem Gebiet sichtbar würde, wird allerdings bald erkennen, dass es sich im wesentlichen um dieselben oder ähnlichen magischen und volkstümlich-schulmedizinischen Praktiken und Rezepte handelt, wie sie auch anderwärts vorkommen. Der Verfasser ist Arzt und Lektor für Medizingeschichte an der Dubliner Universität. Er ist auf dem Lande aufgewachsen und kennt vieles aus eigener Erfahrung; zudem hatte er die Möglichkeit, Patienten und Spitalpersonal zu befragen. Damit ist im Laufe einer dreissigjährigen Sammeltätigkeit ein recht umfangreiches Material zusammengekommen, das vom Standpunkt des Arztes aus vorgelegt wird. Es wird unterteilt in die Behandlung von inneren und äusserlichen Krankheiten und Gebrechen. Die beiden Hauptabschnitte sind wieder in klar übersehbare Untergruppen eingeteilt. Die einzelnen Heilpraktiken werden daraufhin untersucht, ob sie volkstümlich gewordenen Schulmedizingut oder magische Mittel sind (wobei die Deutung der «magischen» Mittel gelegentlich wohl etwas zu rationalistisch ist). Auch vereinzelte Segen werden mitgeteilt; hierüber hätte man gerne mehr und Genaueres erfahren; vielleicht nimmt sich jemand dieses Desideratums an. Zu bedauern ist, dass bei den Heilpflanzen nicht der wissenschaftliche lateinische Name beigelegt ist, weil der irische oder englische Name ungenau ist und je nach Gegend verschiedene Pflanzen bezeichnen kann. In drei Kapiteln werden als allgemeine Behandlungsmethoden die heiligen Quellen, die Heilbrunnen und die Schwitzhäuser beschrieben. Der Abschnitt über die «holy wells» stützt sich etwas zu sehr nur auf die Kenntnis einiger Heilquellen ab; um allgemein gültig zu sein, würde er eine eingehendere Behandlung benötigen. Verdienstlich ist, dass der Verfasser auch ein Kapitel über die Veterinärmedizin anschliesst; hier werden vor allem die Krankheiten der Pferde und des Rindviehs behandelt, aber auch für Schafe, Schweine und Hunde finden sich Angaben. Wildhaber

Volksdichtung

Max Lüthi, Volksliteratur und Hochliteratur. Menschenbild – Thematik – Formstreben. Bern, Francke Verlag, 1970. 228 S.

Auch dieses Buch Max Lüthi ist wieder eine «summa», ein Kompendium, das aus langer und intensiver Beschäftigung mit der Problematik in Literatur und Volksliteratur zusammengetragen wurde. Man staunt immer wieder über die Breite und Spannweite der Thematik, die jedoch bei Lüthi nie auf Kosten der Akribie seines wissenschaftlichen Arbeitens geht. Der Titel für diese mitunter stark divergierenden Aufsätze, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganzes für sich darstellt, ist freilich nicht mehr als eine heuristische Hilfe, um auseinanderstrebende und dabei doch zusammengehörige Aspekte unter einem Dach zu sammeln; es geht in diesem Buch nicht darum, grundsätzlich und methodisch Volksliteratur und Hochliteratur gegeneinander abzugrenzen oder die Differenzen zwischen beiden aufzuzeigen, sondern an einer Reihe von ausgewählten Themen und Problemen soll mehr das Gemeinsame als das Gegensätzliche angedeutet werden.

(Der Rezensent, dem seinerzeit die Kritik bei seiner «Einführung in die romanische Volksliteratur» angekreidet hat, dass er mit dem Begriff «Volksliteratur» Verwirrung schaffe, weil Volk und littera einen inneren Widerspruch darstellten,

sieht mit Genugtuung, dass sich als Sammelbezeichnung für Volkserzählung *und* Volkslied eben doch der umstrittene Begriff «Volksliteratur» durchzusetzen scheint, weil kein besserer Terminus zur Verfügung steht.)

Zwei Wünsche lässt Lüthi's Buch freilich offen, das ist zunächst das Verlangen nach einem ausführlicheren und zum Titel eine stärkere Beziehung schaffenden Vorwort, und das ist zweitens der Mangel eines Apparates in Form einer systematischen Bibliographie sowie je eines Autoren- und Sachregisters. Will man das Buch nicht nur mit Genuss lesen, was freilich viele tun werden, sondern überdies die ganze Fülle seines Inhalts verfügbar machen, so muss eben der Leser selber – wie etwa auch bei Giuseppe Cocchiara's «Popolo e letteratura in Italia» (Turin 1959) und einigen ähnlichen Fällen – sich Register anlegen, um wirklich ein Handbuch zu gewinnen.

Nun kann bei einem Buch mit 17 selbständigen Studien nicht auf alle einzelnen Fragen eingegangen werden, und wir müssen uns auf drei kurze Anmerkungen konzentrieren. Da ist zunächst Lüthi's aufschlussreiche Untersuchung «Der Familiarismus in der Volksballade». Der Autor betont darin zu Recht die grosse Rolle, welche die Familie in der europäischen Volksballade spielt, und analysiert klug einige der Erscheinungsformen. Ein Aspekt kommt dabei vielleicht zu kurz: die in der Familie entstehende Not- und Krisensituation. Wir haben dieser Frage seinerzeit in zwei Kapiteln der Broschüre «Heimkehrerprobleme im Volkslied Mittel- und Westeuropas» (München 1957) Untersuchungen gewidmet. Die Komplikation geht in diesen Balladen familiärer Krisen entweder von den Verwandten des Mannes oder jenen der Frau aus, und je nach Art der Verwandtschaft entwickeln sich unterschiedliche Situationen. Im ersteren Falle (Schwiegermutter oder Schwager der Frau) wirken sich Eifersucht und Neid oder Begierde aus, die Frau wird verleumdet und dadurch die Katastrophe heraufbeschworen. In diese Gruppe gehören etwa alle Balladen des Genovefa-Motivs, deren älteste vermutlich die bretonische Azénor-Ballade ist. Es gehört aber auch der grosse, im Umkreis der Kreuzzüge entstandene, Liederkreis hierher, in denen meist der Schwager der Heldin, der in Abwesenheit des (älteren) Bruders die Herrschaft führt, nach missglückten Verführungsversuchen die Frau verleumdet. Während dabei in den baskischen und spanischen Romanzen eine Tendenz zu tragischem Ausgang vorherrscht, ergibt sich in den katalanischen und französischen Varianten zum Teil auch ein guter Ausgang, nicht selten unter dem Einfluss der Legende. Eine Untergruppe hierzu bilden jene Balladen, in denen nicht wie in Azénor die Schwiegermutter die Heldin verleumdet und deren Verbannung oder Tod verursacht, sondern wie in der noch heute beliebten und verbreiteten «La Porqueroles» die Heldin lediglich in Abwesenheit ihres Gemahls unter der Fuchtel der Schwiegermutter niedere Magddienste als Schweinehirtin oder Holzfällerin leisten muss. Gerade diese letzte Gruppe hat zweifellos einen sehr starken Realitäts-Bezug, und sie war zu allen Zeiten und an vielen Orten so aktuell, dass sie populär bleiben konnte, während der Genovefa-Typus mehr historische Züge angenommen hat.

In der zweiten Gruppe wird die Notsituation durch die Verwandten des Mädchens selbst verursacht, meist durch den Vater oder durch die Mutter. Lüthi schreibt auf S. 87: «Im Allerleirauhmärchen sehen wir eine deutliche Inzestflucht – weg von der Familie; in der Ballade kommt solches vereinzelt auch vor, aber es gibt ihr nicht das Gepräge. Charakteristisch für die Ballade ist vielmehr der Inzestzwang ebenso wie der Zug zum Freitod.» Das gilt zweifellos für einige Motivgruppen, vor allem bei Liebe zwischen Bruder und Schwester, nicht dagegen für das Phädra-Motiv, das in Italien, Südfrankreich und Katalonien sehr verbreitet war und auch für Portugal belegbar ist. In diesen Balladen vergiftet die Mutter aus Eifersucht die eigene Tochter. Ebenfalls gilt Lüthi's These nur bedingt für die Gruppe «amor incestuos», wie sie in Spanien und Katalonien reichlich, in

Südfrankreich, Unteritalien und Sizilien vereinzelt belegt ist. Freilich berichtet nur etwa jede vierte oder fünfte Romanze von einer Flucht der Frau (bzw. des Mädchens) aus dem Hause des Vaters, meist mit Hilfe des Geliebten oder einer Schwester. Aber typisch ist, dass das vom Vater blutschänderisch bedrängte Mädchen sich an Mutter, Brüder und Schwestern (vergeblich) um Hilfe wendet, und dass niemand aus der Familie sich gegen den Vater zu wenden wagt. Cocchiara glaubte in diesem Zug arabischen Einfluss erkennen zu dürfen. Nur in wenigen Liedern tötet der Geliebte des Mädchens deren Vater, und das geschieht meist erst nach dem Tode des Mädchens. Aber unser Nachtrag unterstreicht nur die Berechtigung von Lüthi's Formulierung: «Dass die Familie überhaupt zum Motiv wird, hängt natürlich mit ihrer Bedeutung in der Realität zusammen.» (S. 89)

Mit besonderem Interesse werden sich viele Leser dem Aufsatz «Parallele Themen in der Volkserzählung und in der Hochliteratur» zuwenden, in dem Lüthi ausgehend vom Motiv «Tod durch das eigene Pferd» einen grösseren Komplex und seine Verwertung auf beiden literarischen Ebenen genau untersucht. «Der Mensch fällt nur durch sich» wird dabei als eine der Grundformeln herausgestellt, die ihre Faszination auch im Bereich der Hochliteratur oft ausstrahlen konnte. Daneben stehen Aspekte wie «Schein und Sein, Unmögliches wird möglich, Kleines überwindet Grosses». Lüthi hat sich hier meisterlich und knapp auf einige wesentliche Züge beschränkt, wo doch das Thema dazu verführt – ähnlich wie etwa beim Don-Juan-Motiv – ein dickleibiges Werk darüber zu schreiben, zumal die Motivik von Ankündigungen und erfüllten Prophezeiungen zu den wirksamsten und häufigsten Themen in Sage und Literatur überhaupt gehört.

Endlich noch eine kleine Anmerkung zum Kapitel «Cervantes', Avellaneda und Mozarts Spiel mit einer Volkserzählung». Lüthi korrigiert in diesem (seinerzeit Bonaventura Tecchi gewidmeten) Aufsatz die Ansicht von Mozartforschern, der Komponist habe das in seinem Brief ans «Bäse» ausführlich erzählte Vexiermärchen vom Hirten, der seine 11 000 Schafe über eine schmale Brücke treiben muss, selber erfunden, und führt die Geschichte in der zweifellos ältesten europäischen Form, der Fassung von Petrus Alfonsi aus dem frühen 12. Jahrhundert vor. Mozarts Erzählung schliesst sich enger an Petrus Alfonsi als an Cervantes und Avellaneda an. Wie aber kam Mozart zu diesem Märchen? Diese Frage mag freilich nicht zu beantworten sein; immerhin möchte der Rezensent vermuten, dass der junge Komponist die Erzählung entweder auf einer seiner italienischen Reisen oder in einer österreichischen Variante einer der verbreiteten italienischen Versionen hörte. In Italien ist das Vexiermärchen noch heute anzutreffen, und fast alle Varianten lehnen sich eng an das Vorbild – die Nummer 31 (Ausgabe Gualteruzzi) des Novellino – an. Diese Wiedergabe in den «Cento novelle antiche», die gegen Ende des 13. Jahrhunderts verbreitet wurde, ist ihrerseits deutlich von der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi abhängig. – Es ist nun aber Lüthi zu danken, dass er sich mit dem Erzählstil Mozarts beschäftigt hat, der bisher weitgehend vernachlässigt und dabei für die Eigenart des Komponisten doch so bezeichnend ist. Zugleich aber dokumentiert gerade dieses Beispiel, wie fließend die Grenzen zwischen Volksliteratur und Hochliteratur sind, und wie ein genialer Künstler zum volkstümlichen Nacherzähler mit durchaus eigener und eigenwilliger Erzähltechnik werden kann.

Was hier als pars pro toto gesagt wurde, trifft zweifellos für das ganze Buch zu: man findet darin viele scharfe Beobachtungen klug formuliert. Nur hat freilich die Volksliteratur nicht nur eine theoretische Seite.

F. Karlinger

Aurelio Rigoli, Mondo popolare e letteratura. Palermo, S. F. Flaccovio ed., 1971. 256 S., 1 Karte, 8 Abb., 5 Notenbeispiele. (Uomo & Cultura – Testi. Collana diretta da Antonio Buttitta, 3).

Vorbemerkung: Wir übergehen die anderswo schon in ähnlicher oder gleicher

Form publizierten Aufsätze (man weiss nicht recht, soll man die Sizilianer Volkskundler zu ihren anscheinend unerschöpflichen Möglichkeiten, sich mehrfach zu produzieren, beglückwünschen) und wenden uns ausschliesslich den drei bisher unveröffentlichten Texten zu.

Im ersten Aufsatz (*La letteratura in stampe popolari. Problemi di metodo*) gibt Rigoli zunächst eine Übersicht über die bisherigen italienischen Forschungen zur Flugblatt- und Leseheft-Literatur; er zeigt dann, dass die historisch-kritische Methode von Alessandro D'Ancona noch heute ihre Gültigkeit hat. Er vergleicht viele neu aufgefundene *libretti* mit umfangreicheren Volksliedersammlungen der Zeit; es lässt sich feststellen (bzw. bestätigen), dass die *libretti* aus den grossen Sammlungen schöpfen, ja oft nur Auszüge aus diesen darstellen. Weiter vergleicht er die Lieder, die ihm auf Flugblättern bzw. Leseheftchen vorliegen, mit Liedern, die mündlich überliefert sind; es zeigt sich, dass eine beträchtliche Anzahl in Sizilien und auf dem Festland vom 19. bis 20. Jahrhundert bezeugt sind; die *libretti* sind also ihrerseits Quellen der mündlichen Tradition, ja, die Varianten wachsen proportional mit der geographischen Entfernung vom Druck- bzw. Verbreitungs-ort der Heftchen.

Im folgenden Aufsatz (*Lettura semantico-strutturale di alcune «canzuni» del secolo XVI*) erprobt Rigoli am gleichen Material eine weitere Methode, nämlich die strukturalistische. Nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen gibt er den Leitfaden an, anhand dessen er die Struktur von Volksliedern aufhellen will: es ist die These A. Kardiniers (*The Individual and His Society*, New York 1939), dass hinter den verschiedenen Themen sozial missbilligte und daher individuell unterdrückte Triebe stehen; m.a.W., es sei das Grundelement zu finden, das existentielle Unbehagen, das auf Faktoren der Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt zurückgeht und in symbolischer Form und bildhafter Prägekraft einer jedermann zugänglichen Erfahrung Ausdruck verleiht. Das häufigste Strukturmerkmal der Volkslieder ist der Gegensatz Mann/Frau, und dieser findet sich analog widergespiegelt in den Paaren Tod/Leben, Himmel/Erde, Meer/Land, Winter/Frühling – immer leidet der Mann unter dem abweisenden Gehaben der Frau. Rigoli bringt Hunderte von Zitaten. Liebeserfahrung wird also in Zusammenhang mit kosmischem Geschehen gedeutet. So weit, so gut. Und nun der überraschende Schluss (aber von der Prämisse her gesehen nun doch nicht so frappant): das Volkslied bietet dem Sänger und Zuhörer die Möglichkeit an, die «in unserer Gesellschaft typische Frustration der Sexualität» zu sublimieren; da die Bauernwelt die Jahreszeiten, die deutlich auf die Sexualität anspielen, intensiv miterlebt, habe diese die Lieder besser aufbewahrt. Ich bin nicht so ganz sicher, ob die Volkskunde neofreudianische Thesen einfach ungeprüft übernehmen darf. Weiss man so genau, dass in all den Jahrhunderten, da die Lieder entstanden, alle Sänger (oder «die Gesellschaft»?) sexuell frustriert waren? Zieht man italienische soziologische Untersuchungen des 20. Jahrhunderts heran (Gabriella Parca, *Le italiane si confessano*, 1959; I Sultani, 1965), so liegt auf der Hand, dass die Frau frustriert ist, nicht der Mann. Die Lieder könnten mit ebenso viel Recht als Ausdruck eines männlichen Egoismus und unaufrichtiger Wehleidigkeit gedeutet werden. Die durch Jahrhunderte sich haltenden Stereotypen brauchen nicht zu jeder Zeit Ausdruck eines wirklich erlebten individuellen oder sozialen Zustandes zu sein, sie erfüllen jedenfalls das Kriterium des Volkstümlichen. Die von Rigoli bei A. M. Cirese entlehnte Behauptung, die Volkspoesie sei gekennzeichnet durch eine breite Streuung unbestimmter Bedeutungen müsste noch eingehender geprüft werden; sie würde jedenfalls die Grenzen zwischen Kunst- und Volkspoesie verwischen bzw. aufheben.

Der dritte hier zu besprechende Aufsatz liefert die Ergebnisse einer Feldforschung: es ging darum, noch heute lebende Varianten der «Barunissa di Carini» (eines Volksliedes, dem Rigoli sich schon mehrfach gewidmet hat) auf

Tonband aufzuzeichnen. Die Ausführungen sind aufschlussreich für die Methode, die Schwierigkeiten der Aufnahme und die Resultate.

Iso Baumer

Vladimir Propp, Morphologie du conte. Paris, Gallimard, 1970. 256 p. (Poétiques).

Publié à Leningrad en 1928, ce livre qui marque une étape importante de l'analyse structurale du récit, rencontre un succès marquant dès sa première traduction anglaise en 1958. Le texte français est publié sur la base d'une édition revue, augmentée et corrigée par l'auteur. Un bref exposé de l'historique de la question permet à Propp de montrer que les recherches sur le conte ne peuvent se poursuivre que sur la base d'une étude morphologique valable. Une analyse au niveau formel d'un corpus de 100 contes russes (contes merveilleux), au moyen de méthodes appropriées, permettra de dégager les parties constituantes des récits, parties qui serviront de base aux travaux de comparaison. Ainsi devra s'établir une morphologie du conte d'après ses parties constituantes, les rapports de ces parties entre elles et avec l'ensemble. Les thèses fondamentales et leurs implications principales sont exposées dès le deuxième chapitre: L'unité constituante de base est la fonction: action d'un personnage définie du point de vue de sa portée significative dans le déroulement du récit.

Thèses: 1. Les fonctions sont les éléments stables des contes, indépendamment de l'identité de l'acteur et de ses manières d'agir. 2. Le nombre des fonctions connues dans les contes populaires merveilleux est limité. 3. La succession des fonctions est toujours identique. 4. Tous les contes merveilleux ont une structure de même type. – Le livre est pour le reste la démonstration de ces thèses et leur exposition détaillée. Pour chaque fonction on donne une brève description de son contenu, sa définition abrégée par un mot, son symbole. Cela pour permettre de comparer schématiquement la structure des contes qui seront répartis en groupes (genres). Les fonctions seront de même groupées et comparées, leurs modes de signification définis, jusqu'à permettre une morphologie du conte dans son ensemble. Les appendices fournissent les matériaux pour une tabulation du conte, d'autres exemples d'analyse et les schémas structuraux des contes du corpus étudié.

François-Xavier Meyer

Rainer Alsheimer, Das Magnum Speculum Exemplorum als Ausgangspunkt populärer Erzähltraditionen. Studien zu seiner Wirkungsgeschichte in Polen und Russland. Bern, Herbert Lang; Frankfurt/M., Peter Lang, 1971. 247 S., 23 Abb. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, 3).

Die vorliegende Arbeit bringt eine erfreuliche Bereicherung unserer Kenntnisse über die Exempelliteratur. Sie ist übersichtlich angelegt und gut durchgeführt; sachlich berührt sie ein Gebiet, das für uns vielfach Neuland ist: die Wirkung und Verbreitung der Exempel in Polen und Russland. Dem Verfasser geht es auch darum, die «Zweigleisigkeit der Forschung bei der Betrachtung von ‚Hoher Literatur‘ und ‚Volksdichtung‘» in Frage zu stellen, vor allem bei «Epochen, deren literarische Produkte sich zum Teil nur äusserst mühsam nach ästhetischen Kategorien einteilen lassen». Die Verbreitung des Buches im Osten ist insofern eigenartig, als es von Jesuiten ins Polnische übertragen wurde; die erste gedruckte Ausgabe erschien 1612 in Krakau. Diese polnischen Drucke gelangten nach Russland und wurden dort handschriftlich verbreitet. Alsheimer sagt, dass in Russland noch heute 147 Handschriften nachweisbar seien, wovon die jüngsten erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts angefertigt wurden. Sie wurden häufig illustriert. Von diesen Bildern zu einzelnen Exempla führt der Weg dann weiter zu den primitiven Holzschnitten und Kupferstichen, den «narodnye» oder «lubočnyje

kartinki», die zur Popularisierung vieler Geschichten wesentlich beitrugen. (Weil das grosse Sammelwerk dieser Bilderbogen von D. A. Rovinskij äusserst selten ist, mag als Ersatz auf das Buch von Pierre-Louis Duchartre, *L'imagerie populaire russe*, Paris 1961, hingewiesen sein.) Der Verfasser untersucht in seiner Abhandlung zunächst die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte des *Speculum Exemplorum*, um dann ausführlich auf die russische Übertragung einzugehen. Bei ihr behandelt er eingehend die Übereinstimmungen und Abweichungen gegenüber der Originalausgabe. Es ergibt sich deutlich, dass für die russische Übertragung nicht so sehr theologische Erwägungen oder Beweggründe der Gegenreformation im Vordergrund standen, sondern eindeutig die Freude am Motivreichtum. Man rechnete mit einer Leserschicht, die mehr erbauliche Unterhaltung als theologische Belehrung suchte. Die lateinischen Vorlagen waren eindeutiger lokalisiert und datiert; die russischen Exempla belassen zwar die Erzählfunktion durch die Beibehaltung der alten oder gar Anfügung einer neuen «Moral», aber sie wurden durch die Weglassung der für den Russen fremdartigen Angaben aus Mitteleuropa gefälliger und flüssiger in der Form. Aus diesem Grunde wird es leicht verständlich, dass manche Exempelmotive in der «Volksdichtung» und der «Hohen Literatur» bis in jüngste Zeiten hinein weiterleben konnten. – In einem zweiten Teil bringt der Verfasser die 262 Exempel der russischen Handschriften in Regestenform mit ausführlichem Kommentar, der die wichtigste Literatur und die jeweiligen Quellen angibt. Die meisten Geschichten, deren Autor sich ermitteln lässt, stammen aus Caesarius von Heisterbach und Thomas von Cantimpré; ihnen folgen Vincenz von Beauvais, Johannes Gobius und zahlreiche weitere Autoren, die mit einem bis neun Exempel vertreten sind. Was die Aufteilung des Stoffes in sachlicher Hinsicht angeht, so erweist sich, dass die frommen Belehrungen, häufig durch Mirakel verstärkt, weitaus am zahlreichsten sind. An zweiter Stelle stehen dann die Erzählungen von den Widersachern Gottes, vom Teufel und von Dämonen. Den Beschluss bilden ein eingehendes Literaturverzeichnis (mit polnischen und russischen Werken) und ein sehr nützliches Personenregister mit einer Zeittafel. Vermutlich wäre es zu kompliziert und unübersichtlich gewesen, die Exempel in einem Sachregister aufzuschlüsseln; immerhin liegt hiezu der grosse Index *Exemplorum* von Tubach bereits vor (Alsheimer verweist jeweils bei seinen Regesten auf die entsprechende Nummer bei Tubach).

Wildhaber

Giovanna Soro, *Folklore logudorese*. Firenze, Leo S. Olschki Editore, 1971. 192 p. (Biblioteca di «Lares», 31).

Eine fleissige Sammlung, aber wissenschaftlich fragwürdig. Die lautere Verfasserin bekennt wenigstens im Vorwort, dass sie eine alte Arbeit herausgibt und dass daher die Bibliographie um etwa 15 Jahre zurückhinkt. Aber schon vor 15 Jahren hätte man bei einer Sammlung von muttus, Wiegenliedern, Klageliedern, Beschwörungen, Gebeten und Sprichwörtern gerne gehört, welches die Aufnahmemethode war, wer die Gewährsleute, welches die Auswahlkriterien waren. Nichts davon, dafür Sätze wie: «Die Poesie des sardischen Volkes ist schön, aber demütig, bescheiden wie die Blumen des Feldes...» Eine undeutliche Karte Sardiniens und die überflüssige Photographie einer Hirtenhütte vervollständigen das Buch. Schade, wirklich schade um die 215 wiedergegebenen Stücke; sie sind mit einigen nützlichen Anmerkungen und mit der italienischen Übersetzung versehen, was dankbar vermerkt sei. Die Bibliographie ist beschämend unvollständig, das merkt schon einer, der sich nicht besonders mit sardischer Volksdichtung befasst. Vor bald 10 Jahren hat A. M. Cirese seine Studie «*Struttura e origine morfologica dei mutos e mutettus sardi*», Cagliari 1964, herausgegeben – kann man 1971 wirklich darauf verzichten, davon Kenntnis zu nehmen?

Iso Baumer

Charles Joisten, Contes populaires du Dauphiné. Tome 2: Nouvelles ou contes réalistes; contes d'animaux; contes énumératifs et randonnées; contes facétieux et anecdotes. Grenoble, Musée dauphinois, 1971. 443 p., 12 pl. (Documents d'ethnologie régionale, 2.)

Wir haben in unserer Besprechung des ersten Bandes dieser ganz ausgezeichneten regionalen Sammlung von Erzählungen – in SAVk 67 (1971) 455 f. – bereits alles Wesentliche über Anlage und Durchführung des auf drei Bände geplanten Werkes gesagt. Der nun erschienene zweite Band bestätigt den guten Eindruck und das positive Urteil in vollem Umfang. Wiederum ist Joisten in der glücklichen Lage, den umfangreichsten Teil seiner Erzählungen aus eigenen Terrainaufnahmen bestreiten zu können; daneben benützt er bisher nicht ausgewertete Manuskripte und auch einige Publikationen. Die Anlage ist die gleiche wie im vorhergehenden Band: von jedem Typ wird mindestens ein integraler Text geboten, dazu kommen Zusammenfassungen weiterer Versionen und blosse Angaben vom (früheren) Vorhanden- und Bekanntsein der Erzählung. Überall sind die Angaben über Erzähler, Ort und Zeit der Aufnahme verzeichnet. Unter dem Titel der «Nouvelles ou contes réalistes» sind acht Typen angeführt, von denen es einer auf sechs Versionen bringt. Weit umfangreicher ist die Gruppe der Tiererzählungen; sie umfasst 35 Nummern. Bei ihnen macht Joisten den Versuch, das Thema vom Wolf und Fuchs in einen Zyklus zusammenzufassen, auch wenn diese Geschichten von den Gewährsleuten nicht als solcher empfunden wurden. Innerhalb dieses Zyklus unterscheidet Joisten nochmals 14 Untertypen, teilweise vertreten mit mehrfachen Redaktionen. Besonders ergiebig ist die Gruppe der Fazetien und Anekdoten. Hier finden sich die üblichen Narrenstreiche, Eulenspiegeleien, Schildbürgergeschichten, dazu die Anekdoten vom Pfarrer und die sexuellen und Fäkalien-Erzählungen. Auch hier ergaben sich thematische Zyklen, die meist auch von den Gewährsleuten als zusammengehörig empfunden werden. Sie sind bestimmt entweder durch die Hauptperson der Erzählung oder dann durch die Einwohner eines Ortes, denen eine bestimmte Charakter-Eigenschaft zugeschrieben wird (also Schildbürger-Orte und die Gruppe der Ortsneckereien). Recht viele Erzählungen gehören dem Jägerlatein an. Zur Anekdote 183 «Comme le monde est grand!» sei verwiesen auf den Weisstanner, der zum erstenmal nach Mels wandert und beim Anblick des Seetals ausruft: «Jöüsis, ist diä Wält au ä Gräüssi!». Die Nummer 267 ist die tiefsinnige Geschichte vom hl. Augustinus, der durch ein Engelknäblein belehrt wird, dass er das Wesen Gottes nie ergründen könne (cf. Oloph Odenius, Augustinus och gossen vid havet. In: Västergötlands fornminnesförenings tidskrift 1969, 1–34). Am Schluss gibt Joisten Aufstellungen über die zusammengehörigen Zyklennummern und über die internationalen Typennummern; viele Anekdoten sind noch nicht klassifiziert (einen Versuch in dieser Richtung unternahm Sabina Cornelia Stroescu, La typologie bibliographique des facéties roumaines. Bukarest, 1969). Wildhaber

Marie-Aimée Méraville, Contes populaires de l'Auvergne suivis d'un mémoire sur la langue et le patois. Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1970. 415 p. (Collection documentaire de folklore, 10).

A défaut de pouvoir résumer un livre qui ne mérite cependant pas qu'on le passe sous silence, on me permettra d'en donner, subjectivement, un bref aperçu critique. L'auteur nous présente, dans sa rédaction, 32 contes qu'elle a recueillis dans le monde paysan de la Haute Auvergne de son enfance (massif du Césallier). On y retrouve des thèmes connus, d'autres moins, tous rendus vivants et plaisants par un style presque toujours simple. La deuxième moitié du livre traite de 27 sujets plus ou moins indépendants les uns des autres, réunis autour de deux topiques: le patois et son univers d'une part, d'autre part une dissertation sur la langue. Ce mémoire se refuse de prétendre à la science et fait du vécu, de

la connaissance intérieure, le gage de sa valeur. Dommage que ce refus s'accompagne, vis-à-vis de la science, d'un complexe aussi gênant qu'inutile, conduisant à des préciosités de vieille demoiselle encore verte. Mais le texte, passé aussi quelques lieux communs, reste plein d'intérêt, vivant, attachant. Plutôt que de l'en extraire par une technique d'analyse, il s'attache, et réussit, à manifester dans son utilisation au fil de l'écriture, le contenu du patois, à ouvrir les mots sur ce qui les rattache à la vie, celle des paysans comme celle de la langue. Quelques titres pour donner une idée: Où l'amateur s'excuse à l'égard d'une matière de science, sur une matière d'expérience. – Patois de clocher et mémoire de la langue. – Le patois et le cosmos. – Le patois et les relations sociales. – Connaissance externe et connaissance interne d'une langue.

François-Xavier Meyer

Ludwig Kohl-Larsen, Reiter auf dem Elch. Volkserzählungen aus Lappland. Kassel, Erich Röth-Verlag, 1971. 186 S. (Das Gesicht der Völker, 39).

Auf dem Aussentitel wird dieser Band als ein Band von «Lappland-Märchen» bezeichnet, und das sind sie nun just gerade nicht, sondern es ist eine prächtige Sammlung von Erzählungen mit teilweise historischen Anklängen und teilweise eher sagenhaften Charakters; dazu kommt eine erfreuliche Anzahl von Schwänken, wie sie dem Motiv nach mittelalterlich und international sind, der Fassung nach aber sind sie dem lappischen Milieu angepasst. Das ist überhaupt das Erfreuliche an diesem Buch: die Erzählungen haben eine unerhörte Lebendigkeit und sie sind eine Widerspiegelung des Lebens der Lappen. Der Herausgeber, Ludwig Kohl-Larsen, war längere Zeit im nordnorwegischen Gebiet Lappendoktor; er hatte Gelegenheit, den alten Lappen Siri Matti kennen zu lernen, der einen grossen Schatz von Erzählungen sein eigen nannte; ungefähr 150 Nummern konnte er von ihm aufnehmen. Von den im vorliegenden Band gedruckten 53 Nummern stammt der grösste Teil von Siri Matti; die wenigen anderen Gewährsleute sind in den Anmerkungen erwähnt. Der Anmerkungsteil verdient überhaupt noch ein besonderes Wort der Anerkennung. Es werden überall, soweit möglich, die AT-Nummern angegeben und dazu die Verweise auf Qvigstads Lappische Märchen- und Sagenvarianten (FFC 60) und auf eventuelle weitere Parallelen. Nötige Wort- und Sacherklärungen sind in Kürze beigelegt, ebenfalls ist die wichtigste Literaturauswahl angegeben. Die Einführung ist knapp gehalten, sagt aber Wesentliches zum Verständnis der Lappen aus. Interessant sind vor allem die zahlreichen Erzählberichte über Kämpfe mit den Tschuden, einem Volksstamm, der bis jetzt noch nicht einwandfrei und unbestritten bestimmt werden konnte. (Nebenbei: auf S. 12 ist ein komischer Druckfehler: es muss nicht «finnische Wespen» heissen, sondern es sind die Wepsen, die hier gemeint sind.) Das Buch stellt eine erfreuliche Bereicherung der Erzähl- und Schwankliteratur dar.

Wildhaber

Stanley L. Robe, Mexican tales and legends from Veracruz. Introduction, classification, and notes. Berkeley/Los Angeles, University of California Press, 1971. XVI, 161 p., 3 photos. (Folklore Studies, 23.)

Erzählungen von spanisch sprechenden Einwohnern oder Kreolen in Mexico, besonders im Gebiet von Veracruz, sind bis anhin in wissenschaftlichen Ausgaben noch nicht veröffentlicht worden. Durch eine sehr ergiebige Feldforschungsaubeute kann diese Lücke nun geschlossen werden. Der Verfasser hat Material von 29 Gewährsleuten aus 22 Ortschaften gesammelt. Altersmässig stehen sie zwischen 22 und 85 Jahren. Eine genaue Liste gibt die Daten über jeden einzelnen von ihnen an: Alter, Wohnort, Schulkenntnisse, allgemeine Eindrücke und allgemeine Angaben über die Ortschaft. In Veracruz befand sich die erste spanische Niederlassung in Mexico; es lassen sich heute noch vier Bevölkerungsgruppen unterscheiden: Spanier, Indianer, Mestizen und Neger (oder Mulatten). Robe hat

nur bei den spanischsprechenden Mexikanern gesammelt; es soll damit aber nicht gesagt sein, dass ihre Erzählungen nun durchwegs europäische Beeinflussung zeigen, vor allem sind Sagen und mythenhafte Erzählungen kaum spanisch, sondern der Ausdruck älteren, mexikanischen Gutes. Die meisten der Erzählungen sind auch in anderen spanischsprechenden Ländern verbreitet. Robe geht auch auf die Stellung und den Glaubensgehalt der Geschichten innerhalb der Erzählgemeinschaften und der Ortschaften ein. Jede Geschichte ist in der spanischen Originalfassung erzählt (mit allen Dialekteigentümlichkeiten und Schwierigkeiten). Vorgängig der Geschichten befindet sich eine Zusammenfassung ins Englische, welche die Motive und Pointen beibehält. Am Ende der Geschichte steht die Klassifikationsnummer (sofern vorhanden), und zwar aus ATTh und den beiden spanischen *tale-indexes* von Boggs und Hansen; auch Thompson's *Motif-Index* wird beigezogen; dazu kommen die Erwähnungen aus anderen spanischsprechenden Ländern. Die *tale*- und *motif*-Nummern sind in zwei Listen übersichtlich zusammengestellt. Die 72 Erzählungen gruppieren sich in Erzählungen (wobei die Tiergeschichten vom *rabbit* und *coyote* eine grosse Rolle spielen; sie entsprechen etwa unseren Geschichten vom Fuchs und Wolf), in religiöse Legenden, in Geschichten vom Teufel, von Geistern und von Hexen. Daran schliessen sich Gruppen von speziellen mexikanischen dämonenartigen Wesen: *llorona*, *duendes*, *chaneques*, *nabual*. Natürlich gehören viele Geschichten dem internationalen Erzählkreis an, so etwa, wenn Eier dem Bischof teuer verkauft werden, weil Bischöfe selten sind, oder wenn ein bei einem Autounglück Gestorbener zweimal einem Lebenden erscheint (neuerdings häufig in USA). Wildhaber

Arthur und Albert Schott, Rumänische Volkserzählungen aus dem Banat. Märchen, Schwänke, Sagen. Neuauflage besorgt von *Rolf Wilh. Brednich* und *Ion Talos*. Bukarest, Kriterion Verlag, 1971. 335 S.

1845 erschien bei Cotta in Stuttgart und Tübingen die berühmte Sammlung der Brüder Schott «Walachische Märchen». Man darf mit Fug und Recht sagen, dass dieses Werk den Beginn der Erzählforschung in Rumänien darstellt. Der eigentliche Sammler war Arthur Schott; er war durch freundschaftliche Beziehungen verbunden mit Ludwig Uhland, Gustav Schwab und Nikolaus Lenau. Mit 22 Jahren kam er als Gutsverwalter in den Banat; er lebte sich hier so gut ein, dass er schon nach wenigen Monaten sich für das Brauchtum der rumänischen Bewohner interessierte und ihre Märchen zu sammeln anfang. Fünf Jahre später kehrte er nach Deutschland zurück und bereitete dort mit seinem Bruder Albert, der Stuttgarter Gymnasiallehrer war, die Ausgabe der von ihm gesammelten Volkserzählungen vor. Am Anfang ihres Buches steht ein langer Abschnitt über Geschichte und Sprache der Banater Rumänen, weil die deutschen Leser zuerst mit der Gegend vertraut gemacht werden sollten. In die vorliegende Neuauflage ist dieses Kapitel nicht übernommen worden. Die Erzählungen dürfen nicht an heutigen Editionsforderungen gemessen werden; sie wurden von Arthur auf Grund von Stichworten zuhause ins Reine geschrieben. Neben Märchen sind auch Schwänke und Sagen erfasst. Arthur Schott gab zu den einzelnen Nummern die Gewährsleute und die Umstände an, unter denen er die Geschichten erhielt. Der in der Originalausgabe vorhandene Schlussabschnitt über «Aberglauben» ist in der neuen Ausgabe mitabgedruckt. Hingegen sind die von Albert Schott verfassten Anmerkungen zu den Erzählungen weggelassen worden, da sie allzusehr im Bann der astralmythologischen Deutungen stehen. Bei einem zweiten Aufenthalt im Banat sammelte Arthur Schott nochmals über 20 Texte, die er in einer Zeitschrift veröffentlichte. Diese Texte sind in der neuen Ausgabe ebenfalls publiziert. Für die Anordnung der Texte ist zum Teil eine andere Reihenfolge gewählt worden als die in der Originalausgabe getroffene. Das Quellenverzeichnis gibt genaue Auskunft über diese Veränderungen. Bei den Quellennachweisen

steht auch das Typenverzeichnis – soweit die Typen im Typenkatalog vorhanden sind – für jede einzelne Nummer. Dazu kommt eine kurze Liste von weiterführender Literatur. Die ganze Ausgabe enthält nun 32 Märchen, 19 Schwänke, 14 Sagen und den Aberglauben-Anhang. Damit ist, dank der Zusammenarbeit der beiden Herausgeber, eines der wichtigsten frühen Märchenwerke wieder bequem greifbar.

Wildhaber

József Faragó, Kurcsi Minya havasi mesemondó [Minya Kurcsi, ein Märchen-erzähler aus den Bergen]. Bukarest, Irodalmi könyvkiadó, 1969. 234 S. Deutsche Zusammenfassung.

In einem hübsch aufgemachten Bändchen schildert József Faragó aus Cluj einen Märchenerzähler, auf den er gestossen ist und von dem er 37 Märchen und Anekdoten aufgenommen hat; 25 davon werden publiziert (in ungarischer Sprache). Schon als zehnjähriges Kind wurde er für Waldarbeiten in die Berge mitgenommen und 50 Jahre lang lebte er völlig abgeschlossen sein Leben als Waldarbeiter. Faragó schildert sehr schön diese einsame Erzählgemeinschaft der Waldarbeiter an den langen Winterabenden, wenn Kurcsi solange erzählte, bis er sich durch ein abgemachtes Frage- und Antwortspiel überzeugt hatte, dass alle eingeschlafen waren. Sein Repertoire ist klein, aber es reichte ihm Jahrzehnte hindurch aus, weil er alle zwei bis drei Wochen mit neuen Arbeitskameraden zusammenkam, die ihn noch nicht gehört hatten. Fast alle seine Märchen sind Grimm-Märchen, die er manchmal etwas umwandelte, aber immer völlig gleich erzählte; durch das vielfache Wiedererzählen des gleichen Märchens hatte sich die Tendenz zur Textbeständigkeit natürlich erhöht. Interessant ist die Feststellung, dass der Erzähler keinerlei Gestikulation und Mimik brauchte; sie wären im Halbdunkel des Hüttenfeuers auch gar nicht zur Geltung gekommen. Kurcsi «schafft» dafür mit der Stimme; er deklamiert von Anfang bis zum Ende mit gehobener und lauter Stimme; Faragó nennt ihn einen «akustisch-stilistischen Typ».

Wildhaber

Felix Karlinger, Das Feigenkörbchen. Volksmärchen aus Sardinien. Gesammelt und hrsg. Kassel, Erich Röth-Verlag, 1973. 200 S. (Das Gesicht der Völker, 40).

Felix Karlinger ist unbestritten einer der besten Kenner der Volksliteratur der romanischen Länder. Er hat auf seinen Wanderungen eine grosse Zahl von Märchen, Volksliedern und Brauchtumserscheinungen gesammelt. In dem vorliegenden geschmackvollen Bändchen legt er eine Auswahl von 24 sardischen Märchen mit dem wissenschaftlichen Apparat vor. Sardinien nimmt insofern eine interessante und aufschlussreiche Sonderstellung ein, als hier die literarische Prosa fehlt; damit fehlt aber auch die Möglichkeit der Beeinflussung der Volksmärchen durch Buch- und Kunstmärchen. Noch um 1950 herum galt Sardinien als «vergessene Insel»; die Bewohner waren Hirten und Bauern, aber keine Seefahrer. Man kann deutlich erkennen, dass die Hirten und Handwerker Zaubermärchen erzählen, die Bauern aber Sagen und Schwänke. Karlinger berichtet auch von den Schwierigkeiten, die er bei der Aufnahme der Texte zu überwinden hatte; er musste teilweise Märchen aus dem Gedächtnis niederschreiben, weil die Scheu der Erzähler von den Tonaufnahmegeräten oder dem Mitstenographieren zu gross war. Diese Märchen sind aber für die vorliegende Auswahl nicht benützt. Mit dem Verfall der sardischen Sprache geht das Aussterben der Erzähltradition Hand in Hand. Wir dürfen Karlinger deshalb für seine Zusammenstellung dankbar sein, um so mehr als es die erste grössere Ausgabe von sardischen Märchen ist, von denen bisher nicht allzu viele publiziert wurden.

Wildhaber

Begegnung der Völker im Märchen. Bd. 5: Schweiz–Deutschland. Zusammenstellung und Bearbeitung von *Leza Uffer*. Münster, Aschendorff, 1972. 208 S.

(Auch Jahresgabe 1972 der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, Rheine in Westfalen).

Wenn Leza Uffer in seiner Einleitung erklärt, er habe keine unveröffentlichten Märchen aus der französisch- und italienischsprachigen Schweiz gefunden, so dürfte er mit dieser Feststellung sicherlich recht haben. Er lässt es also mit Märchen aus der rätoromanischen (14) und der alemannischen (9) Schweiz bewenden. Damit kommen wir aber nicht um die Tatsache herum, dass der Begriff «Schweiz» strapaziert ist; denn wesentliche Sprachgebiete sind nicht vertreten. (Ich habe mir im Diederichs'schen Band «Schweizer Volksmärchen» so geholfen, dass ich französische – es sind die «föles», nicht foutes wie bei Uffer – und italienische Texte in erstmaliger deutscher Übersetzung brachte; allerdings kann man diese Texte nicht als «unveröffentlicht» bezeichnen). Die rätoromanischen Märchen sind Prachtstücke; Leza Uffer ist nicht umsonst der beste Sammler und Kenner dieser Märchen. Er gibt die rätoromanischen Texte und dazu die deutsche Übertragung. Zum Prinzip dieser Übertragung möchte ich mir doch eine Bemerkung – oder vielleicht besser eine Frage – erlauben. Uffer gibt eine peinlich genaue Übersetzung mit allen stilistischen, syntaktischen und grammatikalisch unkorrekten Sprachformen. Das dürfte im Prinzip richtig sein. Die Lesbarkeit wird allerdings bedeutend erschwert, und man fragt sich, ob mit dieser äusserst wortgetreuen Übersetzung der Sache und dem Märchen gedient ist. Was in einer Sprache syntaktisch verständlich ist, braucht es in einer anderen Sprache, in wortgetreuer Fassung, nicht auch zu sein. Wenn z.B. in Klammern erwähnt wird, dass eine Erzählerin hustet, so hat das weder mit der Geschichte noch mit der Erzählweise etwas zu tun, und die «Wiedergabe-Treue» ist hier einfach überspitzt. Die deutschsprachigen Märchen sind alle im Dialekt (in einem für nichtschweizerische Leser nicht sehr einfachen Dialekt!) wiedergegeben. Für mein Empfinden sind die Andermatt Märchen etwas aufdringlich pädagogisch, während die beiden Walliser Märchen hintergründige, politische Motive besitzen. Wenn man das grossartige Erzähltalent und die Erfindungsgabe des betreffenden Erzählers kennt, würde es nicht wunder nehmen, wenn sie – mit verstecktem Lächeln – von ihm für seine Zwecke umgearbeitet worden wären. Besonders verdienstlich und von grosser Erzählungsgabe zeugend ist Uffers Charakterisierung der Erzähler. – «Begegnung der Völker im Märchen» nennt sich die Serie. Was die «Begegnung» mit den zwölf am Schluss stehenden deutschen Märchen bedeuten soll, bleibt unerfindlich. Sie stehen einfach da, damit um des Serientitels willen auch deutsche Märchen vertreten sind. Man könnte sich etwa Typen-Gleichheit oder -Ähnlichkeit vorstellen, oder zumindest gleiche Motive in verschiedener Ausgestaltung. Aber nichts davon. Zudem ist die «Ritter-Sage» ein literarisches Ungetüm. – Schade, dass Leza Uffer nicht die Möglichkeit hatte, den Band nur mit seinem ureigensten Gebiet zu füllen; denn «die Schweizer» sind ja ohnehin kein «Volk».

Wildhaber

Siegfried Neumann, Mecklenburgische Volksmärchen. Berlin, Akademie-Verlag, 1971. 360 S.

Mit der Herausgabe seiner bisherigen Schwank- und Märchensammlungen hat Siegfried Neumann eine besonders glückliche Hand gehabt. Sein neuer Märchenband schliesst ebenso schön an diese Reihe an. Es sind 156 Märchen, die in ihm vereinigt sind; der grösste Teil von ihnen ist in einem gut lesbaren Plattdeutsch geschrieben. Recht zahlreich sind die Tiermärchen vertreten; den Hauptteil bilden aber die Zauber- und Wundermärchen; auf sie folgen einige Novellenmärchen und Märchenschwänke. Neumann wollte eine repräsentative Auswahl aus dem mecklenburgischen Märchengut geben, das seit Beginn des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet wurde. Der weitaus grösste Teil entstammt handschriftlichen Sammlungen und ist hier erstmals publiziert; nur wenige Texte sind früheren Samm-

lungen entnommen. Wesentlich für die Auswahl war, ausgesprochene Erzähler-Persönlichkeiten mit ihren Märchen zu Wort kommen zu lassen. Um eine breite stoffliche Übersicht geben zu können, wurde jeweils nur ein charakteristisches Beispiel aus den Varianten jedes Märchentyps ausgewählt, ausser wenn bewusst Unterschiede in der Gestaltung veranschaulicht werden sollten. Der wissenschaftliche Apparat ist auf kurze Anmerkungen zu den Texten beschränkt; sie enthalten die Verweise auf die ATh-Nummern und, wenn kommentiert, auch auf Bolte-Polivka und Kurt Ranke. Eine ausgesonderte Liste enthält das Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson. Besonderes Lob verdient die Einführung, die ausgezeichnet geschrieben ist. Zunächst referiert Neumann über die bisherige Sammlung des Märchengutes in Mecklenburg. Es sind vor allem zu erwähnen der Pastor J. J. N. Mussäus (Sammlung 1840 publiziert), Karl Bartsch (1879/80) und Richard Wossidlo (Märchen bisher nicht publiziert; nur stichwortartig von Wossidlo auf kleinen Zetteln notiert). In einem weiteren Abschnitt gibt Neumann einen Überblick über die Märchenstoffe und ihre Gestaltung. Aufschlussreich ist die Zusammenstellung der Märchenerzähler; zum grossen Teil waren es Männer. Das mag damit zusammenhängen, dass die Sammler Männer waren und leichter mit Männern in Kontakt kamen als mit Frauen; doch scheint tatsächlich das mecklenburgische Märchen zu jener Zeit noch ein wesentlicher Bestandteil des von Männern tradierten Erzählgutes gebildet zu haben. Zum Schluss geht Neumann auf das Märchen in der Erzähltradition ein; er erwägt die verschiedenen Möglichkeiten, durch welche die Märchen den Erzählern und dem Volk bekannt werden konnten, und schildert die einzelnen Erzählsituationen. Wildhaber

Felix Karlinger, Südamerikanische Märchen. Frankfurt a. M., Fischer Taschenbuch Verlag, 1973. 170 S.

In diesem sehr schönen Bändchen hat Felix Karlinger, der hervorragende Kenner der Volksliteraturen der romanischen Völker, 32 Märchen aus den Ländern Südamerikas vereinigt. Für jedes Land bringt er eins bis fünf Beispiele: Columbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Chile, Argentinien, Uruguay, Paraguay, Brasilien, Guayana und Venezuela. Neben dieser geographischen Mannigfaltigkeit versucht Karlinger auch die verschiedenen Rassen und Kulturen zum Wort kommen zu lassen: die Indianer-Rassen und die Weissen und Schwarzen Südamerikas. Für jedes Märchen gibt er die Quelle an (neben den gedruckten finden sich auch einige ungedruckte), und in einer knappen Einführung stellt er das Märchen vor den zugehörigen kulturellen Hintergrund. Am Schluss bringt er – und man möchte, dass alle Märchenforscher dies lesen würden – ein übersetztes «Interview mit einem südamerikanischen Märchenerzähler». Dieser schildert, warum er früher anders erzählt habe als heute; er wird gefragt, ob es Unterschiede bei den Zuhörern gebe. «Ja; da sind einmal die Mädchen und Frauen; denen kann man manche Märchen nicht erzählen. Sie verstehen? Und die wollen meist Geschichten hören, wo wieder Frauen und Mädchen vorkommen und wo am Schluss geheiratet wird. – Und wenn die Zuhörer Männer sind? – Das ist nicht immer gleich. Die meisten wollen heute nur mehr Witze und Schwänke hören; aber die älteren Männer – oder wenn da farbige Burschen sind – die wollen mehr phantastische Geschichten, wo gezaubert wird.» Es mag auch sein, dass dem Märchenforscher die folgenden Aussagen etwas ungelegen kommen (da er es liebt, wenn der Erzähler nach zehn Jahren seine Geschichten noch mit den gleichen Worten und Gesten erzählt wie beim erstenmal): «Ich erzähle zwar viele Märchen, die ich schon selber gehört habe, aber ich erzähle sie anders. Aber manchmal fallen mir auch Geschichten ein, und dann erzähle ich sie. – Sie wollen also sagen, dass Sie manche Ihrer Märchen auch erfinden? – Das kann man schwer sagen... Wissen Sie: manche Geschichte habe ich vorher geträumt. Aber wenn ich sie dann erzähle, dann wird sie länger als der Traum. Und manchmal wacht

man zu früh auf, und dann muss man den Schluss selber machen.» Und zum Schluss meint er: «Meine Märchen haben meistens gefallen, aber ich muss die Leute kennen, die Geschichten hören wollen, und vorher kann ich ihnen nicht sagen, was ich erzählen werde.» Wildhaber

Brasilianische Märchen. Herausgegeben und übersetzt von *Felix Karlinger* und *Geraldo de Freitas*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1972. 303 S. (Die Märchen der Weltliteratur.)

Schon dreimal hat der Diederichs-Verlag Märchen aus dem südamerikanischen Kontinent herausgebracht: «Märchen der Azteken und Inkaperuaner», «Chilenische Märchen» und «Indianermärchen aus den Kordillern». Im vorliegenden vierten Band will uns Felix Karlinger mit dem Märchenschatz Brasiliens vertraut machen. Wir sind ihm besonders dankbar dafür, dass er in sorgfältig überlegter Planung die gesamte Volkskultur Brasiliens eingeschlossen hat, indem er die Dreiteilung seiner rassischen Zusammensetzung gut ausgewogen berücksichtigt hat. Erst damit ist eine einseitige Darstellung entweder der weissen Siedlerkultur oder der einheimischen Indianerkultur glücklich vermieden; das Bild wird nun reich und bunt, und wir können versuchen, die einzelnen Elemente der Völkergruppen gegeneinander abzuwägen. Die Märchen der indianischen Urbevölkerung sind besonders intensiv berücksichtigt, da es sich dabei weitgehend um eine bodenständige Erzähltradition handelt. Grosse Schwierigkeiten ergaben sich mit den Übersetzungsproblemen, weil eine wörtliche Übersetzung für einen Nicht-Amerikanisten ungeniessbar geworden wäre. Nun haben wir einen ausgezeichnet lesbaren Text, und wir dürfen den beiden Herausgebern für eine wissenschaftlich einwandfreie Textgestaltung volles Vertrauen schenken. Karlinger hat übrigens im Nachwort eine kleine Kostprobe eines wörtlich übersetzten Textes gegeben (die ja auch nur «sprachlich» wörtlich ist, aber unmöglich «sinngemäss» wörtlich sein kann). Bei den Indianern nehmen mythologische Erzählungen und Tiergeschichten einen breiten Raum ein; Zaubermärchen sind relativ selten. Eine umfassende Sammlung der brasilianischen Negermärchen fehlt bis heute; so ist es besonders schön, dass wir hier 26 solcher Märchen (teilweise noch nirgends publiziert) mitgeteilt bekommen. Die Neger brachten aus ihren afrikanischen Wohnsitzen mancherlei aus der Welt des Islam mit, unter anderem auch Erzählstoffe arabischer Provenienz. Im Märchenschatz der weissen Siedler sind neben den portugiesischen Einflüssen die italienischen besonders auffällig. Bei den Märchen der Mulatten und Mestizen lässt sich feststellen, dass die afrikanischen Elemente überwiegen. Eine Gruppe für sich bilden die Schwänke von Malazarte; er ist eine dem deutschen Eulenspiegel verwandte, in der Regel aber eher boshafte Gestalt.

Karlinger gibt uns im Nachwort einen gedrängten Überblick über die brasilianische Märchenforschung bis hin zu Câmara Cascudo. Der Anhang enthält eine Bibliographie, einige nötige Worterklärungen, knappe wissenschaftliche Anmerkungen zu den einzelnen Märchen und das unentbehrliche Typen- und Motivverzeichnis. Wildhaber

American Folk Legend. A Symposium. Edited by *Wayland D. Hand*. Berkeley/Los Angeles/London, University of California Press, 1971. IX, 237 p.

Bei aller Verschiedenheit der 14 Beiträge zu diesem Buch, von denen die meisten kräftig profiliert sind und deutliche Akzente setzen, ist, explizit oder implizit, eine Grundfrage sozusagen omnipräsent: Wie erklärt sich die Faszination der Sagen- und Erzählung, der *Folk legendry*? Einzelne Forscher stehen so sehr im Bann dieser Frage, dass sie die bisherige Forschung als *sterile and unrewarding* bezeichnen und namentlich das «endlose Sammeln» und die «haarspalterischen» Klassifika-

tionsbemühungen perhorreszieren (Alan Dundes). Solchem setzt Wayland D. Hand im ersten Satz seiner abschliessenden Betrachtung ruhig die Gültigkeit des *old axiom of folklore study* entgegen: *folklore must rest on as complete a survey of variant texts as possible*; zur Erschliessung des Materials seien *indexes and finding lists* unentbehrlich, viel bleibe noch zu leisten in diesem Feld. Dem ist gewiss zuzustimmen. Wenn Dundes von der Sagenforschung einen Beitrag zum Verständnis der Wesensart des Menschen erwartet, so darf man wohl sagen, dass jede neue oder neuentdeckte Version eine neue Nuance zeigen, ein neues Licht aufstecken kann; das Sammeln hat daher seine eigene Faszination. Und dass es Klassifikations-spezialisten gibt, die uns hilfreiche Typen- und Motivverzeichnisse zur Verfügung stellen, sollte uns dankbar stimmen – ihren freudigen Eifer zu lähmen wäre durchaus verfehlt. Ebenso falsch wäre es freilich, das Ende des Sammelns und Ordnen abwarten zu wollen, ehe man zur Interpretation schreitet. Zwangsläufig ist jede Epoche bestrebt, das vorhandene Material von ihrer Sicht aus zu durchdringen, zu deuten.

Im vorliegenden Werk geht Dundes daran, die Wirkungskraft gängiger nord-amerikanischer Erzählungstypen (*George Washington and the cherry tree, the Hook, the Stolen Grandmother*) mit Hilfe Freudscher Gesichtspunkte zu erklären (zu vergleichen wäre jetzt Gotthilf Islers Sageninterpretation aufgrund der Jungschen Psychologie und Anthropologie). Andere verweisen, wie jüngst Hermann Bausinger, auf die Relevanz des Didaktischen (Don Yoder anlässlich der Besprechung Pennsylvanischer Genoveva-Legenden) oder der *communication of an open or hidden message* überhaupt (Linda Dégh), noch andere auf die Funktion der Sagen und Mythen im Sozialgefüge: Mythen als magisch wirkende Therapie, Sagen als eine Art nicht magischer, aber religiöser Prophylaxe (Barre Toelken anlässlich von Beobachtungen an Novaho-Erzählbräuchen), als Ausdruck, Stützen oder Beweger sozialer Werte. Für Américo Paredes (*Mexican Legendry*) sind Sagen *ego-supporting devices*, die sowohl dem Individuum als einer Gruppe *pride, dignity, self-esteem* verschaffen können (*one may feed his ego just as well with frustration and defeat as with victory and conformity*). Jan Harold Brunvand stellt fest, dass moderne Mormonen-erzählungen die Solidarität der Gruppe festigen (Paredes spricht von Suche nach der Gruppen-Identität, Förderung des Gruppenbewusstseins), Albert B. Friedman sieht in modernen amerikanischen Mythen Stützen für massive Ideologien, für *a whole way of life*. Richard Dorson: *Legends follow the Life Style of the Epoch* (religiöse und dämonologische Folklore in der Pionierzeit, später der Politiker, noch später der in der Wirtschaft Erfolgreiche als *culture hero* – heute vielleicht der *Humane Man* in der Drapierung des Antihelden: *Establishment, System, Structure* als *the common enemy*).

Nicht nur der Sagenerzähler und -hörer ist auf der Suche nach seiner Identität und der *nature of man*, sondern auch der Wissenschaftler, dafür ist dieses Buch ein sprechender Beleg. Die Kargheit des Raums erlaubt nicht, alle interessierenden Hinweise zu signalisieren. Nur noch so viel: Linda Dégh findet in ihrem Beobachtungsgebiet vor allem junge Leute als Träger sagenhafter Erzählungen (*the... campus functions as... an initiation seclusion* u.ä. – es gibt dazu durchaus europäische Parallelen!). Dorson hebt *American folk legends* sowohl von *the Sagen of the Old World* als von *Indian mythology or legendry* ab. D. K. Wilgus und Lynwood Montell weisen mündliche Überlieferung (Familientraditionen u.ä.) als Quellen für den Historiker nach (am Beispiel der Figur Beanie Short's, eines Banditen der Bürgerkriegszeit, über den wie über manche seinesgleichen weder Gerichtsakten noch Zeitungsberichte Auskunft geben).

Dass in dem ganzen Buch keine strukturalistische Untersuchung enthalten ist, mag eher Zufall denn Symptom sein. Im ganzen orientieren die hier vereinigten Arbeiten aufschlussreich über Ziele und Wege der amerikanischen Sagenforschung unserer Tage.

Max Lüthi

Günther Kapfhammer, Bayerische Sagen. Sagen aus Altbayern, Schwaben und Franken. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1971. 332 S., 35 Abb. im Text, 16 Bildtaf.

Mit der Neuherausgabe und Weiterführung der Bände der ehemaligen Reihe «Sagen deutscher Landschaften» hat der Diederichs Verlag eine glückliche Hand gehabt; das haben schon Künzigs Schwarzwald-Sagen bewiesen, und das bezeugt ebenso erfreulich der neu erschienene Band von Günther Kapfhammer, dem Mitarbeiter am Institut für Volkskunde in München. Der frühere Band war seinerzeit von Friedrich Lüers herausgegeben worden; seither wurden Peuckerts Nachdruck der Sagen von Panzer und mehrere – teilweise ausgezeichnete – regionale Sammlungen publiziert, aber eine Sammlung, die ganz Bayern umfasste, fehlte. Für eine solche konnte es sich, wie Kapfhammer mit vollem Recht betont, nur um eine neu konzipierte, quellenkritische Ausgabe handeln. Für eine derartige Ausgabe sollten neben Texten aus älteren Sageneditionen auch Sagen aus Stadtchroniken und Erzählstoffe der Gegenwart vereinigt werden. Für diese letzteren hat der Herausgeber zahlreiche Dialektaufzeichnungen aus dem nördlichen Niederbayern und der Oberpfalz nach eigenen Tonbandaufnahmen beigezeichnet. Er hat diese erfreulicherweise in ihren jeweiligen Dialekttexten (mit vereinfachter, leichter lesbarer Transkription) belassen. Die Sagen umfassen einen Zeitraum ungefähr vom 17. Jahrhundert bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts; der grosse Teil der Texte stammt aus dem 19. Jahrhundert. Grundsätzlich wurden die Texte genau nach den Quellen wiedergegeben; damit will der Herausgeber ein Werk geben, das für wissenschaftliche Zwecke zitierfähig ist (wobei man natürlich immer wieder zu den alten regionalen Originalausgaben greifen wird). Besonders erfreulich ist die Auswertung von nicht immer leicht greifbaren Quellen, wie etwa Landesbeschreibungen, Reiseliteratur und Stadtchroniken. In seiner Einleitung gibt Kapfhammer einige vorzügliche Bemerkungen zur heutigen Erzählsituation und zur «Säkularisation» der Sage. Neuere Sammlungen zeigen, dass das Repertoire im Laufe der Zeit auf Grund der veränderten Erzählsituation reduziert und auf wenige Typen beschränkt wird.

Was die Anordnung der Sagen angeht, hat der Herausgeber die landschaftliche Gliederung einer thematischen Ordnung den Vorzug gegeben. Seine Gründe scheinen uns einleuchtend zu sein. Er teilt das Gebiet in neun regionale Gruppen ein, wobei sich hübsch aufweisen lässt, dass für einzelne Regionen gewisse Sagen überwiegen und so einigermaßen das Gesicht der Landschaft bestimmen. Die Kapitel umfassen: München und das bayerische Oberland (mit dem Sagenkomplex des Unterbergs: «Der Alte im Berg»); Allgäu (Stadt Memmingen; typisch die mehrfachen Sagen vom «Muetasheer»); Augsburg, Lechrain und Lechfeld; Donaustädte (Regensburg; die Texte aus Stadtchroniken zeigen eine Vorliebe für Wappen-Interpretationen); Bayerischer und Oberpfälzer Wald; Stiftland und Fichtelgebirge; Fränkische Reichsstädte, Residenzen und Bischofssitze (eigenartigerweise fehlen Sagen aus der Stadt Bayreuth); Rhön und Spessart (Überwiegen der Burgensagen und der mit ihnen verbundenen Schatzsagen); Mainstädte (vor allem Würzburg). Der beigegebene Kommentar gibt nur die Quellenverweise in knappster Form; Verweise auf Fachliteratur sind bewusst weggelassen worden. Beigefügt ist ein Ortsregister. Ich hätte ein Sachregister sehr begrüsst, weil mir das bei einer geographischen Einteilung nützlich und wünschenswert erscheint. Der Verlag verdient ein Dankwort für den beigegebenen reichhaltigen Bildteil mit seinen unbekannten Städte-Ansichten und eigenartigen Begebenheiten.

Wildhaber

Maja Bošković-Stulli, Narodna predaja o vladarevoj tajni [Die Volkssage von dem Geheimnis des Herrschers]. Zagreb, Institut za narodnu umjetnost, 1967. 345 S., 23 Abb. Deutsche Zusammenfassung.

Diese grosse Monographie über den König Midas mit den Eselsohren, die sich sowohl durch Akribie, Kritik dem vorliegenden Material gegenüber als auch durch eine scharfsinnige Analyse auszeichnet, ist aus einer Doktorarbeit des Jahres 1961 hervorgegangen. Die Verfasserin fängt mit guten Bemerkungen über den Wert der historisch-geographischen Methode an, die sie kritisch beleuchtet aber auch deren positive Momente anerkennt. Sie wendet sie selbst an im Hinblick auf die Einschliessung aller bekannten Varianten und ihre geographische Einteilung, nebst den Angaben über Zeit und Ort der Aufzeichnungen und einer Übersicht über alle vorkommenden Motive. Besonders aufschlussreich ist die Zergliederung der von ihr ausgewerteten 291 Texte in ihre Einzelmotive, die durch verwandte Motive in anderen Märchen und Sagen ergänzt werden. Die wichtigsten Motive, die sie eingehend analysiert, sind: Name des Herrschers, Ort der Handlung, das geheime Merkmal des Herrschers (vor allem Eselsohren), Töten des Barbiers oder Verschonung seines Lebens (besonderer Fall, bei dem der Herrscher dem Jüngling das Leben schenkt, sobald sie durch den gemeinsamen Genuss eines Brotfladens Milchbrüder geworden sind), Enthüllung des Geheimnisses (in den meisten Fällen wird das Geheimnis dem Schilfrohr anvertraut; meist wird daraus dann ein Musikinstrument gemacht), Folgen, die aus der öffentlichen Bekanntgabe des Geheimnisses entstehen. Sie gelangt auf diese Weise zu einer angenommenen Urredaktion, die irgendwo im mittleren Osten entstanden sein dürfte, von wo sie sich in Richtung Tibet-China-Korea und in Richtung Ukraine verbreitete. Sie untersucht aber auch die kultisch-mythischen Grundlagen der Erzählung. Dies scheint mir überzeugend gelungen zu sein. Allerdings sagt sie, dass sie nicht bestrebt war, ein vollständiges, genau festgesetztes Ritual festzulegen, welchem alle Einzelheiten in der Sage entsprechen würden; dies nicht nur deshalb, weil es wegen des hohen Alters zu schwierig festzustellen wäre, sondern auch deshalb, weil die Erzählung eine autonome volkskundlich-literarische Form ist, die zwar rituell-mythologischen Quellen entstammen kann, aber sich sicherlich nicht in allen Einzelheiten sklavisch an diese hält. Die Verfasserin kann klar zwei Grundformen der Erzählung von des Herrschers Geheimnis auseinanderhalten: die erste ist nicht lokalisiert, der Name des Herrschers ist entweder nicht vorhanden, oder er ist standardisiert, die Erzählung endet mit der öffentlichen Verlautbarung des Geheimnisses, mit der Vergebung und mit einer weisen Sentenz; diese Fassung steht dem Märchen näher. Die zweite Form ist lokalisiert, hat einen persönlichen und lokalen Namen des Herrschers, hat ein unheilbringendes Ende, das manchmal sogar von tektonischen Veränderungen und damit verbundenen toponymischen Benennungen begleitet wird; diese Gruppe gehört völlig den Volkssagen an. Morphologisch entspricht sie dem Zusammenfluss mit anderen Sagen, andererseits aber kann sie manchmal auf eine rudimentäre Mitteilung zusammengezogen werden. Wildhaber

Marco Besso, Roma e il Papa nei proverbi e nei modi di dire. Roma, Fondazione M. Besso; Firenze, Leo S. Olschki editore, 1971. XVIII, 430 p., 34 Abb., davon 2 auf Faltblättern. (Collana della Fondazione Mario Besso, 4.)

Die erste Ausgabe dieser Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten über Rom und den Papst stammt von 1889, die zweite von 1903; nun liegt, besorgt von Giovanna M. Scotto und Aldo Cicinelli, die «definitive Ausgabe» vor. Marco Besso – trotz einer schönen Einleitung von Alberto M. Ghisalberti erfährt man nichts über die Lebensdaten und die eigentliche Berufstätigkeit – war ein Triestiner, der 1863 als Zwanzigjähriger zum ersten Mal nach Rom kam und sich später dort fest niederliess; ein hochgebildeter Geschäftsmann und Patriot, der in der Freizeit Sprichwörter über Rom sammelte und damit bis 1918 fortfuhr und so selber die postume Ausgabe seines Lebenswerkes begründete. Von der ungeheuren Belesenheit zeugen die ca. 375 Titel der Bibliographie, von der ikonogra-

phischen Sammeltätigkeit die über 30 Illustrationen alter Stiche und schönen Buchschmucks, die aus der Sammlung Besso stammen; die neuen Herausgeber haben die peinliche Gewissenhaftigkeit des Autors nachgeahmt, die Quellen überprüft, das seit 1903 angeschwollene Manuskript in die Druckausgabe eingearbeitet und ganz nach den Intentionen des Verfassers publiziert. Die Sprichwörter und Redensarten sind in 28 Gruppen gegliedert und untereinander mit einem ansprechenden Text verbunden; die Auswahl ist international bzw. polyglott, und alle Texte werden in der Originalsprache und Originalschrift (griechisch, hebräisch, verschiedene slavische Sprachen) samt italienischer Übersetzung vorgelegt; die ersten Beispiele stammen aus dem Mittelalter. An Parallelen wird gezeigt, dass viele Sprichwörter nicht für Rom spezifisch sind; Gutes und Schlechtes wird hervorgehoben, Witz und Gift ergiessen sich über die Stadt, ihre Einwohner und weltlichen und geistlichen Regenten – eine vergnüglichere und nachdenklicher stimmende Lektüre kann man sich nicht vorstellen. Drei kleine Bemerkungen: Fussnote 37 der Einleitung von Besso fehlt; auf S. 314 sind die Bildlegenden vertauscht; auf S. 318 dürfte man nicht von *Adorazione del Pontefice* (auch nicht «*Adorazione*» wie im Index) reden: so etwas kam nie vor (jedermann sollte nachgerade den Unterschied zwischen Anbetung und Verehrung kennen). – Kurz: ein schön ausgestattetes, reiches, nützliches Buch – auch ein Namenindex fehlt nicht.

Iso Baumer

Gertrud Angermann, Stammbücher und Poesicalben als Spiegel ihrer Zeit nach Quellen des 18.–20. Jahrhunderts aus Minden-Ravensberg. Münster, Verlag Aschendorff, 1971. XVI, 530 S., 29 Abb. auf Taf., 1 Farbt. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 20.)

Der Titel gibt in grösster Objektivität klaren und eindeutigen Bescheid über den Inhalt des Buches; die Verfasserin hat sich weise eine räumliche und zeitliche Abgrenzung auferlegt, und damit – so wie sie es erhoffte – ein Paradigma geschaffen, das, mit Modifikationen, jederzeit auf andere Räume übertragen werden kann. Damit ist eigentlich schon gesagt, dass es sich um ein ganz vorzügliches Buch handelt, das sowohl durch wohlüberlegte Disposition als auch durch die Formulierung des Inhalts überzeugend wirkt. Als Quellenmaterial dienten 102 Stammbücher aus Minden-Ravensberg aus den Jahren 1712–1966 und 25 weitere Stammbücher aus anderen deutschen Landschaften von 1732–1941; das Schwergewicht liegt deutlich auf dem Zeitraum der letzten 150–200 Jahre. Wenn früher die Stammbücher als zu höheren Schichten zugehörig galten und deshalb (zur Zeit der «*Bauern-Volkskunde*»!) nicht als Thema der Volkskunde betrachtet wurden, hat sich diese Einstellung heute grundlegend geändert. Allerdings sind auch die Eigentümer der Alben und die Eintragenden zum Teil andere geworden: nach den adeligen Kreisen war es bei den bürgerlichen Studenten Sitte, Stammbücher zu kultivieren, dann kamen junge Mädchen aus den bürgerlichen Schichten an die Reihe, und heute sind es meistens Schüler. Die Verfasserin bezeichnet den Inhalt der Alben als Konsumware; sie stellt Vergleiche an mit den Hausinschriften und mit Büchmanns Sammlung geflügelter Worte. Für sie sind die in die Alben eingetragenen Produkte nicht mehr gute oder schlechte literarische Kunstwerke mit korrekten oder falschen Zitierungen, sondern sie sind Gemeinschaftsgut, zur Trivalliteratur gewordene Zitate von Goethe und anderer Literaten und Halbliteraten. Sie geht zunächst von den «beteiligten Personen» aus, also von den Besitzern und den zum Eintrag Gebetenen; ihre Herkunft, ihr Alter und Geschlecht, und ihre Beziehungen untereinander (Eltern, Paten, Lehrer, Schulkameraden, usw.) werden eingehend untersucht und mit zahlreichen Beispielen belegt. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit dem äusseren Bild der Stammbücher und Freundschaftsalben: Einband, Format, Blattzahl, Blattaufteilung, Schrift und Bildschmuck (wie: Silhouetten, Haarlocken, Photographien, Abzieh-

bilder). Das Hauptgewicht der Untersuchung aber liegt eindeutig auf den Eintragungen selbst. Zunächst werden sie auf ihre Quellen hin behandelt, ob diese bekannt sind, oder ob es sich um eigene Gedanken und Formulierungen handelt. Bei den bekannten Quellen können es namentlich bekannte Autoren sein (die Verfasserin stellt ihre Beliebtheit im Wandel der Jahre eingehend dar) oder es kommen die Bibel, Sprichwörter und volkstümliche Lieder in Betracht. Besonders hervorgehoben sei, dass sich die Verfasserin gründlich dafür interessiert, woher die Eintragenden ihre Sprüche nahmen, ob unmittelbar aus den Werken der Dichter oder aus zweiter oder dritter Hand. (Meine Mutter z.B. besass eine Mappe, in der sie alle schönen Zitate auf der Rückseite von Kalenderzetteln oder edle Gedanken in den Familienblättli sammelte, die sich für die verschiedensten Zwecke und Anlässe eigneten.) Ein besonderer Abschnitt ist den verwendeten Sprachen (in früheren Zeiten häufig Latein!) und der sprachlichen Gestaltung der Texte gewidmet. Der letzte Abschnitt behandelt die Themen der Eintragungen: Leben, Religion (erstaunlich umfangreich), Freundschaft, Elternhaus und Schule, Politisch-Historisches und Tätigsein. Ganz allgemein gilt: «Für die Beteiligten war die Albumsitte primär eine Angelegenheit menschlicher Beziehungen, das Gedankliche und Ästhetische war zwar wichtig, aber dem anderen untergeordnet» (S. 439). Interessant sind die Ausführungen der Verfasserin über die Albumbesitzer und -schreiber bei der Arbeiterbevölkerung; sie kommt zum Schluss, «dass heute in der Grundkonzeption und -anlage keine Gruppenunterschiede mehr festgestellt werden können, dass nur individuelle Ausprägungen vorhanden sind und damit verbunden gewisse Niveauunterschiede» (S. 442). Höchst verdienstlich ist der Anhang mit den Verzeichnissen der Bibelsprüche und der namentlich bekannten Autoren mit ihren Sprüchen, dann das Spruchregister und das Namenregister. In ihnen liegt ein sprechendes Zeugnis der Volkskultur, der Trivialkultur.

Nur en passant ist das Thema der Gästebücher ein- oder zweimal gestreift. Man möchte sich wünschen, dass sich die Verfasserin in gleich vorzüglicher Weise auch dieser peinlichen und bemühenden Unsitte annähme. Zwar geht es bei den Gästebüchern um die ausgesprochene Betonung des Individuellen, aber auch hier gibt es sicherlich Gesetzmässigkeiten normativer Art, die eine volkskundliche Betrachtung verdienten. Wildhaber

Walter Blankenburg und Fritz Lometsch, Studenten-Stammbücher 1790–1840. Kassel, Friedrich Lometsch Verlag, 1969. 18 S., Text und 78 S. Abb., in Schubert.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert kam bei den Studenten die Sitte auf, Stammbücher, vornehmlich in Form loser Blätter, anzulegen. Die Blätter wurden dediziert, oft handkoloriert und in kleinen Kassetten mit Schubert gesammelt. Etwas später wandelten Kupferstecher und Verleger diese Sitte geschäftlich um; sie boten verzierte Blätter mit Goldschnitt an. Der Autor vermutet, dass diese Neuerung in der Universitätsstadt Göttingen entstanden sei; hier brachte man neben Ansichten von Göttingen und seiner Umgebung auch Blätter von anderen Universitätsstädten und schliesslich von allen möglichen Städten des In- und Auslandes heraus. Der Hauptvertrieb erfolgte durch den Verleger Wiederhold in Göttingen, doch nahmen bald auch Konkurrenten das Geschäft auf. Einige von ihnen und ihren Stechern werden in der Einleitung erwähnt. Um 1840 verliert sich diese Sitte der Stammbuch-Kupfer mit Ansichten. Auf den frühen Blättern wurde der Himmel von den Stechern blank gelassen, damit dort der Widmungseintrag erfolgen konnte; später geschah dies dann auf der Rückseite der Blätter. Der Verlag hat in einer hübschen Geschenkausgabe eine grössere Zahl besonders reizvoller Ansichten zusammengestellt und sie in einem Schubert-Bändchen herausgegeben. Wildhaber

Volkslied, Volksmusik, Volkstanz

Grause Thaten sind geschehen. 31 Moritaten aus dem verflossenen Jahrhundert ausgewählt von *Leander Petzoldt*. Nebst einer Vorrede und Anmerkungen. München, Heimeran, 1968. Unpaginierte Faksimiledrucke der Liedblattdrucke.

Petzoldt legt eine köstliche Auswahl von 31 Bänkelsängerliedern der hamburgischen Druckerei Kahlbrock aus dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts vor. Der besondere bibliophile Reiz liegt darin, dass es sich um einen authentischen Abdruck der Flugblätter handelt, mit allen Druckfehlern und den verschiedenen Schrifttypen, mit dem Holzschnitt auf dem Titelblatt, dem einleitenden Text und dem darauf folgenden Lied. Gerade diese Verbindung von Text und Lied ist vor allem aufschlussreich; in Moritaten-Ausgaben finden sich vielfach nur die Lieder allein. Durch das Beieinandersein beider Texte kommt der Bänkelsänger-Charakter mit seinen Trivialelementen viel auffälliger zum Ausdruck. Petzoldt bietet eine kurze, aber sehr gut geformte Einführung in den Bänkelsang; zudem bringt er zu jedem Lied – soweit dies möglich war – die Nachweise über Verbreitung, Herkunft und Literatur. Besungen werden Katastrophen, wundersame Errettungen, Greueltaten, Morde. Mit ihnen will der Bänkelsänger erschüttern und lehren; Parodien kommen später. Die Lieder der Bänkelsänger waren «Ereignislieder»; es handelt sich um drastische Beschreibungen von Neuigkeiten; darin gleichen sie, wie Petzoldt meint, unseren heutigen Boulevardblättern. Der Bänkelsang ist heute ausgestorben; der Geschmack der Masse hat sich zwar nicht gewandelt, wohl aber sind die Mittel, ihn zu befriedigen, andere geworden.

Wildhaber

Hanne Castein, Die anglo-irische Strassenballade. Mit einem Anthologieteil. München, Wilhelm Fink Verlag, 1971. 145 S. (Motive, Freiburger Folkloristische Forschungen, 3.)

Das vorliegende Werk einer Schülerin von Herbert Pilch unternimmt es, einen Überblick über die anglo-irische Strassenballade und ihre Geschichte vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart zu geben; dabei handelt es sich um eine reine Textuntersuchung, und Darlegungen zum Musikalischen werden nicht gebracht, auch nicht in dem zweiundzwanzig melodie-lose Textproben umfassenden Anthologie-Anhang. Die Verfasserin geht von der englisch-schottischen «klassischen» Ballade aus, wendet sich dann der englischen Strassenballade, später der Frage nach dem Einfluss dieser beiden Balladen auf die anglo-irische Strassenballade, auch demjenigen der irischen «Tradition» zu. Schliesslich wird die anglo-irische Strassenballade in Einzelaspekten und in ihrer allgemeinen Entwicklung durch das 19. und 20. Jahrhundert verfolgt. – Die vorliegende Schrift, die überdies mit allerhand lehrreichen historisch-politischen und sprachlichen Mitteilungen aufwartet, wird man dankbar begrüßen; sie bearbeitet einen Bereich, der bisher erst wenig Berücksichtigung gefunden hat, und sie erleichtert den Zugang gerade auch dem kontinentalen Forscher, der sich, sofern Nicht-Anglist, hier zunächst etwas fremd fühlen mag.

Martin Stachelin

Salvatore Salomone-Marino, Canti popolari siciliani a cura di *Giovanni B. Bronzini*. Bologna, Forni editore, 1972. (Ristampa anastatica; edizione originale Palermo 1867). 31, XIV, 351 p., indice degli incipit. (Classici di folk-lore a cura di Giovanni B. Bronzini, 1.)

Wie seit einiger Zeit der Georg Olms Verlag die «Volkskundlichen Quellen. Neudrucke europäischer Texte und Untersuchungen» herausgibt, scheint nun auch Bronzini, der Volkskunde-Professor an der Universität Bari, an eine solche Reihe von Neudrucken volkskundlicher Klassiker zu denken. Wir wünschen Herausgeber und Verleger viel Erfolg zu diesem Unternehmen und bitten sie,

auch die Gebiete der Sagen und des Volksglaubens nicht zu vergessen. – Salvatore Salomone-Marino (1847–1916), der Arzt und aktive Mitarbeiter an Pitre's Archivio per lo studio delle tradizioni popolari gehört bestimmt zu den Volkskunde-Klassikern Italiens. Bronzini widmet ihm in der Einführung eine schöne Würdigung, die vor allem sein Buch der sizilianischen Volkslieder in seiner Bedeutung und Stellung beleuchtet. Nachdem zehn Jahre zuvor Lionardo Vigo einen stattlichen Band sizilianischer Volkslieder mit starker Betonung der nationalen Sonderstellung Siziliens herausgebracht hatte, folgte 1867 ein Band mit nochmals 749 Nummern, die er sehr objektiv mit den toskanischen und den Volksliedern aus den übrigen Gebieten Italiens konfrontiert. Die Texte sind im Dialekt geschrieben (der nicht leicht zu lesen ist). Im Nachdruck sind hinzugefügt worden ein Ortsregister und ein grosses Inzipit-Register. Wildhaber

László Vikár; Gábor Bereczki, Cheremis Folksongs. Budapest, Akadémiai kiadó, 1971. 544 S., mus. Noten, Photos, Tabellen, Karten.

Das umfangreiche, sehr sorgsam verfasste und ausgestattete Werk ist das Ergebnis langjähriger Sammeltätigkeit beider Autoren, angeregt von Zoltán Kodály und durchgeführt mit der Unterstützung sowohl der ungarischen als der sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Einem kurzen englischen Vorwort folgt eine über 50 Seiten lange Einführung in derselben Sprache. Zunächst wird der Leser über die Sammlungen bzw. Publikationen der tscheremissischen Volkslieder und über ungarische ethnomusikologische Forschungen auf dem Gebiete der Tschere-missen informiert. Man erfährt auch über die Sammelarbeiten der beiden Autoren, des Ethnomusikologen Vikár und des Linguisten Bereczki. Sie haben in mehreren Sammelreisen von 1957 bis 1969 in 41 Orten von 304 Personen 813 Lieder aufgenommen. Für das grosse Gebiet ist das keine imponierende Zahl, doch man kann sich vorstellen, dass das Sammeln dort keine leichte Arbeit sein dürfte. Die Tschere-missen leben an der mittleren Wolga in drei Republiken (Mari, Baskir, Tartar) und teilen sich in östliche, bergländische und waldländische, die sich in manchem voneinander unterscheiden und auch in der Volksmusik nicht einheitlich sind. In den nächsten Kapiteln der Einführung sprechen die Autoren ausdrücklich davon. Zunächst werden charakteristische Züge der tscheremissischen Volksmusik dargestellt, mit Berücksichtigung der finno-ugrischen und türkischen Elemente. Als allgemeine Merkmale werden die Pentatonik, die Einstimmigkeit und der Ausbau der Melodien auf einem Motiv bezeichnet. Auf textlicher Seite ist es wesentlich, dass die Tschere-missen keine erzählenden Lieder kennen, sondern dass ihre Volkspoesie durchaus lyrisch ist. Für die Ethnomusikologen sind auch die nächsten Kapitel sehr interessant, wo zwar kurz, aber auf Grund der vielen Beispiele musikalische Formen der Lieder, ihr «einmotivischer» Charakter und die Merkmale der sogenannten *quintal-shift-construction* ausführlich dargestellt werden. Dagegen ist das Kapitel über die Rolle der Lieder im Leben der Tschere-missen sehr kurz, fast wortkarg. Wir erfahren, dass der Gesang der alltägliche Begleiter der Tschere-missen ist, dass man jederzeit und immer singt, dagegen aber Lieder zu besonderen Anlässen nur ausnahmsweise vorkommen, z.B. bei Hochzeiten, Gästeempfang oder bei Totenfeiern. Als letztes werden die Prinzipien der Auswahl und Veröffentlichung des Materials erörtert (das Buch enthält etwa ein Drittel aller gesammelten Beispiele, d. h. 320). Die Lieder sind nach ethnomusikologischen Gesichtspunkten geordnet, begonnen von den einfachsten Melodien, wobei zunächst der tonale Charakter, dann die Kadenzen und zuletzt die melodische Linie berücksichtigt wird. Die Einführung endet mit einer kurzen Erklärung über die Merkmale der Sprache und mit einem Rückblick auf die inhaltliche Seite der Texte. Die Überschrifttafeln der veröffentlichten Melodien stehen am Anfang der Sammlung selbst. Unter die Noten ist in der Regel nur die erste Strophe des Textes in der Originalsprache geschrieben, mehrere folgen nur, wenn

in ihnen rhythmische Veränderungen auftreten. Es folgen die Texte in der englischen Übersetzung, mit den üblichen Daten und Bemerkungen bzw. Erklärungen. Den Spezialisten sind die Verzeichnisse der Kadenzen, Verse nach Silbenzahl, Melodiereihen, Sammelorte, alphabetisches Verzeichnis der Liedanfänge in der Originalsprache und die Bibliographie zugeordnet. Wie man aus dem Vorwort und der Einführung entnehmen kann, hatten die Herausgeber die Absicht, die wenig bekannte aber musikalisch und poetisch bedeutende mündliche Überlieferung der Tscheremissen der weiten Welt vorzustellen. Das ist ihnen wohl gelungen. Die Ausgabe wird bei den Ethnomusikologen bestimmt Beifall finden und eine bedeutende Quelle der Erkenntnisse über diese interessanten Volkslieder werden.

Zmaga Kumer

Ostjakische Heldenlieder aus *József Pápay's* Nachlass. Hrsg. von *István Erdélyi*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1972. 503 S. (Pápay-Bibliothek, 1).

Vier ostjakische Heldenlieder von grossartiger Gestaltungskraft und Wortfülle, voll dichterischer Schönheit – die wir allerdings nur aus der prächtigen deutschen Übersetzung erschliessen können – sind in diesem Band vereinigt. Sie sind gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts von Antal Reguly bei den Ostjaken aufgezeichnet, aber ohne Übersetzung ins Ungarische hinterlassen worden. Diese Texte blieben liegen, weil es nicht gelang, den ostjakischen Dialekt zu finden, in dem die Lieder abgefasst waren. Erst etwa 55 Jahre später vermochte József Pápay während einer Forschungsreise in Sibirien, auf der er selber reiches, eigenes Material sammelte, die Lieder zu entziffern. Sein gesamtes Material soll nun von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ins Deutsche übertragen und als «Pápay-Bibliothek» veröffentlicht werden. Hier liegt nun der erste Band vor, mit ostjakischem Originaltext und deutscher Übersetzung. Der Inhalt der vier Gesänge ist in kurzen Zusammenfassungen gut wiedergegeben, so dass man einen Eindruck von der Handlung und den Motiven erhält. Um die Kraft der Gestaltung ermessen zu können, muss man allerdings die wort- und bildreichen Gesänge selbst lesen. Über ihren Hintergrund und die Sänger erfahren wir im vorliegenden Band nichts.

Wildhaber

Franzgeorg v. Glasenapp, *Varia / Rara / Curiosa*. Bildnachweise einer Auswahl von Musikdarstellungen aus dem Mittelalter. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1972). 100 S., 68 Abb. (Veröffentlichung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg).

In einer, auch in der äussern Präsentation ansprechenden Broschüre legt der Verfasser eine sehr willkommene Reihe von achtundsechzig Abbildungen von bildlichen Musikdarstellungen des 12. bis frühen 15. Jahrhunderts vor; die getroffene Auswahl berücksichtigt nach Möglichkeit bisher unveröffentlichtes Material, vorwiegend französischer Herkunft, und sie vermag dabei einzelne sehr lehrreiche und wichtige Zeugnisse darzubieten. Eine vorangestellte kenntnisreiche und umsichtige Einführung bringt verschiedene recht besonnene Bemerkungen zum Gegenstand der mittelalterlichen Musikdarstellung – den man ja heute nicht mehr als einen isoliert instrumentenkundlichen betrachten kann, sondern in seiner dichten Verflechtung mit Bereichen der Musik-«Theorie», der Theologie, der Altertumswissenschaften, der Kunstgeschichte, besonders auch der Ikonographie, der Symbolforschung, der Sprachwissenschaften, der Volkskunde usw. sehen muss. Die Bilder selber sind nach den Kategorien «Spielleute und Gaukler», «Musizierende Tiere und Tierdressuren», «Musizierende Fabelwesen und Dämonen mit Musikinstrumenten», «Musizierende Teufel», «Musikbilder in Initialen», «Scherzfiguren und Ornamentkunst mit Musikinstrumenten» und «Abbildungen von Instrumentalisten» gruppiert: jedes Bild wird in einem eigenen Kommentarteil knapp, aber doch ausführlich genug erklärt und mit den wünsch-

baren Angaben zu Herkunft, Datierung usw. ausgestattet; einzig wenn schon der Einführungstext umfangreichere Erklärungen zu einem Bild vorgeführt hat, wäre man – als Benützer, der bei Vergleichsstudien von der Abbildung ausgehen wird – glücklich, im Apparat zum Einzelbild einen Verweis auf solche zusätzlichen Erklärungen zu lesen (als einzelnes Beispiel: S. 34 sollte bei Abb. 50 auf die wertvollen Bemerkungen auf S. 21 hingewiesen werden). Doch, alles in allem liegt hier ein dankbar zu begrüßendes Werklein vor, das die schon greifbaren Bildersammlungen in erfreulicher Weise ergänzt und bereichert.

Folgerichtig auf sachliche Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort, und so mögen nur noch einige kleinere, fast zufällige Anmerkungen ihren Platz finden: Das Blasinstrument auf Abb. 10 erinnert zunächst überraschend an die – freilich späteren – Ambraser «Tartölden» in Wien; es als ein solches «Tartöld»-Instrument identifizieren zu wollen, dürfte allerdings allzu riskant sein. Immerhin bestätigt die als Tierkopf gestaltete «Stürze», wie weit ebendiese «Tierkopf»-Tradition zurückreicht; sie erlebt bekanntlich viel später, an Basshörnern des 19. Jahrhunderts, eine letzte Blüte. – Zum Kommentar zum leier-spielenden Esel (S. 11) – er erscheint in verschiedenen Zeugnissen – darf vielleicht der Hinweis auf die altgriechische Formulierung vom *ὄνος λύρας* u. ä. ergänzt werden, die sprichwörtlich von einem amüsischen Menschen gebraucht und durch Vermittlung des Boethius und auch mit abgewandelter Sinnggebung in Literatur und Kunst des Mittelalters zu Wirkung gelangt ist. – Der Erklärung zu Abb. 19 nach (S. 28f.) dürfte die zugehörige Tafel seitenverkehrt reproduziert worden sein. – Der zu Abb. 64 beigegebene Verweis auf Tubalkain als «Vater des Schmiedehandwerks» (nach Gen. 4, 22) kann, im Zusammenhang mit einer Musikdarstellung (die Musik im Kreis der «artes liberales»), nicht ganz genügen. In der Gestalt des Tubalkain – der hier wohlverstanden als Repräsentant der «ars musica» auftritt – fließen die Legende vom Musik-Erfinder Pythagoras in der Schmiedewerkstatt und die Vorstellung von Jubal, einem Bruder Tubalkains, als «Vater der Spielleute» (nach Gen. 4, 21) zusammen; der ganze Komplex ist erstmals von Hans Oppermann untersucht worden (Bonner Jahrbücher 130 (1925), S. 284–301).

Martin Staehelin

Jacques Burdet, La musique dans le canton de Vaud au XIXe siècle. Lausanne, Payot, 1971. 742 S., Schallplatte, Abb., mus. Noten, Indices. (Bibliothèque Historique Vaudoise, 44.)

Im Jahre 1963 hat der Verfasser ein grösseres Werk über die Musikgeschichte der Waadt während der Berner Herrschaft, 1536–1798, vorgelegt (vgl. die Rezension in SAVk 59 [1964] 103–104). Nach noch nicht zehn Jahren ist derselbe Autor in der Lage, einen neuen, noch umfangreicheren Band zu präsentieren, der die anschliessende Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts behandelt, und zwar wiederum mit allen jenen hervorragenden Qualitäten, die schon den ersten Band ausgezeichnet haben. Man kann die Waadt nur darum beneiden, dass sie für die vielleicht wichtigsten Jahrhunderte ihrer musikalischen Vergangenheit über eine so glänzende, so ausgeglichene, geschlossene und gründliche Darstellung verfügt, übrigens wieder in derselben brillanten äussern Ausstattung wie 1963.

Der Reichtum des Gebotenen verbietet jedes Eingehen auf Einzelheiten. Der Verfasser untersucht das Verhältnis der Waadt zur Schweizerischen Musikgesellschaft, er berichtet über Orchester-, über Kammermusik-, über Oratorien- und Opernpflege sowie das Festspiel; er referiert über reisende Virtuosen, die sich am Genfersee aufgehalten haben, dann über Militärmusiker, über Militär- und Harmoniemusik-Kapellen, über Volkslieder, über musikpädagogische, auch über musikliterarische Bestrebungen; er untersucht die Konzertlokale, die Entwicklung des Kirchengesangs, die Geschichte von Orgeln und andern Instrumenten, die Tätigkeit von Glocken- und Instrumentenbauern und auch -händlern, und er

unternimmt schliesslich einen kurzen Rückblick auf die ganze behandelte Zeit des 19. Jahrhunderts. Einiges davon hat sich dem Verfasser zwar schon in verschiedener Sekundärliteratur dargeboten; in seiner eigenen Darstellung ist aber alles, darüberhinaus, durch eine Unzahl von archivalischen Einzelheiten, durch mehrere, bisher nicht zugezogene zeitgenössische Quellen unterschiedlicher Art glänzend abgestützt und bereichert. Dieselbe Fülle der Dokumentation begegnet übrigens in einem ganzen Dutzend von Anhängen, die reiche Aussagen über musikalische Veröffentlichungen, Aufführungslisten und -daten machen, die Instrumentenverzeichnisse, Musikerfamilien u. a. m. vorführen.

Man kann den Verfasser neuerdings zu einer hervorragenden Leistung beglückwünschen, einer Leistung, die zweifellos zum Besten und Imponierendsten gehört, was die Bemühungen um die schweizerische Musikgeschichte in den letzten paar Jahren hervorgebracht haben.

Martin Stachelin

Jean-Michel Guilcher, *La contredanse et les renouvellements de la danse française*. Paris/La Haye, Mouton, 1969. 234 p., ill., 15 pl., 1 dépliant. (Ecole pratique des Hautes Etudes, Sorbonne, VIe section: Sciences économiques et sociales, Etudes européennes, 6).

Diverses circonstances nous ont empêché de rendre compte jusqu'ici de ce nouvel ouvrage de Jean-Michel Guilcher et l'on voudra bien nous en excuser.

Au 18e siècle, alors que va disparaissant le menuet, dans lequel «on ne juge pas seulement le danseur mais l'homme, la qualité de son éducation et la distinction de ses manières» (p. 89), la contredanse qui est «jeu, liberté, familiarité et caprice» (p. 13) part à la conquête de la société française. En effet, bien que fraîchement accueillie par la Cour, lors de son apparition à Fontainebleau, en 1684, cette forme de danse va connaître une carrière exceptionnelle, longue de près de deux siècles et demi. «D'abord particulière aux salons, cette forme de la danse a progressivement gagné tous les milieux citadins. Elle s'est imposée au théâtre. Elle s'est communiquée aux ruraux. Elle s'est répandue en Europe et au delà. Notre ballet, notre musique, nos folklores, en ont été durablement marqués» (p. 9).

L'on a soutenu que la contredanse née en France est revenue aux Français après avoir été modifiée en Grande-Bretagne. J. M. Guilcher démontre qu'il s'agit-là d'une théorie entièrement gratuite et en opposition avec tous les faits connus actuellement. Il précise cependant les deux points suivants (p. 18):

1. Reconnaître que la *country dance* est un genre proprement britannique n'est pas nier que des apports français plus ou moins anciens aient pu contribuer, avec d'autres, à la fournir de ressources musicales et motrices. [...]

2. Conclure [...] que la contredanse française a son unique point de départ dans la *country dance* importée d'Angleterre est tout aussi peu réaliste. L'apport britannique en effet ne s'est développé que greffé sur la tradition française, les matériaux fournis par l'emprunt entrant en composition avec l'héritage national.

Tout au long des chapitres où il vise à atteindre les objectifs qu'il s'est fixés (recherche et regroupement de documents dispersés, déchiffrement et transcription en langage clair des analyses de mouvements, proposition d'une vue d'ensemble sur l'histoire de la danse française dans la phase où la contredanse la domine), l'auteur aborde le problème des origines, considère l'héritage français et l'apport britannique, observe l'évolution de la danse grave à la contredanse française, l'apogée de celle-ci, la naissance du quadrille et le déclin de la contredanse. Il consacre enfin, *last but not least*, un intéressant chapitre à la contredanse dans les milieux ruraux où, au début du 19e siècle, elle commence une carrière nouvelle qui, au gré des influences, n'en fera plus qu'une simple ronde vers la fin de la première décennie de notre siècle.

Pour chaque chapitre, J. M. Guilcher s'impose le même plan strict qui le place à un point de vue d'où il considère la danse et la vie sociale ainsi que les aspects techniques de la danse. Il situe ainsi constamment ses analyses dans un contexte historique, observant le milieu sous ses angles économique, politique, social et psychologique. Cette étude est fondée sur une très riche documentation que l'auteur met à contribution de manière fort plaisante pour le lecteur. A la fin de l'ouvrage, J. M. Guilcher dresse une très importante bibliographie, forte de 315 titres classés selon un ordre précis: la danse et la vie sociale, les renseignements de caractère général sur la danse, les constituants techniques de la danse. Elle constituera certainement une source précieuse d'informations à laquelle les spécialistes ne manqueront pas de se référer. Il sied enfin de souligner la qualité de la présentation du livre de J. M. Guilcher et l'intérêt très réel des illustrations, tout particulièrement des 15 planches hors-texte.

Jacques Tagini

Volkskunst und Ikonographie

Elke Schwedt, Volkskunst und Kunstgewerbe. Überlegungen zu einer Neuorientierung der Volkskunstforschung. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1970. 187 S., 21 Abb. (Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 28).

Das wohlthuend klar geschriebene Buch ist aus der Auseinandersetzung mit einer reichen Literatur (das Verzeichnis nennt um die 350 Titel) und aus eigenen Bestandesaufnahmen aus dem Land Baden-Württemberg hervorgegangen. Im 1. Kapitel wird nachgewiesen, wie die bisherige Volkskunstforschung durch bestimmte «Wertvorstellungen... an einer unvoreingenommenen Betrachtung» gehindert wurde: eine romantisch-rückwärtsgerichtete Blickweise verklärte das vergangene «Echte» und verdammt den neuen, von der Industrie beeinflussten «Kitsch». Die Versuche, «Volkskunst» zu definieren, müssen weitgehend als gescheitert betrachtet werden (2. Kapitel): die alten sind kaum mehr brauchbar, die neuen sind resignativ-unverbindlich. Immerhin sind Spamer und Hävernack wegweisend: sie rücken von Wertungen ab und lassen als Untersuchungsobjekt einfach gelten, was das «Volk» «für ein Kunsterzeugnis hält und seinem Haushalt oder allgemeinen Gebrauch einverleibt.» Das 3. Kapitel skizziert die Ergebnisse der Bestandesaufnahme, die mit Fragebogen an Vermittler und Produzenten von «Volkskunst» aller Schattierungen und an Gartenbastler sowie mit Interviews bewerkstelligt wurde; die Fragebogen sind im Anhang abgedruckt. Die Rücklaufquote der annähernd 600 Fragebogen betrug mehr als 50 Prozent. Die Verfasserin interpretiert das Resultat behutsam, da sie sich der Unsicherheitsmarge in diesem Bereich, wo es um Meinungen, Mutmassungen, Beurteilungen von Frequenzen, Wertungen usw. geht, durchaus bewusst ist. Im 4. Teil bietet die Verfasserin den «Versuch einer Systematik». Ausgehend von einer Konzeption der «Volkskunde als gegenwartsbezogener Sozialwissenschaft» orientiert sie sich vor allem an der Kunstsoziologie und der Kommunikationswissenschaft. Als Grundmodell dient ihr die Trias «Produzent-Kommunikation-Konsument». Um der Vieldeutigkeit von «Volk» in «Volkskultur» zu entgehen, empfiehlt sie «Populärkultur»: «Dabei soll der Terminus ‚Kultur‘ verstanden werden als Komplex sowohl von ‚Werten‘ oder ‚Leitvorstellungen‘ als auch von ‚Kulturobjektivierungen‘. Das Epitheton ‚populär‘ bezeichnet die quantitative Existenz von Kulturformen, ihre weite Verbreitung. Gleichzeitig beinhaltet der Begriff das Phänomen der Popularität und Popularisierung und damit die Möglichkeit der ‚Beeinflussung des Konsumenten‘.» Abschliessend widmet die Verfasserin der Konsumtions- und Kreativitätsforschung einige Hinweise.

Das Buch wirkt sympathisch, weil sich die Verfasserin der Grenzen ihrer Untersuchung (Zweifel an der «Möglichkeit abgerundeter Solitärleistungen») bewusst ist. In ihrer Wertung der «wertenden» Periode der Volkskunsthochforschung ist sie zurückhaltend, denn sie kann ja auch nicht aus der Definitionsmisere helfen, und sie spricht auch bekümmert vom Mangel an Theorie, ohne ihm entscheidend abhelfen zu können. Immerhin, sie bietet Ansätze zu «intersubjektiver Nachprüfbarkeit, kontrollierbaren Kategorien». Ich kann mich hiebei des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass die «Systematik» nicht zwingend aus der «Bestandesaufnahme» folgt (was den Wert der beiden Kapitel nicht herabmindert). Das Anliegen war, «die uns interessierenden Phänomene strukturell und funktionell zu systematisieren». Die Struktur-Untersuchung ist etwas zu kurz gekommen; in Fussnote 408 wird darauf Bezug genommen, doch müssten hier die französischen Forschungen (von F. de Saussure bis R. Barthes) berücksichtigt werden. Zwischen den extremen Positionen einer angeblichen Wertfreiheit und einer von Vorverständnissen gesteuerten engagierten Wissenschaftskonzeption vertraut die Verfasserin auf die Möglichkeit «einer gewissen Wertindifferenz» – «vielleicht vergrößert sie den „Sektor der Wirklichkeit“, den zu sehen der Wissenschaftler in der Lage ist». Zu dieser heute oft verpönten Haltung der Mitte ist die Verfasserin zu beglückwünschen; wer die Möglichkeit einer selbstkritischen Wertdistanz rundweg ableugnet, begibt sich ja jedes Rechts, irgendwelche Wertgebundenheit festzustellen (und sie ändern anzukreiden). Das in jeder Beziehung anregende Buch verdient weite Beachtung.

Iso Baumer

Jacek Olędzki, Sztuka kurpiów [Volkskunst aus Kurpien]. Wrocław, Warszawa, Kraków, Zakład narodowy imienia Ossolińskich, 1970. 77 S., 150 Abb. auf Taf. (Legenden zu den Abb. auch auf englisch).

Vielleicht ist das Kurpienland gerade wegen der Armseligkeit seines Bodens und der Bedürfnislosigkeit seiner Bewohner zu einem Land mit einem unerhört starken und tief empfundenen Ausdruck volksfrommer Volkskunst geworden. Es ist schön, dass neben den gesamt-polnischen Volkskunsthochbüchern nun auch ein Buch über das Kurpienland allein geschrieben ist. Die grosse Zahl der Abbildungen – sie sind von Photographen mit bewundernswertem Einfühlungsvermögen aufgenommen – lässt die starke Gestaltungskraft der Volkskünstler schön erkennen. Wir sehen alle Teile der Volkskunst der Region gut vertreten. Hingewiesen sei auf die primitiven Puppen, die vielen Tiere aus Teig, die teilweise als Votive dienten, die prächtig gestalteten Votive aus moderner Plastikmasse, die eleganten Wurzelkörbe, die Abbildungen der Frauen beim Ostergebet, der Rochus-Zeremonie, bei der das Vieh durch das Feuer getrieben wird, und einiger lebender Holzschnitzer mit ihren Werken und Werkzeugen.

Wildhaber

Soňa Kovačevičová, Bedrich Schreiber, Volksplastiken. Bratislava, Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften; Wien/Köln/Graz, Verlag Hermann Böhlaus Nachf., 1971. 31 S. Text, 103 farbige Abb.

Zu den Ländern, die einen unerhörten schöpferischen Reichtum an volkstümlichen Holzplastiken aufweisen, gehört die Slowakei. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Fülle dieses Reichtums und sein figürlicher Ausdruck nicht in allen Gebieten der Slowakei gleich intensiv und gleichgestaltet ist. Beides hängt sehr stark mit den – früher naturgemäss ausgeprägteren – Bekenntnisformen der Religion zusammen. In der Ost-Slowakei begegnet der vorwiegende orthodoxe Ritus dem westlichen Katholizismus. In der nördlichen und einem Teil der mittleren Slowakei wechselt der Katholizismus mit einem gemässigten Protestantismus lutherischer Prägung; hier tritt der Marien- und Heiligenkult zurück hinter der Darstellung und Verehrung Christi. In der Süd-Slowakei lehnte der puritanische Calvinismus jede plastische Darstellung und ornamentale Kunst ab, soweit sie nicht Teil der Inneneinrichtung des Gotteshauses war. Frau Kovačevičová schildert

diese Probleme aus gründlicher Kenntnis ihres Landes heraus sehr schön; sie zeigt, dass der künstlerische Wert, der heute für uns ausschlaggebend ist, nicht immer die bestimmende Komponente war, sondern nur einer jener Bestandteile, die der kultischen Hauptaufgabe untergeordnet waren. Eine grössere Zahl der ehemals ungarischen Marien-Wallfahrtsorte lag in der Slowakei (die Jungfrau Maria war die Patronin Ungarns); so wird es verständlich, dass die Figur der Maria mit dem Jesuskind am weitesten verbreitet war. Auch in den Bergbaugebieten der mittleren Slowakei war sie sehr beliebt, weil Maria – neben der hl. Barbara – ebenfalls Patronin der Bergleute war. Die Gestalt Christi, vor allem als Crucifixus, findet sich häufiger in den protestantischen Gebieten. Plastiken von Heiligen treten zahlenmässig gegenüber denjenigen von Maria und Christus zurück; die grösste Verehrung genossen die Heiligen Nepomuk und Florian. Es gab mehrere Holzschnitzer-Werkstätten, die den Bedarf für die Städte und für ländliche Kirchen herstellten. Werkstätten fanden sich auch bei den grösseren Wallfahrtszentren; hier wurden Kopien der jeweiligen Gnaden-Madonnen serienmässig geschnitzt, am Original berührt und dann an Pilger als Wallfahrtsandenken verkauft. Die Verfasserin weist sehr schön nach, wie bei diesen Werkstattkopien das Reduzieren auf die grundlegenden Formen und die Überbetonung der Details, die einen Madonnentyp von einem andern unterscheiden, überhandnehmen. Es lässt sich auch feststellen, dass die handwerklichen Holzschnitzer zäher an den Vorlagen festhielten als die Autodidakten aus dem Volk; denn die Berufsschnitzer mussten für den Verkauf einen klar erkennbaren Typus gestalten; oft machten sie während ihres ganzen Lebens nur einige wenige Varianten einer Figur. Der Photograph Bedrich Schreiber zeigt in mehr als 100 erlesenen schönen Farbaufnahmen einen eindrucklichen Querschnitt durch die slowakische volkstümliche Produktion von religiösen Holzplastiken. Wildhaber

Frederick Fried, A pictorial history of the carousel. New York, Bonanza Books, 1964. 232 p., ill.

Wir können dieses schöne Buch leider nur mit grosser Verspätung hier anzeigen, da wir erst kürzlich in seinen Besitz gekommen sind. Wer sich für das Karussell und seine Entwicklung interessiert, wird hier ganz auf seine Rechnung kommen, um so mehr als es mit einer verschwenderischen Fülle alter Photographien, Stiche und Zeichnungen ausgestattet ist. Wir hatten bei der Besprechung von Fried's Buch über die Zigarrenläden-Indianer und Zirkuswagen (SAV 67, 1971, 423 f.) Gelegenheit, die Art und Weise, wie er das Objekt, seinen Hersteller und seinen Benutzer darstellt, lobend hervorzuheben. Was wir dort sagten, gilt auch für dieses Buch. Im ersten, etwas sehr summarischen Kapitel werden Turniere und Ringstechen als Vorläufer des heutigen Karussells erwähnt. (Die umfangreiche Literatur über Ringstechen ist nicht benützt, dafür entschädigen einige vergnügliche Abbildungen, die auch politische Karikaturen zeigen.) Im folgenden Abschnitt zählt Fried die europäischen Karussellmacher auf, wobei vor allem den englischen grosser Raum vorbehalten ist. Das Hauptkapitel wird von der Beschreibung der amerikanischen Karussells bestritten. Hieran schliesst sich dann eine Charakteristik der verschiedenen Schnitzerfirmen und der von ihnen hergestellten Tiere und anderen Figuren wie auch der Verzierungen des Gerüsts und des Aufbaus der Maschinerie. Auch die Hersteller der Musikinstrumente und Spielorgeln («band organ») sind nicht vergessen. Heute gibt es in Amerika nach Fried's Angaben nicht mehr ganz hundert Karussells; viele sind bei Bränden auf Vergnügungsparks zerstört worden. Fried führt im Anhang eine Liste von solchen Bränden auf. Eine weitere Liste zählt alle Karussells auf, die von einer einzigen Firma in Philadelphia im Laufe der Jahre gemacht wurden; es sind deren 89. Eine letzte Liste gibt die Namen der Schnitzer, die in den verschiedenen Herstellerfirmen arbeiteten. Wildhaber

Pavol Michalides, *Ludové hračky na Slovensku* [Volkstümliches Spielzeug in der Slowakei]. Bratislava, Vydavateľstvo Slovenskej akadémie vied, 1972. 390 S., 97 (teilweise farbige) Abb. Englische Zusammenfassung. (Klenotnica Slovenskej ľudovej kultúry, 8.)

Vor 20 Jahren erschien in Prag das Buch «Volksspielzeug» von Emanuel Hercík. Es ist heute noch unübertroffen in seiner Art und dient als bestes Einführungs- und Bestimmungsbuch vor allem für das Spielzeug von Böhmen und Mähren. Mit dem vorliegenden Buch soll nun auch die Slowakei zu ihrem Recht kommen, und wir sind dem Verfasser dankbar, dass er diese Lücke in vorzüglicher Weise ausfüllt. Es geht ihm im wesentlichen darum, den heutigen Stand der slowakischen Spielzeugfabrikation darzustellen mit Einbezug der früheren Verhältnisse. Seine Quellen sind hauptsächlich museale Sammlungen und eigene Feldforschungen, daneben einige wenige private Kollektionen. Er beschreibt zunächst die Spielzeuge der Frühzeit und des Mittelalters. Bedeutender wurde die Spielzeugproduktion in den tschechischen Ländern erst im 17. Jahrhundert; in der Slowakei kann man sogar erst am Ende des 19. Jahrhunderts von einer eigentlichen Produktion zu Verkaufszwecken sprechen. Etwas früher wurden Schnitzschulen gegründet, bei denen vor allem die Schule von Piargy sich auf die Herstellung von Holzspielzeug spezialisierte. Man spürt dem slowakischen Spielzeug heute noch seine Herkunft aus häuslicher und kleinindustrieller Arbeitsweise an, was einen guten Teil seiner reizvollen, ansprechenden Gestaltung ausmacht. Beim Holzspielzeug unterscheidet der Verfasser drei Herstellungsweisen: aus einem natürlich geformten Holzstück, aus mehreren Teilen zusammengesetzt und gedreht. Die Slowakei ist auch bekannt für ihr Spielzeug aus Ton; es wird besonders von den Töpfern von Pukanec und von Stupava (hier lebte der bekannte Volkskünstler F. Kostka) hergestellt. Als weitere Spielzeuggruppen kommen dazu die Puppen, vor allem die einfachen «rag dolls», die «Lumpentitti», und das Spielzeug, das aus Teig und Käse hergestellt ist. (Käse-Spielzeug kennt auch das Gebiet um Krakau.) – Die Literatur-Zusammenstellung ist gut. Der einzige Nachteil des Buches – und er ist sehr bedauerlich – ist das Fehlen von übersetzten Legenden zu den Abbildungen; schade!

Wildhaber

Sonderheft der «Sächsischen Heimatblätter» (Dresden), 16. Jahrgang, 1970, Heft 6: Beiträge zum Fest der erzgebirgischen Volkskunst, Schneeberg 1970/71. S. 241–289, Abb.

Wir zeigen dieses Heft mit grossem Vergnügen an, enthält es doch eine Reihe wertvoller Beiträge zur Volkskunst und Spielzeugindustrie. *Manfred Bachmann*, mit seinem reichen Wissen und seiner grossen Erfahrung, leitet es ein; er äussert (politische) «Gedanken zum bildnerischen Volksschaffen der DDR». Was *Hellmut Bilz* über «Das Reifendreherhandwerk im Spielwarengbiet Seiffen» berichtet, gehört zum sachlich Wichtigsten, was über dieses Gebiet überhaupt geschrieben wurde; er geht ein auf die Anfänge und die Entwicklung der Reifendreherei und auf die Produktionsmittel und die Arbeitstechnik des Reifendrehers; der Aufsatz wird durch zahlreiche Abbildungen genau erläutert. *Werner Pflugbeils* reizvoller Beitrag behandelt die «Bräuche der Bergleute in Schneeberg», also etwa: Weihnachtsbrauch, Bergleute als Schnitzer, Bergaufzüge und Bergparaden. Für das Erzgebirge sind auch typisch die Papierschnitte, dargestellt von *Johanne Müller*, und das Klöppeln, über das *Thomas Feldmann* orientiert. Über «Die Volkskunstschule in Oederan» berichtet *Horst Philipp*. Einzelne Volkskünstler werden in kurzen Würdigungen herausgestellt, so Ernst Kaltoven (von *Walter Schellhas*), Albert Klumpp (von *Erich Lorenz*) und Lieselotte Lange (von *Herbert Sandberg*). Für die Geschichte und die Identifizierung des Spielzeugs sind wichtig die beiden Arbeiten von *Georg Brühl* über «Musterbücher der Spielwarenfabrik F. A. Grundmann und der Spielwarenfabrik August Herrmann im Besitz des Hauses der

Heimat, Olbernhan» (mit 4 Abb.) und *Horst Schreiter* über den «Borstendorfer Spielzeug-Musterkoffer» (mit 2 Abb.). Wildhaber

Leopold Schmidt, Perchtenmasken in Österreich. Carved Custom Masks of the Austrian Alps. Wien-Köln-Graz, Hermann Böhlaus Nachf., 1972. 152 S., 59 Abb. Texte deutsch und englisch.

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien ist zu beneiden um die grossartige Sammlung seiner österreichischen Perchtenmasken, die hier in prächtigen Aufnahmen vor uns ausgebreitet werden. Es handelt sich durchwegs um Holzmasken, die alle Arten zum Ausdruck kommen lassen: die schönen Perchten, die wüsten Perchten als Teufel und Tiermasken, die Hexen. Zu einem grossen Teil sind es Umzugs- und Schauspielmasken. Sie kommen aus allen Teilen Österreichs mit Einschluss des italienischen Südtirols (das in diesem Buch unter der politischen Bezeichnung «Österreich» aufgeführt wird). Leopold Schmidt geht in seiner guten, zusammenfassenden Einleitung neben der Funktion auch auf Datierung, Material und Fassung der Masken ein. Nebenbei: für die Schweiz gelten die auf der Innenseite der Maske eingeritzten Buchstaben nicht als Besitzerzeichen, sondern als die Initialen des Schnitzers. Die Theorie, die Leopold Schmidt aufzustellen scheint, dass offenbar die Holzmasken der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und altösterreichischem Einfluss zu verdanken sind, hat vieles für sich; doch dürfte sie wohl noch Korrekturen oder zum mindesten Modifikationen erfahren, man denke an die Holzmasken in Portugal, Serbien und Rumänien. (Wieso die Masken von Ceylon nach Behauptung des Verfassers weniger bekannt sein sollen als etwa die tibetanischen Masken, ist unerfindlich; das will doch nur heissen, dass sie dem Verfasser weniger bekannt sind).

Wildhaber

Rudolf Bednárík, Cintoríny na Slovensku [Friedhöfe in der Slowakei]. Bratislava, Vydavateľstvo Slovenskej akadémie vied, 1972. 173 S., 148 (teils mehrfarbige) Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Klenotnica Slovenskej ľudovej kultúry, 7).

Ein bewundernswert schönes und mit bester wissenschaftlichen Sorgfalt geschriebenes Buch über Friedhöfe und ihre Grabsteine in der Slowakei liegt hier vor uns. Die deutsche Zusammenfassung ist erfreulicherweise so, dass sie wirklich etwas bietet. Dazu kommt eine Fülle von ausgezeichneten Photographien, kurzum, ein Buch, zu dem man Verfasser und Verlag bestens gratulieren kann. Der Verfasser will einen Beitrag geben über die «Variabilität der Grabmalformen» und über ihre künstlerische Aussage für die «Schatzkammer der slavischen und europäischen Kultur». Man kann die slowakischen Grabmäler in städtische und dörfliche einteilen. Bei den städtischen Grabmälern kann man schon im Mittelalter Unterschiede zwischen den adeligen, bürgerlichen und ärmeren Schichten feststellen; auf dem Dorf beginnt diese Differenzierung erst am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine andere Grobeinteilung wäre diejenige in Kreuze bei den römisch- und griechisch-katholischen Gläubigen, in Säulengräber bei den Calvinisten und bei den Evangelischen Augsburgs Bekenntnisses und in steinerne Grabmäler bei den Juden. Dazu kommen ganz allgemein noch brett- und tafelförmige Grabmäler aus Holz und Stein. Eiserne Grabmäler kommen erst in jüngerer Zeit vor. Der Verfasser geht zunächst auf slavische Bestattungsarten aus früherer Zeit ein. Die Verstorbenen wurden um das Haus herum, wahrscheinlich unter einem Baum bestattet; dieser Baum bezeichnete also zugleich auch die Grabstelle. Das Bezeichnen der Gräber durch Bäume und Sträucher gehört zu altem Totenbrauch, gleichviel ob die Gräber sich auf Friedhöfen oder an anderen Orten befanden. Interessant sind die Ausführungen des Verfassers über die Motive; er unterscheidet vier Gruppen: Motive kirchlichen Charakters; Motive, die eine gewisse Beziehung zwischen dem Verstorbenen und den Hinterbliebenen ausdrücken; symbolische

Motive; Motive magisch-kultischen Charakters. Oft findet sich als Motiv die Uhr mit einem eingemeisselten Zifferblatt und Uhrzeigern. Die Abbildungen bringen Belege für alle verschiedenen Formen und Symbole, für die verschiedenen Materialien (Holz, Stein, Eisen) und für die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Bekenntnissen. Wildhaber

Mechtbild Scholten-Neess; Werner Jüttner, Niederrheinische Bauerntöpferei 17.–19. Jahrhundert. Düsseldorf, Rheinland-Verlag, 1971. 730 S., 480 Abb. auf Taf., Abb. im Text, 8 Farbtaf. (Werken und Wohnen, Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, 7.)

Hier liegt ein grossartiges Buch vor uns; wohl kaum jemals ist eine Töpferlandschaft mit einer derartigen Genauigkeit und derartig umfassend dargestellt worden. Überdies hat man von Anfang bis zum Schluss das wohltuende Gefühl, sich auf peinlich gesichertem Boden zu befinden. Es geht um die Geschichte, die Bedeutung und die Produkte der niederrheinischen Töpferlandschaft, die von Aachen (Racren-Berlotte) bis Kleve reicht. Erfasst sind im ganzen 19 Töpferorte (eine klare Übersichtskarte ist erfreulicherweise beigegeben) mit 500 bisher bekannten Töpfernamen. Das Hauptgewicht liegt auf den reizvollen Zierschüsseln (auch bei den Abbildungen), die für diese Gegend so charakteristisch gestaltet sind; aber auch die plastischen Ausformungen und die Gebrauchsware fehlen nicht. Im Gegensatz zum rheinischen Steinzeug, das schon früh behandelt und in Museen und von Privaten gesammelt wurde, ist die niederrheinische bunte Bauerntöpferei erst verhältnismässig spät dargestellt und Sammelobjekt geworden; und das massgebende Werk liegt erst jetzt mit diesem neuen Buch vor. Es schildert zunächst den Stand und die Aufgaben der «Pottbäcker» mit ihren Organisationen. Sehr gut geraten sind die Ausführungen über Material und Technik der Töpfer; die Bearbeitung des Tons wird eingehend beschrieben, mit den Möglichkeiten der Verzierung: Schlickmalerei, Ritztechnik und Reliefaufgabe. Ein weiterer Abschnitt geht auf die Inschriften und die verschiedenen Darstellungen der Töpferware ein, getrennt nach religiösen und weltlichen Themen, wie etwa Abschnitte aus dem Lebenslauf, Handwerksdarstellungen, Ständeschüsseln, Lebensbaum, Tiere und Vögel. Sehr nützlich sind die Angaben über Nachbildungen, Nachahmungen und Fälschungen. Ein gewichtiger Teil des Buches befasst sich mit den einzelnen Töpferorten; sie werden in alphabetischer Reihenfolge eingehend beschrieben (es handelt sich immer um Orte, in denen nicht nur einfaches Gebrauchsgeschirr, sondern dekorierte Ware hergestellt wurde). Bei jedem Ort werden die Töpferwerkstätten mit den Namen – soweit bis jetzt bekannt – und der Charakterisierung ihrer Produkte dargestellt. Während für diesen Abschnitt das biographisch-geographische Moment massgebend war, sind für den folgenden Abschnitt die hergestellten einzelnen Produkte das Entscheidende. Die Verfasser versuchen, jeweils das für die Töpferei des Niederrheins Charakteristische herauszuarbeiten. Die einzelnen Produkte-Gruppen sind gesondert beschrieben: Zierschüsseln, Wandfliesen, plastische Arbeiten, Hausaltärchen, Weihwasserbecken, Gebrauchsware, Essgeschirr, Trinkgerät, Koch- und Küchengerät und andere Gruppen mehr. In einem sehr reichhaltigen und gut aufgeschlüsselten Textanhang finden sich eine Liste der Töpfer mit den zugehörigen biographischen Angaben und ihrem Tätigkeitsbereich und eine weitere Liste der Töpfermonogramme mit ihrer Auflösung. Verdankenswert ist das sehr detaillierte Inhaltsregister, das auch über die ikonographischen Motive Aufschluss gibt. An den Text schliesst sich ein kritischer Katalog der niederrheinischen Irdenware an, der im ganzen 1367 Nummern mit einer umfassenden Beschreibung enthält. Was nicht einem bestimmten Töpferort zugewiesen werden kann, steht am Schluss unter der Gesamtbezeichnung «Niederrhein». Der Abbildungsteil ist besonders schön; in ihm findet sich eine unerhörte Fülle von Motiven und Gegenständen. Wildhaber

Vladimir Scheufler, Lidové hrncírství v českých zemích [Volkstümliche Töpferei in den böhmischen Ländern]. Prag, Academia, 1972. 223 S., Abb., Taf., Karten. Deutsche Zusammenfassung.

Volkstümliche Töpferware mit porösem, farbigem Scherben, farbig glasiert oder bunt engobiert und durchsichtig glasiert, wurde in Böhmen zwischen 1650 und 1920 hergestellt. Anhand von drei Karten lässt sich die Entwicklung und Verschiebung der verschiedenen Töpfereizentren vom 17. bis ins 19. Jahrhundert leicht verfolgen. Der Rückgang setzte um 1850 ein (Konkurrenz durch Fayencen und Porzellan, Errichtung von Keramikfachschulen). Nach dem Ersten Weltkrieg stellten von 200 Töpfereien noch zwanzig traditionelle Töpferei her; heute sind es nur zwei Werkstätten, während zehn weitere Keramik-Genossenschaften Weisstonware, Fayencen und Steinzeug produzieren.

Den ersten Teil seiner ausgezeichneten, reich bebilderten Arbeit widmet der Autor dem technologischen Aspekt der böhmischen Töpferei, beschreibt die nach Form und Funktion geordneten Typen, unter denen Gefässe für Aufbewahrung, Zubereitung und Verbrauch von Nahrungsmitteln den ersten Platz einnehmen. Nach den verschiedenen Verzierungs- und Verzierungstechniken (vom Graphitieren bis zum gemalten Dekor) werden die Muster in ihrer Aussage und Funktion untersucht. Kurz sind anschliessend die einzelnen Arbeitsetappen vom Tonabbau über Formungs- und Verzierungsprozesse bis zum Brennen beschrieben.

Im ethnohistorischen Abschnitt verfolgt man, wie sich die keramischen Formen in Böhmen seit dem 4. bis 5. Jahrhundert über die mittelalterlichen Beispiele bis ins 17. Jahrhundert technisch und formal zu dem entwickeln, was eingangs als volkstümliche Töpferei definiert wurde und was sich von dem seit dem 16. Jahrhundert in höheren Schichten verwendeten Fayence- und später Porzellangeschirr abhebt. Technisch und stilistisch werden die verschiedenen Töpfereizentren um 1650, um 1750 und in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (vgl. Karten) charakterisiert, wobei insbesondere die Ausbreitung der Werkstätten in ländliche Gebiete seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auffällt, während diese vorher auf die Städte konzentriert waren. Aufgrund von schriftlichen Quellen geht der Autor schliesslich auf das Zunftwesen (erste Töpferzünfte im 15. Jahrhundert, Aufhebung 1859) ein.

Marie-Louise Nabholz

Otfried Kastner, Schmiedehandwerk im Barock. Linz, Verlag J. Wimmer, 1971. 310 S., 19 Farbbilder, 159 Abb., 15 Zeichnungen, 1 Karte.

Das Buch setzt den Überblick über die österreichische Eisenkunst fort, welchen der Autor mit seinem Band «handgeschmiedet» begonnen hatte. Es umfasst die Schöpfungen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert mit dem deutlichen Schwergewicht im Hochbarock. Ihm voran gehen Renaissance, Manierismus und Knorpelwerkstil, den Ausklang bilden Régence, Rokoko und Louis XVI-Stil. Der Verfasser legte Wert darauf, möglichst zahlreiche, weniger bekannte und abseits gelegene Beispiele heranzuziehen und dem Leser in Wort und Bild vorzustellen. Man kann mit voller Überzeugung zustimmen, wenn man Kastner als den «österreichischen Eisenfachmann» bezeichnet: das Buch bringt einen grossartigen Schatz an Eisenwerken des Kunstschmiedes und des dörflichen, handwerklich gebundenen Schmiedes. Wenn man die beigegebene Karte betrachtet, erkennt man, wie sehr es das Bestreben des Autors war, seine Werke in breiter geographischer Streuung vorzulegen. Die Grossgitter der Kirchen, Schlösser und staatlichen Bauten nehmen – wie könnte es im Barock auch anders sein! – einen gewichtigen Platz ein; ihre Schöpfer waren Meister der Kunst. Aber ebenso schön in ihrer unauffälligen Eleganz sind die Werke der Kleinkunst, die zu einem grossen Teil von dörflichen Handwerkern geschaffen wurden. Wir zählen hiezu die Wirtshausschilder, die Berufsaushängeschilder (vor allem Schlosser und Schmied), die Festerstöcke (die mit unseren Engadiner Fensterstöcken wetteifern können), die Brunnengitter,

die Gitter von Dorfkapellen, die schmiedeeisernen Grabkreuze, die Türklopfer, die Träger von hinausragenden Wasserspeiern und die Laternenarme. Besonders reizvoll und gleichermassen auch instruktiv am Buche sind die feinfühligsten Beschreibungen, welche Kastner jedem Bild gegenüberstellt: er macht darin auf Stileigentümlichkeiten und Stilbesonderheiten aufmerksam, zieht Vergleiche zu anderen Schöpfungen und führt in peinlicher Sorgfalt die zugehörige Literatur an. Die Photos sind vorbildlich reproduziert; beinahe jede Aufnahme ist ein kleines Kunstwerk. Die meisten Bilder stammen von Rudolf Lang; ihm gebührt anerkennender Dank. Wildhaber

Leopold Schmidt, Hinterglas. Zeugnisse einer alten Hauskunst. Salzburg, Residenz Verlag, 1972. 159 S. mit 48 Farbtafeln und 7 Hinterglasrissen.

Was den Reiz dieses neuen Bändchens über Hinterglasbilder ausmacht, sind unzweifelhaft die köstlichen Farbtafeln, die dem sich gut präsentierenden Werk in reicher Fülle und schönem Druck beigegeben sind. Es handelt sich wohl durchgehend um Abbildungen, die bisher in der Literatur nicht auftauchten. Die Auswahl der Bilder – die sich alle im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien befinden – ist mit grosser Sorgfalt und Überlegenheit getroffen. Es finden sich reichlich Beispiele für die verschiedenen Techniken und für religiöse und profane Motive. An motivisch besonders wirkungsvollen Bildern möchte ich erwähnen Beatus Henricus de Bolzano mit den bäuerlichen Arbeitsgeräten, Vierzehn Nothelfer um ein Mariahilfbild gruppiert, die Heiligen Rosina, Peregrinus und Valentin, Arme Seelen im Fegfeuer mit dem erlösenden Kruzifixus, zwei Genovevabilder; wohl aus Augsburg stammen die prachtvolle Maria Immaculata und das Dreigesichtbild; Schlesien dürften zugeschrieben werden die Vermählung Mariae, der Kreuzweg Christi und die hl. Barbara als Bergwerkspatronin. Zu den Bildern werden ein Beschreibungskatalog und ein Literaturverzeichnis beigegeben. Eine besondere Hervorhebung verdienen die Hinterglasrisse, die man in diesem guten Druck und in dieser Anzahl (es sind sieben) sonst nicht zu sehen bekommt. Der Text selbst geht vor allem auf die Hinterglasbilder aus Österreich, Böhmen, Bayern und Südwestdeutschland ein. Dazu kommt ein kurzer, etwas unmotivierter Anhang über Rumänien (vermutlich deswegen, weil es darüber ein gut fundiertes Buch in deutscher Sprache gibt). Dass es bedeutende Produktionen an Hinterglasbildern in den Vogesen, in Spanien, Sizilien und Slovenien gegeben hat, wird dagegen nicht erwähnt. (Die Slowakei ist kurz erwähnt). Wer sich wirklich gründlich über die europäischen Hinterglasbilder orientieren will, greife zum neuen Buch von Gislinde Ritz, Hinterglasmalerei, München 1972. Anzumerken wäre vielleicht noch, dass die bei Schmidt erwähnte Luzerner Hinterglasmalerei (in Sursee) der Stilkunst angehört und nicht der Volkskunst (deshalb stehen «hier sofort Personennamen und Daten über Malerpersönlichkeiten zur Verfügung», S. 27; es wäre verwunderlich, wenn dem nicht so wäre). Volkstümliche Hinterglasbilder hat es in der Schweiz nur im Toggenburg gegeben; die Luzerner Bilder dürfen eben nicht als «Hauskunst» neben Süddeutschland und Österreich gestellt werden (S. 22). Wildhaber

Hannes Sturzenegger, Volkstümlicher Wandschmuck in Zürcher Familien. Wesen und Funktion. Bern, Verlag Herbert Lang, 1970. 348 S., 47 Abb., mit englischer Zusammenfassung. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, 2.)

Diese verdienstvolle Zürcher Dissertation rückt ein Gebiet ins Zentrum der Betrachtung, das wohl von verschiedenen Autoren mit unterschiedlicher Bewertung erwähnt wurde, aber bisher nicht in dieser ausführlichen Art zusammenhängend und zusammenfassend dargestellt worden ist. Zudem wird von einem selbst erarbeiteten und nachkontrollierbaren Objektbestand aus hundert Familien der Stadt Zürich (aufgenommen in den Jahren 1965 und 1966) ausgegangen. Von

diesem sicheren Objektbestand aus werden vielfältige Betrachtungen vor allem zu individuellen Verhaltensweisen und deren möglichen Motivierungen angestellt. Zum «Wandschmuck» werden mit Recht ausser den bildlichen Darstellungen aller Art mit profanem oder religiösem Inhalt (z.B. Bilder, Spruchbilder, Photos, Plakate, Diplome) auch die entsprechenden aufgehängten oder aufgestellten Figuren und Objekte gezählt (z.B. Kreuze, Kerzen, Nippsachen, Reiseandenken, Trophäen).

Der zugrundeliegende Objektbestand ist bei persönlichen Besuchen aufgenommen worden. Mit den hundert Familien konnte der Autor alle Quartiere, alle sozialen Schichten, alle Altersklassen, alle Konfessionsgruppen erfassen. Mit besonderem Eifer wurde darauf Bedacht genommen, alle Räumlichkeiten der besuchten Wohnungen zu Gesicht zu bekommen und den Untersuchungsbestand genau mit Notizblock und zum Teil mit dem Photoapparat festzuhalten. Mitverwendet wurden für die Interpretation des Materials ebenfalls die zufälligen oder erfragten Aussagen der Bewohner, die sich auf den eigenen oder fremden Wandschmuck bezogen. Von zusätzlichem Interesse sind die Angaben über Produzenten und Händler von Wandschmuck. Die Hauptuntersuchung konnte ergänzt werden durch gezielte Beobachtungen und Fragen, denen der Autor richtigerweise nur subsidiären Wert zumisst: Umfragen in je einer ländlichen Gemeinde des Wallis, Graubünden, der Zürcher Landschaft, Sardinien und bei Gewerbeschülern und Primarschülern in Zürich.

Die Interpretationen erfolgen entlang einer vom Autor gewählten Einteilung des Objektbestandes in Wandschmuck mit religiösem, beruflichem, repräsentativem, familiärem Bezug, ferner nach den Kategorien Heimat/Ferne und Wunschbilder. Wandschmuck wird als ein nicht lebensnotwendiges Requisit der Umwelt vorgestellt, das ein sekundäres menschliches Bedürfnis befriedigt und als bedeutsame «Quelle für den Volkskundler» erachtet wird. Aus individuellen Verhältnissen werden geistige Hintergründe für das allgemeine Verhalten sichtbar; die geschmückte Wand eines Heimes wird zum Spiegel der Individualkultur, zum Ausdruck persönlichster Charakteristik; der rasche Wandel im Objektbestand der Wohnung ist Zeichen für den sich vollziehenden sozialen Wandel.

Eine zusammenfassende Darbietung der Ergebnisse vermag nur Bruchstücke der weitgefassten historischen und vor allem psychologischen Interpretation des Autors zu vermitteln. Es sei deshalb mehr auf die zugrundeliegenden Hauptlinien der Deutungen eingegangen. Das Hauptschema der Interpretation verläuft nach nicht immer originellen, mehr feuilletonistischen Meinungen, die ihrerseits oft als popularisierte Thesen aus der volkskundlichen Literatur zu erkennen sind: Früher war es anders als heute, ältere Menschen haben anderen Wandschmuck als jüngere, städtische Bewohner bevorzugen anderen Wandschmuck als Landbewohner, Katholiken haben anderen und zahlreicheren Wandschmuck als Reformierte, Anzahl und Qualität des Wandschmucks ist von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht abhängig. Korreliert müsste sich nach diesem Schema das Ergebnis auf folgende umklammernde Formel bringen lassen: Grundsätzlich unterscheidet sich der Wandschmuck nach Anzahl, Sujet und «Qualität» einer älteren, katholischen, bäuerlich-ländlichen Person niedrigen sozialen Standes vom Bestand einer jungen, reformierten, städtisch-akademischen Person oberer sozialer Schicht.

Grossen Wert legt der Verfasser auf die Interpretation des Wandels, wobei seine Sympathie auf der Seite jener zu stehen scheint, die «modern» sind, die wenige, «gute» Bilder ohne religiösen Bezug vorzeigen können. Nicht zu verkennen ist die immer wieder durchscheinende Meinung, es handle sich beim festgestellten Wandel um einen zwangsläufigen Prozess. Gesamthaft scheint vom katholischen Bereich ein gewisser exotischer Reiz ausgegangen zu sein, der sich im Umfang der Darstellung, der zitierten Literatur und der Interpretationsfreude

niedergeschlagen hat. Diese nicht ganz unbekannte Erscheinung lässt eine zusätzliche Untersuchung zum Thema Bild und Wandschmuck im reformierten Bereich als notwendig erscheinen. Das individuelle Verhältnis zwischen Objekt und Besitzer herrscht in den Beschreibungen vor. Dieser individuell aufgeladene Bezug entzieht aber die Objekte zumeist der sozialen Einordnung und Bedeutung. Nicht ersichtlich wird, ob sich die oft wertenden Aussagen des Autors (der moderne Mensch, die moderne Zeit, die einfachen Leute, die einfachen Menschen, die volksmässige Denkart, die Klasse der eigenständig Denkenden) als Ergebnisse der Untersuchung ausweisen oder ob mit Hilfe des Objektbestandes gängige Hypothesen oder gar Stereotypen verifiziert werden sollten. Theo Gantner

Elfriede Grabner, Die Bilderwand zu Rattersdorf. Zu einem ikonographischen Programm einer burgenländischen Wallfahrt. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, 1972. 52 S., 35 Abb. auf Taf. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 50; Kulturwissenschaften, 17).

Die Wallfahrtskirche Rattersdorf im Burgenland hat in einem Chor den Gnadenaltar mit einer Maria lactans und den Wänden entlang 34 quadratische Ölbilder aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die 14 Bilder der oberen Reihe widerspiegeln ein festes, theologisches Programm, das vom Orden der Augustiner-Eremiten bestimmt ist. Die untere Reihe, die ausserhalb dieses Programms steht, zeigt Christus, die Evangelisten, Apostel und vier Kirchenväter. Der Maler besass für seine Gemälde Vorlagen, meist Kupferstiche, die er damaligen Erbauungsbüchern entnahm. Die Heiligenattribute wurden bei späteren Restaurationen teilweise übermalt, so dass heute eine Bestimmung der Heiligen nicht mehr eindeutig möglich wäre, wenn es Elfriede Grabner nicht gelungen wäre, die Vorlagen des Malers ausfindig zu machen. Die meisten sind dem Erbauungsbuch des Augustiner-Eremiten Anselm Hörmonseder, Wien 1733, entnommen. Es ist Elfriede Grabners Verdienst, alle Heiligen dieses Augustiner Programms identifiziert zu haben; bei keinem Bild bleibt ein Zweifel. Die Verfasserin beschreibt der Reihe nach die einzelnen Gemälde, die Vita und Legenden der Heiligen und die Attribute; sie gibt – und das ist besonders verdienstlich und überzeugend – nicht nur die Bilder wider, sondern auch die zugehörigen Vorlagen (manchmal sind es sogar deren mehrere). Wildhaber

Ludvík Kunz, Naivní malba tři století [Zielscheiben mit Genrebildern aus drei Jahrhunderten]. Brno, Etnografický museum, 1972. 67 S., Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Publikace Etnografického ústavu Moravského Musea v Brně, 15. Malé tisky, 10.)

Vor uns liegt eine ansprechende Publikation des Ethnographischen Museums in Brno, die von seinem Direktor Ludvík Kunz herausgegeben wurde; sie ist erfreulicherweise mit einem guten deutschen Text versehen. Darin wird eine knappe Entwicklung des Schiesswesens geboten, mit den Bogenschützen beginnend und zu den Scharfschützen überleitend. Auch die alten Schiess-Stätten werden beschrieben. In ihnen wurde früher auf figurale Ziele geschossen. Diese wurden später abgelöst durch Plattenscheiben, zuerst runde, dann viereckige. Auf diesen Scheiben sind von volkstümlichen Malern eine Reihe von Genrebildern und komischen Szenen gemalt worden. Der Reiz des Heftchens besteht in der Wiedergabe einer grösseren Zahl derartiger Zielscheiben (farbig und schwarz-weiss). Ein kleines Ergänzungsheft dazu, das zum 20jährigen Bestehen des Brünner Orchesters 1972 herauskam, zeigt Abbildungen von Musikinstrumenten auf Schiess-Scheiben. Wildhaber

Wolfgang Steinitz, «Les cris de Paris» und die Kaufrufdarstellung in der Druckgraphik bis 1800. Salzburg, Verlag Galerie Welz, 1971. 180 S., 16 Taf.

Es ist das unbestrittene Verdienst von Steinitz, uns mit den frühen Fassungen der Kaufruf- oder Ausrufbilder bis 1800 bekannt gemacht zu haben. Er trägt die erstaunliche Zahl von 39 Namen und Serien zusammen, vor allem aus Frankreich, Italien und Deutschland. (Unter «deutsch» sind auch der Schweizer Herrliberger und der Wiener Johann Christian Brand verstanden.) Die einzelnen Stecher, Maler und auch die Serien werden von ihm sorgfältig analysiert; er tut dies allerdings als Kunsthistoriker, d.h. er fragt nach dem «Wie» und «Von wem»; den Volkskundler interessiert mehr das «Was», «Warum» und «Für wen». Darauf erhalten wir keine Antwort, was wir aber dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen dürfen. Er beginnt mit den um 1500 entstandenen «cris de Paris»; man sieht, die Kaufrufbilder können auf eine recht beträchtliche Tradition blicken. Er hört auf mit der Wende zum 19. Jahrhundert, denn mit der damals einsetzenden Lithographie «erreichte die Reproduktionstechnik eine grundsätzlich neue Stufe» (die natürlich den Volkskundler mindestens so interessieren würde). – Schade, dass im Literaturverzeichnis recht viele Fehler bei den französischen Titeln vorkommen. Bei Herrliberger hätte der Neudruck Zürich 1968 erwähnt werden dürfen und bei Wheatley derjenige von London 1962. Wildhaber

Textilkunst

Alfred Bühler, Ikat, Batik, Plangi. Reservemusterungen auf Garn und Stoff aus Vorderasien, Zentralasien, Südosteuropa und Nordafrika. Basel, Pharos-Verlag Hansrudolf Schwabe AG, 1972. 3 Bde. 347 S., 59 Fig., 506 Abb., Tab., Karten (88 S.).

Bereits in seinen «Materialien zur Kenntnis der Ikattechnik» (1943) kündigte Alfred Bühler einen zweiten Teil an, in welchem er die Verbreitung der Ikattechnik und die historischen Beziehungen zwischen den einzelnen Zentren untersuchen wollte. Inzwischen sind dreissig Jahre intensiver Forschungsarbeit verflossen, deren Früchte nun vor uns liegen. Beschränkte sich der Verfasser damals auf eine minutiöse Darstellung der handwerklichen Verfahren dieser Reservemusterungstechnik auf Garn und die sich daraus ergebenden kulturhistorischen Aspekte, so umreißt er jetzt das Thema viel weiter. Neben Ikat werden auch Reservetechniken auf Stoff miteinbezogen, denn die Frage nach der Herkunft und den Zusammenhängen kann nicht für ein einzelnes Reserveverfahren, sondern muss gesamthaft gestellt werden. Geographisch hat sich das Untersuchungsfeld nach Westen verschoben, sind doch diesmal die nur wenig beachteten und kaum gesammelten Formen Vorder- und Zentralasiens Zentrum dieser umfassenden Darstellung. Ausgehend vom Objekt, von detaillierter Beschreibung und Analyse der Erzeugnisse und handwerklichen Verfahren und unter Miteinbeziehung archäologischer und schriftlicher Quellen vermag es der Autor, dem Leser – sei er nun Ethnologe, Historiker, Textilfachmann oder Sammler und Liebhaber – ein klar fassliches Bild der Formen, der Verbreitung und der historischen Hintergründe in diesem riesigen Raum mit seiner wechselvollen, wirren Geschichte verschiedenster Völker und Kulturströmungen zu vermitteln. Für den Sammler und Textilhistoriker ist die Publikation – insbesondere auch ihres reichen Bildmaterials wegen – eine Hilfe im Bestimmen und Dokumentieren von reservemusterten Textilien, die bis heute kaum bearbeitet waren. Jeder Stoff wird dank ihr zu einem lebendigen Zeugnis für die handwerkliche und formale Vielfalt in jenem Raum, aus dem unsere westliche Kultur herausgewachsen ist, und dem wir die wesentlichen Kenntnisse auf textilem Gebiet verdanken. Das Werk ist entstanden aus der fundamentalen Erkenntnis – hier ist der Autor seit Jahrzehnten Pionier –, dass genaue Untersuchungen ergologisch-technologischer Aspekte zu grundlegenden kulturhistorischen Erkenntnissen führen können, eine Möglichkeit, die von Fachleuten

– sie sind meist kunsthistorisch orientiert – noch kaum genutzt wurde. Alfred Bühler beschränkt sich aber nicht auf diese Methoden, sondern bezieht auch historische, motiv- und stilgeschichtliche Analysen mit ein, dies jedoch mit grösster Vorsicht und Kritik und häufig ohne direkte positive Ergebnisse.

Ikatverfahren bilden den zentralen Ausgangspunkt. Die noch nie gesamthaft bearbeiteten Gewebe jemenitischer Herkunft aus Ägypten belegen, dass Kettikat wahrscheinlich bereits in vorislamischer Zeit in Südarabien hergestellt wurde. Den neueren Ikatformen aus Arabien, Vorder- und Zentralasien, Südosteuropa und Nordafrika ist der zweite Teil gewidmet. Aus unübersehbarer Fülle und Formenreichtum kristallisieren sich drei Häufungsgebiete mit charakteristischen Sonderformen heraus: im Westen Vorderasien und Südarabien, im Osten Westturkestan, Sinkiang usw., dazwischen Persien, wo sich Einflüsse aus Osten und Westen vermischen.

Anschliessend werden die verschiedenen archäologisch belegten und neueren Reservemusterungen auf Stoff untersucht. Sie entstehen durch Abdecken einzelner Musterpartien mit festen Reserven (Abbinden, Falten, Nähen, Verwendung von Schablonen oder Pressschablonen) oder mit pastenförmigen sowie flüssigen Materialien (Batik und ähnliche Verfahren). Eine Sonderstellung nehmen Negativ- und Beizenreserven ein. Auf Grund von archäologischem Material – leider haben sich nur in Trockengebieten solche Stoffe erhalten, deren Datierung sich zudem teilweise als schwierig erweist –, bruchstückhaften Informationen aus schriftlichen Quellen und Hinweisen aus der darstellenden Kunst charakterisiert der Autor die Verfahren in vier wichtigen Kulturräumen, die in wechselhafter Beziehung zueinander stehen: Im westlichen Gebiet Ägypten und Vorderasien mit spätantiken Batik- und Schablonenarbeiten auf Leinen (5.–6. Jh.), die sich möglicherweise als autochthon, eher aber als angeregt aus Transkaukasien erweisen, mit jüngeren, importierten Belegen vor allem für kombinierte Batik/Beizenreserve-Techniken auf Baumwolle (seit dem 12. Jh.), die aus Transkaukasien oder letztlich Indien übernommen wurden. Im Osten ist China (Funde aus Zentralasien und Japan), im Süden Indien wichtiges Ausstrahlungszentrum. Turkestan ist archäologisch am besten belegt: dort trafen Strömungen von Osten, Westen und Süden zusammen und wurden gleichermassen in alle Richtungen vermittelt. Dem entspricht im grossen ganzen auch das Verbreitungsbild der neueren Formen, wobei sich allerdings einige Zentren verschieben und archäologisch nicht belegte Gebiete, wie Transkaukasien oder Nordafrika, als bedeutsame Häufungsgebiete mit charakteristischen Formen hervortreten.

So ergibt sich denn zusammenfassend über Herkunft und Ausbreitung der Reserveverfahren folgendes Bild: Für fast alle Methoden erweist sich der von nichtchinesischen Völkern bewohnte süd- und südwestchinesische Raum als eigentliche Wurzelzone. Noch heute sind dort Verfahren in ursprünglichen Formen bekannt, und von dort haben sie die Chinesen, wohl erst nach der Han-Zeit (Ende 220 n. Chr.), übernommen, weiterentwickelt, um die Pressschablonen-Technik erweitert und nach Japan, Zentralasien und Indien vermittelt. Zu wichtigen Ausstrahlungszentren wurden Turkestan und Indien. Nur die Technik der Beizenreservierung und möglicherweise deren Kombination mit Batik dürften als eigentlich indische Erfindungen angesehen werden.

Zu diesen Schlüssen, die der Autor als hypothetisch bezeichnet und die durch weitere Untersuchungen im hinterindisch-südchinesischen und im indischen Raum zu stützen sind, führen neben dem vorgelegten Material auch Überlegungen theoretischer Natur, die insbesondere durch die Theorien von Leroi-Gourhan angeregt wurden. Danach gehen alle Reserveverfahren in ihren einfachsten Formen auf eine Grundidee, eine Tendenz zurück, nämlich auf das Prinzip, Musterungen mit Hilfe von Abdeckungen zu erhalten. Entscheidend für eine historische Auswertung sind individuelle Züge der einzelnen Techniken, die nicht durch dieses Grundprinzip

determiniert sind. Dies trifft nur bei Negativ-, Beizen- und Pressschablonenmusterung zu, die mit der Verwendung von Baumwolle, mit der Türkischrotfärberei bzw. mit hochentwickelten Druckverfahren zusammenhängen. Gleiches gilt möglicherweise für die Ikatetechnik, die mit der Entwicklung der Weberei in engem Zusammenhang gesehen werden muss.

Das riesige Material – es befindet sich zum grossen Teil im Museum für Völkerkunde Basel und wurde vom Autor selber in jahrelanger Sammlertätigkeit zusammengetragen – und die komplizierten historischen Ausführungen sind ausserordentlich klar gegliedert. Dank der geschickten Aufteilung in drei Bände ist es dem Leser möglich, den Text parallel mit dem reichen Bildmaterial und mit Karten, Tabellen, Anmerkungen und dem umfangreichen Schrifttum durchzugehen. Nicht zuletzt sei auf die prachtvolle Ausstattung hingewiesen, die das Werk, abgesehen von seinem wissenschaftlichen Wert, auch zu einer bibliophilen Kostbarkeit gemacht hat, die denn auch mit Recht in die Reihe der 40 schönsten Schweizer Bücher von 1972 gewählt wurde.

M. L. Nabholz-Kartaschoff

Kurze Hinweise

Leopold Schmidt, Melkschemel und Hüttenstuhl. Zur Geschichte des einbeinigen Arbeitssitzes. *Der Schlern* 46 (1973) 11–18, 4 Abb. – Die Bildbelege für den einbeinigen Hüttenstuhl der Steinmetze sind eindeutig ziemlich viel älter als diejenigen für den Melkstuhl. Diese Tatsache gibt zu denken. Leopold Schmidt untersucht sie mit überlegener Sachkenntnis. Wir verweisen mit Vergnügen auf diesen gescheiten Aufsatz, in dem zum erstenmal die problematischen Züge der als besonders alt geltenden Hirtenkultur angedeutet werden; auch sie sind nicht statisch, sondern müssen einmal in Bewegung gebracht worden sein.

Klaus Beitzl, Grosstädtsche Trachtenvereine des 19. und 20. Jahrhunderts. Möglichkeiten musealer Dokumentation. *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert* (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1973) 174–183, 4 Bildtaf. – Der Verfasser beschert uns in seinen tadellosen Ausführungen mit einem wertvollen Beitrag zum Thema des grosstädtschen Vereinswesens. Es geht um die österreichischen «Gebirgstrachtenerhaltungs-Vereine». Im österreichischen Museum für Volkskunde finden sich heute bereits fünf Inventare und Archive derartiger Vereine, so dass das Museum zu gewichtigen Aussagen wirklich berechtigt ist.

Hannjost Lixfeld, Die Guntramsage (AT 1645 A). Volkserzählungen vom Alter Ego in Tiergestalt und ihre schamanistische Herkunft. *Fabula* 13 (1972) 60–107. – In einer geographisch und historisch weit fassenden, vorzüglich gegliederten Untersuchung geht Lixfeld dem Ursprung und den zugrunde liegenden Glaubensvorstellungen der Guntramsage nach. Er unterscheidet verschiedene Fassungen der literarischen und mündlichen Überlieferung: Schatz-, Tierschädel-, Durst-, Wassernot-, Bade- und Spinnstubenredaktion. In Mitteleuropa wird der zweite Leib im wesentlichen durch Vierfüssler dargestellt (vor allem durch die Maus); von Osteuropa bis Japan treten immer ausschliesslicher Insekten und geflügelte Tierchen an ihre Stelle. Die Guntramsage ist die formal abgeschlossenste und bekannteste Erzählung aus dem Kreis der Alter Ego-Sagen, aber sie muss einen latent tradierten Glauben an den Zweiten Leib voraussetzen. Den Ursprung dieses Glaubens erkennt Lixfeld in schamanistischen Denkvorstellungen und schamanistischen Praktiken.

Ronald Grambo, Ritual crying in folk tradition. *Anthropos* 66 (1971) 938–945. – Der Verfasser stellt die verschiedenen Arten und die verschiedenen Anlässe für

das rituelle Weinen (und der Äusserungen der Trauer) zusammen und versucht ihre ehemalige Bedeutung zu erfassen. Es kommt vor als Totenklage (wobei die Warnlegende vom Tränenkrüglein ein Gegengewicht darstellt), bei der Bärenjagd und bei Hochzeiten. In Legenden bringt es das tote, weinende Kind zustande, dass Sünder aus der Hölle befreit und in den Himmel geholt werden.

Jacques Hainard, *Le moulin de Vaulion* (Canton de Vaud). Basel, Imprimerie G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1971. 32 p., 29 fig. (Société suisse des traditions populaires. Section Film. Vieux Métiers, 29). – Wie bei allen diesen von Paul Hugger herausgegebenen und betreuten Begleitheften zu volkskundlichen Filmen wird nicht nur ein Arbeitsvorgang höchst instruktiv in Wort und Bild beschrieben, sondern das Sympathische daran ist, dass wir auch vom Menschen, der das Handwerk ausübt, etwas erfahren: von seinem Werdegang, von seiner Stellung in der Gemeinde und seinen Beziehungen zu den Nachbarn, von den Nöten und Freuden seines Berufes, von seiner eigenen Einstellung zu seinem Beruf und von den Gründen, die ihn zur Aufgabe seines Berufes geführt oder gezwungen haben. Im vorliegenden Heft schildert das J. Hainard von der Müllerfamilie Devey in einem Waadtländer Dorf.

Paul Hugger, *La fromagerie d'alpage dans le Jura vaudois*. Bâle, Imprimerie G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1971. 66 p., 22 fig. (Société suisse des traditions populaires. Section Film. Série: Vieux Métiers, 26a). – Es handelt sich bei diesem Heft um die Übersetzung ins Französische von Paul Hugger, *Die Alpkäserei im Waadtländer Jura*. Wir haben das Heft angezeigt in *Schweizer Volkskunde*, *Korrespondenzblatt* 61:2 (1971) 32.

Ombretta Berta; Paul Hugger, *Les sangles à vacherin* (Vallée de Joux). Bâle, Imprimerie G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1971. 18 p., 10 fig. (Société suisse des traditions populaires. Section Film. Vieux Métiers, 28). – Dieses Heft bildet eine gute Ergänzung zur Nummer 27, in der Ombretta Berta von der Herstellung der Spanschachteln für die Vacherin-Käse berichtet hatte. Hier geht es um etwas ähnliches: um eine Sorte der Vacherin-Käse werden nur Streifen der inneren Rinde von Rot-Tannen gelegt, die dann dem Käse einen würzigen Waldgeschmack verleihen. Die Herstellung solcher Rindenstreifen wird hier sehr anschaulich geschildert. Es handelt sich um eine «occupation secondaire», die einzelne Holzfäller noch nebenbei ausüben.

Lutz Röhrich, *Johann Peter Hebels Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur*. Lörrach, Hebelbund, o. J. (1972). 38 S. (Schriftenreihe des Hebelbundes, 21). – Die Erfassung und das Studium der Kalendergeschichten ist in den letzten Jahren zu einem ernsthaften Anliegen der Volkskunde geworden; um so mehr wird man Röhrichs Hebelrede mit Gewinn lesen, denn Hebels Kalendergeschichten sind berühmt; sie sind meist in der Zeit von 1805 bis 1815 geschrieben worden. Die meisten ihrer Quellen sind literarisch, und es ist nun höchst interessant zu verfolgen, wie Hebel sie umformte und volkstümlich machte. In dieser Umformung liegt Hebels Stärke und seine dichterische Leistung. Es ist sehr schön, wie Röhrich die verschiedenartige Einstellung Hebels zu den einzelnen Erzählgattungen schildert. Fabel und Legende sind nicht vertreten; für sie hatte der Aufklärer und Protestant Hebel keine Verwendung und kein Verständnis. Wohl aber hatte er Verwendung für Sagen («Hebels Gespensterstücke» werden, nach Röhrich, «geradezu zu aufklärerischen Anti-Sagen»), gelegentlich auch für Märchen, ausgeprägt aber für historische Anekdoten, Sprichwortgeschichten («Hebel ist auch ein grosser Meister der Sprichwörtervariation und Sprichwörterverfremdung») und Schwänke.

Österreichisches Freilichtmuseum. [Protokoll der] Jahreshauptversammlung 1972. Österreichisches Freilichtmuseum, A-8114 Stübing, 1972. 54 S. Maschinschrift, Abb. – Herbert Pöttler, der Direktor des Österreichischen Freilichtmuseums, legt in gewohnter Weise den Bericht über seine initiative und eindruckliche Arbeit aus dem Rechnungsjahr 1971/72 vor. Fünf neue Objekte – die wiederum in schönen Zeichnungen vorgeführt worden – sind dazugekommen, so dass nunmehr 43 Bauten unter Dach gebracht sind. Weitere neun sind bereits eingelagert; dazu bestehen Pläne für notwendige Ergänzungen.

Insita. Bulletin de l'art insitic. Bulletin of insite art. Bratislava, Slovak National Gallery, 1972. Bd. 4: 129 S. und Abb.; Bd. 5: 191 S. und Abb. Texte in tschechisch, russisch, französisch und englisch. – Štefan Tkáč hat sich um die Probleme der Laienmalerei durch seine Ausstellungen, verbunden mit Diskussionen, und durch die Herausgabe der sorgfältig redigierten Hefte «Insita» in höchst anerkennenswerter Weise verdient gemacht. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten die Antworten auf eine Umfrage über den Wert der Laienmalerei, die an eine Reihe von Schriftstellern und Künstlern in europäischen und aussereuropäischen Ländern ausgeschickt wurde. Jedem Heft ist eine Anzahl von (teils bekannten, teils völlig unbekannten) Abbildungen in Schwarzweiss und in Farben beigegeben, die zusammen einen einmaligen Einblick in die Laienmalerei der Welt ermöglichen.

Hans Hochenegg, Barocke Wallfahrtslieder aus Tirol. *Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum* (Innsbruck) 52 (1972) 181–203. – Der Verfasser vereinigt hier eine sehr ansprechende kleine Sammlung barocker, religiöser Lieder, die er zur Hauptsache Predigt- und Wallfahrtsbüchern entnommen hat. Teilweise handelt es sich um anonyme Dichtungen, teilweise sind es aber auch mit Namen genannte volkstümliche Liederdichter. Hochenegg teilt sie in drei Gruppen ein: Gotteslob, Marienminne und Heiligenverehrung. Der Tiroler Marienverehrung entsprechend, befassen sich viele Gedichte mit der Gottesmutter und marianischen Gnadenbildern. Bei den Heiligen finden wir Josef, Antonius von Padua, Franz Xaver, Florian, Notburga und den seligen Andreas von Rinn.

Václav Frolec, Das Rebmesser in den tschechischen Ländern. *Origine et débuts des Slaves, VII* (Prag, Academia, 1972) 243–273, 16 Abb. – Der Verfasser, dem wir bereits eine ganze Reihe schöner und sorgfältiger Untersuchungen verdanken, legt hier eine neue, hervorragend fundierte Sachstudie vor. Es handelt sich um das Rebmesser, zu dessen intensivem Studium er nicht nur die rezenten ethnographischen Belege heranzieht, sondern er ergänzt sie durch solche aus der Archäologie, der Geschichte und der Sprachwissenschaft. Auf diese Weise können nicht nur wertvolle Ergebnisse für die geographische Verbreitung gewonnen werden, sondern die Morphologie, Typologie und Funktion des Gerätes kann auch in kulturgeschichtliche Tiefen verfolgt werden; es ergeben sich ferner interessante interethnische Beziehungen in der Entwicklung der Werkzeuge. Für die beigegebenen Zeichnungen der beiden Grundtypen mit ihren vielfachen Varianten wird man besonders dankbar sein.

Peter C. Welsh, Henry R. Robinson: Printmaker to the Whig Party. *New York History*, January 1972, 25–53, 18 fig. – Die politische Druckgraphik findet im allgemeinen weniger systematische Behandlung, trotzdem sie weitgehend auf volkstümlichen Motiven aufbaut und den Anspruch auf Volkstümlichkeit erhebt. (Immerhin verweisen wir als Beispiele auf H. Wäscher, Das deutsche illustrierte Flugblatt, Dresden 1955; J.-P. Seguin, Nouvelles à sensation, Canards du XIXe siècle, Paris 1959; J. Scheible, Die Fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahr-

hunderts; Nachdruck Hildesheim 1972.) Um so dankbarer dürfen wir sein, dass uns Peter Welsh in seinem glänzend geschriebenen und gut bebilderten Aufsatz mit dem New Yorker Lithographen Henry Robinson bekannt macht, der etwa in der Zeit von 1831–1850 arbeitete, zu einer Zeit also, wo die Druckgraphik das gegebene Massenmedium war. Er bezeichnete sich auf seiner Firmenkarte als «Lithographer, Publisher and Caricaturist». Abgesehen von den Karikaturen im Kampf um die politische Macht hatte Robinson auch gelegentlich Drucke geschaffen, die einen interessanten Beitrag zu rassistischen Stereotypen bilden; vor allem sind es Irländer, Deutsche und Neger, die er mit ihren Fehlern darzustellen versucht.

Karl Haiding, Zur Hausforschung im Bezirk Liezen. *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* (Graz) 63 (1972) 185–199, 6 Abb. – In seiner behutsamen Art gibt Haiding einen schönen Überblick über den Stand der Forschung in einem steirischen Gebiet. Er fügt dazu eigene Aufzeichnungen bei, die sich auf das Rauchstubenhaus, das «Guckerl» (kleine Lichtöffnungen), das Pfettendach, Dachstuhl-Umbauten und Dachstuhl und Winddruck beziehen. Besonders nützlich scheinen mir die Angaben zum «Guckerl» zu sein.

D. S. Loukatos, *Νεοελληνικοὶ Παροιμίουνοι* (Proverbia e fabulis sive fabellae proverbiales). Athen, 1972. XLVIII, 183 S. – Zu unserem Bedauern können wir auf diese reiche Sammlung von neugriechischen Sprichwortfabeln nur hinweisen, da keine erläuternden Angaben in einer westlichen Sprache beigelegt sind. Wir bedauern dies um so mehr, als Loukatos für eine vorzügliche wissenschaftliche Ausgabe jede Gewähr bieten würde. Es handelt sich um eine Zusammenstellung von 530 Nummern, die durch Register aufgeschlüsselt wird.

Gustav Ränk, Das ältestnische Dorf. *Acta Baltica* (Stockholm) 1971, 147–176, 6 Karten. – Die vorliegende Studie will eine kurze Übersicht über die Siedlungsformen der estnischen ländlichen Bevölkerung bieten, so wie diese sich seit dem Mittelalter gestaltet und bis zur Mitte des vorigen oder bis zum Anfang dieses Jahrhunderts erhalten hatten, als sich das Siedlungsbild infolge der Flurbereinigung allmählich zu ändern begann. Vor allem wird die Siedlungsforschung vom ethnographischen Standpunkt aus behandelt; ausgehend von Forschungen von Erixon, sucht Ränk die Fragen des Dorfes als eines kollektiven Wirtschaftsbetriebes, des schwierigen Problems des Bodenbesitzes – Sonder- oder Gemeineigentum, Dorfflur – zu klären. Wenn er das auch im wesentlichen für das estnische Dorf tut, haben seine Ausführungen doch im erweiterten Sinne Bedeutung und mögen Anlass dazu geben, die Fragen der Siedlung, der Dorfformen und der Dorffentstehung kritisch zu überdenken.

Klaus Beitzl, Ein volkscundlicher Dokumentationsversuch in Vorarlberg aus dem Jahre 1919. Materialien zur Kenntnis der gegenständlichen Volkskultur. Aus dem Nachlass von *Arthur Haberlandt* und *Josef Weninger* bearbeitet. *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1968/69* (Bregenz 1972) 109–187, 28 Abb. – Klaus Beitzl berichtet hier über eine verhältnismässig umfangreiche Dokumentation der Volkskunst in Vorarlberg, die vor einigen Jahren in den Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien gelangt war. Sie stellt den volkscundlichen Anteil der kunsttopographischen Aufnahmen dar, die 1919 durchgeführt wurden und seither mehr oder weniger in Vergessenheit geraten waren. Arthur Haberlandt und Josef Weninger hatten damals öffentliche und private Volkskundesammlungen in Vorarlberg und auch Bestandesaufnahmen im Gelände aufgenommen. Beitzl gibt im einzelnen ganz ausgezeichnete Angaben über diese photographischen Aufnahmen; er schlüsselt sie zum praktischen Ge-

brauch noch durch Register über Sachen, Orte, Personen und datierte Gegenstände auf. Dass diese Angaben nicht nur für Österreich wertvoll sind, sondern darüber hinaus für die Schweiz und die alpenländische Kultur überhaupt, versteht sich von selbst.

Felix Karlinger, Versuch einer Bestimmung von Gattung und Funktion der rumänischen «Cărțile populare». *Symposion des Wissenschaftlichen Beirates der Südosteuropa-Gesellschaft am 25./26. Juni 1971 in München* (München, Südosteuropa-Gesellschaft, 1972) 175–179. (Südosteuropa-Studien, 19). – Karlinger berichtet hier von einem bedeutsamen Arbeitsvorhaben, das nur durch gesamteuropäische Vergleiche gelöst werden kann. Es geht um die rumänischen «cărțile populare», einer Art von Volksbuch, die sich aber eben doch wieder in Funktion und Form vom Volksbuch unterscheiden. Sie stehen am nächsten etwa dem portugiesischen «conto tradicional»; auch weisen sie Verwandtschaft auf mit der Gattung, die Max Lüthi als «Buchmärchen» umschreibt. Man erkennt schon aus diesen Andeutungen, dass das Vorhaben einen wesentlichen Beitrag zur volkstümlichen Literatur – unter anderem auch der Kalendergeschichten – bringen wird.

Václav Frolec, Společenská funkce jizby lidového domu na Moravě [Die gesellschaftliche Funktion der Stube des volkstümlichen Hauses in Mähren]. *Národopisné aktuality* 9: 2 (1972) 85–98. Deutsche Zusammenfassung. – Im wesentlichen untersucht der Autor die Stellung der heiligen Hinterecke, deren gesellschaftliche und Kulturfunktion (Kreuz und Heiligenbilder bei Katholiken, Bibel und Abbildungen vom letzten Abendmahl und von Luther bei Protestanten) sich in Mähren etwa vom 13.–15. Jahrhundert herausbildet; man muss diesen Prozess aus den verschiedenen Beziehungen zwischen Feuerstätte, Ofen und Tisch erklären.

Zmaga Kumer, Schriftzeugnisse und Bildquellen von Instrumentalensembles in Slowenien. *Studia instrumentorum musicae popularis II* (Stockholm, Musikhistoriska museet, 1972) 165–172, 2 Abb. (Musikhistoriska museets skrifter, 4). – Auf dem Gebiet der Instrumentenforschung in Slovenien hat es sich gezeigt, dass die mündliche Befragung keine verwertbaren Resultate mehr ergab; man musste also versuchen, aus Werken der bildenden Kunst und der Volkskunst zu Ergebnissen zu gelangen, wobei man allerdings immer mit der gebotenen Kritik vorgehen muss. Zmaga Kumer weist als Quellen auf: die mittelalterlichen Fresken ländlicher Kirchen, Reiseberichte, topographische Beschreibungen, vor allem aber die Bienenstockbrettchen (musizierende Tiere, Hiob auf dem Misthaufen mit Musikanten als Tröster, Hochzeitsmusik), endlich Ausgaben in Volksliedern. Heute sind die Funktionen der Instrumentalensembles von der Ziehharmonika übernommen.

B. Wander, Bibliografie Historisch Boerderij-onderzoek. Uitgegeven door de Stichting Historisch Boerderij-onderzoek te Arnhem. Arnhem, 1971. IV, 76 p. – Jedem Hausforscher wird hier eine ausserordentlich nützliche Bibliographie über Bauernhaus und Bauernhof geboten, die 705 Nummern umfasst und bis zum Jahre 1970 reicht. Einigermassen Vollständigkeit – soweit sich dies überhaupt ausführen lässt – wird nur für das Jahrzehnt von 1960–70 erstrebt. Ein allgemeiner Teil enthält Werke nicht nur aus den Niederlanden, sondern auch aus anderen Ländern von Europa (vor allem Nord- und Zentraleuropa). Ein zweiter Teil behandelt eingehend die verschiedenen Gebiete der Niederlande. Den Beschluss bilden eine Liste der Zeitschriften (mit ihren Sigeln), ein Personen- und ein Sachregister.

Insita. Bulletin of Insite Art. Published by the Publishing House Obzor for the Slovak National Gallery, Bratislava. Nr. 3, 1972. 164 p., 64 p. ill. (partly coloured). – Es handelt sich um ein Jahrbuch, das sich mit naiver oder Laienmalerei beschäftigt; die Herausgeber ziehen die völlig neutrale Bezeichnung «insite Kunst» vor. Es finden sich gelegentlich Aufsätze, die wesentliche Probleme im Grenzgebiet zwischen der Volkskunst und der Laienmalerei berühren. Im vorliegenden Jahrbuch ist vor allem auf einen Aufsatz von Natalia Škarovskaja hinzuweisen, der unter dem Titel «Die Meister des naiven Realismus» auch auf die russischen «Luboks» eingeht (Holzschnitte aus dem 17./18. Jahrhundert und Kupferstiche des 18. Jahrhunderts). – Die Aufsätze der Zeitschrift sind in vier Sprachen gedruckt: tschechisch, russisch, französisch, englisch. Dazu kommt jeweils eine grosszügige Zusammenstellung von Abbildungen.

Béla Gunda, Keilfalle in den Karpaten und auf der Balkan-Halbinsel. *Et multum et multa. Beiträge zur Literatur, Geschichte und Kultur der Jagd. Festgabe für Kurt Lindner* (Berlin, Walter de Gruyter, 1971) 89–100, 14 Abb. – Auf ungarischem Volksgebiet (im heutigen Rumänien) kommen zwei eigenartige Typen von Keilfallen für Fuchs und Iltis vor, die Béla Gunda eingehend beschreibt. Er erörtert auch ihre weitere Verbreitung bei anderen Völkern Karpaten-Europas und des Balkans und führt Belege an für die Slovaken, Huzulen, Rumänen, Bulgaren, Serben und Kroaten. Es dürfte sich um ein sehr altes Wildfanggerät handeln, das heute nur noch vereinzelt in den Dörfern anzutreffen ist. Es wird gewöhnlich nur von wenigen geschickten Bauern hergestellt, die es dann bei Bedarf ausleihen.

Proverbium. Bulletin d'information sur les recherches parémiologiques. Helsinki, Société de Littérature finnoise. Heft 16, 1971. – Das Heft bringt einige lesenswerte Sprichwortbeiträge; wir erwähnen: *Archer Taylor*, «Leave no stone unturned», der mit überlegener Kenntnis dieser bereits in der Antike belegten Redensart in einer Menge europäischer Wörterbücher nachgeht; *Maurits de Meyer*, «De Blauwe Huyck», der vier Imagerieblätter von 1577 mit Zeichnungen zu Sprichwörtern wiedergibt und interpretiert; *Iver Kjær*, «Wellerisms in earlier Danish tradition», der neun unbekannte dänische Sagsprichwörter publiziert; *Hiroko Ikeda*, «Problems in compiling a dictionary of Japanese proverbs», die in interessanter Weise die Schwierigkeiten diskutiert, die sich bei der Kompilation und Klassifizierung von japanischen Sprichwörtern ergeben.

Dagmar Klímová-Rychnová, Quelques réflexions sur les motifs démonologiques en Europe et leurs sources en Proche-Orient ancien. *Anatolica. Annuaire international pour les civilisations de l'Asie antérieure*, no. 3, 1969/70, 119–138. – Die Arbeit ist deswegen bedeutsam, weil die Verfasserin die Vorstellungen über Schlangen, Drachen und die Hydra mit mehreren Köpfen in einer gewissen Systematik sichtet und sie ordnet; sie bringt sie auch in Zusammenhang mit Auffassungen des alten Orients, wobei sie sich keineswegs zu voreiligen Schlüssen verleiten lässt, sondern sich der Problematik des Nachweises der Kontinuität und der Beeinflussung durchaus bewusst ist. Sie weist aber sehr interessante Vorstellungen über Schlangen nach, wie sie sich vor allem auf mesopotamischen Siegelzylindern und Grenzsteinen finden, deren Symbolik die Unverletzlichkeit der Grenzen gewährleisten sollten. Man wird ihr dankbar sein für diese wertvollen Hinweise auf Vergleichsbezüge zu Kulturen des alten Orients.

Louis Page, Vieil or. Coutumier et légendaire romontois. Romont (ct. Fribourg), Editions La Colline, 1971. 20 p., fig. – In dieser kleinen Broschüre schildert der Verfasser einige Kapitel aus dem Brauchtum von Romont: Palmsonntag, Karfreitagsprozession, Ostersonntagsmesse, Rätschen, Eiertütschen, Nikolaus, Tanz-

gruppe. Einige wenige Sagen sind leider so hoffnungslos literarisch verschönert, wie sie nur noch in einem altmodischen Schulbuch möglich wären.

Karl Haiding, Lügengeschichten von obersteirischen Bauernhöfen. *Blätter für Heimatkunde* (Graz) 1971:4, 1–10. – Haiding gibt eine Übersicht über die hauptsächlichsten Formen der obersteirischen Lügengeschichten, Münchhausiaden, *tall tales* oder wie man sie nennen will. Nach Motiven unterscheidet er: grosse Bauwerke, die grosse Herde, grosse Felder und Wiesen, grosse Tiere, Gefässe und Speisen von seltener Grösse. Er vergleicht diese Motive der Lügengeschichten mit verwandten Zügen in Märchen und Sagen.

Antal Juhász, Das Leben im Bauernhaus von Tápé. I. *Móra Ferenc Múzeum Évkönyve* 1970:1, 159–188, Abb. – In dieser schönen Studie stellt der Verfasser nicht das Haus und die Möbel als von ihrer eigentlichen Funktion losgelöste Objekte dar, sondern es geht ihm um das Wohnen; er will untersuchen, wie der Bauer sich mit seiner «Haus-Umwelt» abfindet, wo er sein Mobiliar hat und wie er es benutzt. Die Bedeutung der einzelnen Räume für das Familienleben und für die Arbeit (es handelt sich um ein Mattenflechterdorf, wobei das Flechten von den Frauen besorgt wird) soll gezeigt werden; der Verfasser geht vom häufigsten Wohnhaustyp mit freiem Rauchfang aus; er hat gewöhnlich vier Räume; Zimmer, Küche, Speisekammer und Vorraum. Dazu kann noch eine Kleinküche angeschlossen werden. Die Ausstattung dieser Räume und ihre Funktion wird genau beschrieben; es wird auch geschildert, wo im Sommer und im Winter geschlafen, gekocht und gearbeitet wird. Es finden sich ferner Angaben zur Sitzordnung beim Essen.

Leopold Kretzenbacher, Modekette und Zauberschmuck. Zu einem slawischen Lehnwort im Steirisch-Bairischen. *Serta slavica in memoriam Aloisii Schmans* (München, Dr. Rudolf Trofenik, 1971) 402–407. – Der modische Kettenschmuck, wie er bei den jungen Leuten heute so beliebt ist, heisst in der Untersteiermark «Tschâtsch-Kett'n». Dieser Ausdruck gibt Kretzenbacher Gelegenheit zu einer kleinen, ausgezeichnet fundierten wortkundlichen Betrachtung, die voller volksreligiöser Beziehungen ist. Denn das Wort «Tschâtsch» stellt sich unverkennbar zum slovenischen Wort «čáča», das «Spielzeug, Tand, Kindertand» bedeutet. Auf Grund von Nachlass-Inventaren des 17. Jahrhunderts kann Kretzenbacher aber auch die Bedeutung von Amulettkette, Kette mit amulettwertigem Anhänger belegen, und diese Bedeutung scheint ihm für das Wort wesentlich zu sein. In der Sache dürfte auch die Analogie in der Wertung der Modekette unserer Tage nahe liegen.

Henri Klees, Auf dem Wege zu einem Luxemburger Volkskundeatlas. *Bulletin linguistique et ethnologique* (Luxembourg, Institut Grand-Ducal), fasc. 18 (1972) 55–86, 15 Karten. – Wir weisen gerne auf diesen Forschungsbericht hin, der anhand von 15 ausgeführten Karten Probleme der Innovationsforschung erläutert, wie sie an luxemburgischen Beispielen gezeigt werden können (z.B. Einführung der Sämaschine, Schneiden mit der gezähnten Sichel, erste Mahlzeit am Tage, Christbaum im Hause, Weihnachtsbaum auf öffentlichem Platz, Blasius-singen, Totenwache, Jahresfeuer). Die Karten wollen Verbreitungsmuster anzeigen; sie stellen Möglichkeiten zur Erfassung der kulturellen Dynamik dar.

Hanns-Hermann Müller, Bibliographie zur Archäo-Zoologie und Geschichte der Haustiere (1970–1971). [9. Folge]. Berlin, Deutsche Akad. der Wiss., Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, Bereich Ur- und Frühgeschichte, 1972. 28 S. – Man stösst in den Heften dieser Bibliographie immer wieder auf

Titel, die für die Geschichte der Haustiere und für die Domestikationsforschung wichtig sind. Es sind auch wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten aufgenommen, die mit Haustieren in Zusammenhang stehen. Gelegentlich findet man auch Titel über Geräte aus Tierknochen.

A portfolio of eighty-eight original Williamsburg buildings. Legacy from the past. The Colonial Williamsburg Foundation, Williamsburg, Virginia, 1971. Distributed by Holt, Rinehart and Winston, New York. 78 S., zahlreiche farbige Abb. – *Carlisle H. Humelsine*, der Präsident der Colonial Williamsburg Foundation, hat den Einleitungstext zu diesem prächtig illustrierten Schauheft geschrieben, das kurz über die Bauten des unter Denkmalschutz stehenden alten Stadtteils von Williamsburg orientiert. Die Häuser sind teilweise nach alten Plänen restauriert oder neu aufgebaut; sie sind bewohnt oder es befinden sich Handwerkerwerkstätten oder Tavernen in ihnen. Williamsburg bedeutet für den Amerikaner eine entscheidende Etappe in seinem Freiheitskampf, daher die «sentimentale» Bindung an den Ort.

Max Währen, Brot und Gebäck im alten Rom. Bern, Schweiz. Archiv für Brot- und Gebäckkunde, 1972. (Sonderdruck aus «Getreide, Mehl und Brot», Bochum, H. 7, 1972). 8 S. – Währen gibt hier eine sehr schöne Zusammenstellung über die Entwicklung, Bedeutung und Verwendungsarten des Brotes und der Kuchen im alten Rom, belegt durch Angaben aus klassischen und spätklassischen Autoren. Besonders gut lässt sich die Entwicklung vom gerösteten Korn zum Brot und Feingebäck feststellen. Neben dem hausgemachten Brot findet sich auch ein Abschnitt über die Bäckerei, die sich in Rom, im Vergleich mit anderen Kulturen, verhältnismässig spät nachweisen lässt.

Wilhelm Kutter, Mitteleuropa, Baden. Die Strohgestalt in der Singener Fasnacht. Der «Hoorige Bär». Göttingen, Institut für den wissenschaftlichen Film, 1971. 23 S., 3 Abb. (Encyclopaedia cinematographica, Film E 998). – Aus seiner überlegenen Sachkenntnis heraus gibt Kutter zunächst eine weit über die Grenzen von Süddeutschland hinaus reichende Übersicht über Strohgestalten und die verschiedenen Arten der Strohvermummung. Er geht danach auf den Bär im allgemeinen und den Strohbär im besonderen ein; ferner untersucht er die in diesem Fall anwendbare Bedeutung von «hoorig» (= wild; Sonderform der Wilden Männer). Wir erfahren das Wesentliche über den «hoorigen Bär» früher und heute, und wir werden auch mit den übrigen Figuren der Strassenfastnacht von Singen bekannt gemacht. Es folgt als letztes eine kurze Beschreibung des Dokumentarfilms.

Rudolf Schenda, Tausend deutsche populäre Drucke aus dem neunzehnten Jahrhundert. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* (Frankfurt a. Main), Bd. 11, Lieferung 6–7, Spalte 1465–1652, 11 Abb. – Nachdem Schenda uns schon früher in mühsamer, verdienstvoller Arbeit mit italienischen Volkslesestoffen und französischen Volksbüchlein aus dem 19. Jahrhundert bekannt gemacht hat, tut er das gleiche nun für Deutschland. Um dieser Art von Lesestoff, deren Wirkung nicht unterschätzt werden darf, gerecht zu werden, vermeidet er diesmal den «unseligen Begriff Volk» mit seinen immanenten Gefühlsbeziehungen und ersetzt ihn durch das wertfreiere «populär». In seiner Einleitung trägt er sehr berechtigte Bedenken gegen die Überbewertung der Bedeutung der Volksbücher vor und stellt ihr die Aufgaben einer historischen Lesestoff-Forschung gegenüber. Die etwas einseitige Betonung der Reutlinger Drucke in seiner Zusammenstellung ist zufallsbedingt; sie hat aber immerhin den Vorteil, dass wir dafür mit den dortigen Druckerzeugnissen eingehender bekannt gemacht werden. Die 1000 Titel werden durch vier

Register vorzüglich erschlossen: 1. Drucker, Verleger, Buchhändler, Kolporteurs und Bänkelsänger, 2. Druck-, Verlags- und Vertriebsorte, 3. Autoren, 4. Auswahl von Stichwörtern. Sehr nützlich ist die Angabe der Bibliothek mit der Signatur bei den einzelnen Titeln; damit werden die oft kaum auffindbaren Werklein greifbar. Es wäre sehr schön, wenn wir auch einmal entsprechende Titelverzeichnisse für weitere europäische Länder erhielten (ich denke vor allem an England, Spanien und die Niederlande). Dass in der Schweiz derartige Untersuchungen – vor allem auch im Hinblick auf die Produktion von Andachtsbildern, Gebetszetteln, Wallfahrtsliedern – noch fehlen, ist mir schmerzlich bewusst.

Václav Frolec, Kulturní společenství a interetnické vztahy v lidovém stavitelství v Podunají [Die Kulturgemeinschaft und interethnische Beziehungen in der volkstümlichen Baukunst im Donauraum]. Prag, Academia, 1970. 91 S., Abb., Taf. Deutsche Zusammenfassung. (Rozpravy československé akademie věd. Řada společenských věd, 80:3). – Der Verfasser versucht am Beispiel der Wohngruben, Dachkonstruktionen, Bautechniken, Formen der Feuerstätten und der Hauserminologie die gemeinsame Wurzel volkstümlicher Baukunst im Donauraum zu finden. Trotz der Gemeinsamkeiten haben die besonderen historischen Bedingungen dieses Raumes zur Entstehung mancher Besonderheiten geführt, so ist der mährisch-pannonische Raum mehr durch die mitteleuropäische Kultur, das untere Donaugebiet stärker durch die balkanische Kultur bestimmt. Frolec geht diesen Zusammenhängen mit überlegener Kenntnis nach; gute Zeichnungen sind beigegeben.

Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu. Bericht 1. Neumünster, Karl Wachholtz Verlag, 1969. 72 S., 39 und 14 Abb., 1 Karte. – *Kurtz Schietzel* referiert über die archäologischen Befunde der Ausgrabung Haithabu, die während der Jahre 1963 und 1964 durchgeführt wurde. Dazu gehören klar und schön erkennbare Uferbefestigungen, Wege, eine Brücke, Flechtmatten, Zäune, Gebäude, Herdplatten und Brunnen. – Für die Hausforscher ist besonders anregend der Beitrag von *Adelhart Zippelius*, der sich zur Frage der Dachkonstruktion bei den Holzbauten von Haithabu äussert. Es ist bewundernswert, mit welchem Scharfsinn und mit welcher überzeugender Beweisführung er aus einem einzigen Stück Holz, unter Heranziehung von Vergleichsmaterial, das wesentliche Gerüst eines prähistorischen Hausbaus erstehen lässt. Das Ergebnis ist eine Firstpfettenkonstruktion mit Rofendach; einzig die Frage, ob für die Rekonstruktion Dachstreben oder Scherenstuhl der Vorzug zu geben ist, kann aus dem vorliegenden Material nicht gelöst werden.

Elfriede Grabner, «Ein Arzt hat dreierlei Gesicht...». Zur Entstehung, Darstellung und Verbreitung des Bildgedankens «Christus coelestis medicus». *Materia Medica Nordmark* (Nordmark-Werke Hamburg) 1972, Nov./Dez., 297–317, 14 Abb. – «Christus als Apotheker» ist ziemlich gut bekannt und mehrmals behandelt, aber «Christus als Arzt» findet sich weitaus seltener. Es ist Elfriede Grabner zu danken, dass wir nun auch darüber eine vorbildliche Orientierung erhalten. Die Vorstellung vom göttlichen Arzt tritt schon früh auf, aber Bildbelege hiezu sind erst seit dem 16. Jahrhundert bekannt (die älteste Darstellung 1510). Bald tritt zur gewöhnlichen Arztdarstellung die eigenartige Vorstellung des Arztes in drei Gestalten: als Gott, als Engel und als Teufel. (Manchmal findet sich als vierte Form noch der Arzt als Mensch.) Diese Vorstellung findet gelegentlich ihren bildhaften Ausdruck im dreigesichtigen Arzt. Vom 17. Jahrhundert an wird die Vorstellung von Christus als Arzt immer seltener; es mag sein – wie Elfriede Grabner vermutet – dass sie in den Alpenländern überhaupt nicht erwünscht war, da «man in ihr nur Nahrung für das ohnehin stark aufblühende Kurpfuschertum befürchtete».

Maja Bošković-Stulli, Narodne pripovijetke i predaje Sinjske Krajine [Volksmärchen und Sagen aus der Sinjer Krajina]. *Narodna umjetnost* (Zagreb) 5/6 (1968) 303–432, Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Die Abhandlung enthält eine Einleitung, 95 Texte, Anmerkungen und eine Typen-Übersicht der Märchen und Sagen. Die Autorin, die eine hervorragende Kennerin der oralen Volkskunde ist, versucht, die Erzählungen aus der kargen Karstnatur und den Eigenheiten einer Viehzüchter-Bevölkerung zu deuten. Für dieses Gebiet ist die Verflechtung und Verschmelzung des kirchlichen Glaubens mit dem alten volkstümlichen Glauben (Vilen, Vampir, Werwolf) sehr bezeichnend. Die Mehrzahl der Texte ist von Maja Bošković selbst aufgenommen; sie werden genau in der Mundart wiedergegeben. Ob es nicht möglich wäre, die Sagentexte in deutscher Übersetzung wiederzugeben? Solche Texte mangeln uns (Krauss allein genügt nicht mehr).

Georgeta Stoica, Die Verarbeitung von Ziegenhaar. Geräte und Erzeugnisse. *Cibinium* (Sibiu) 1967–68, 153–172, Abb., 2 Karten. Rumänischer und deutscher Text. – Die Verarbeitung von Ziegenhaar wird hier in einem sorgfältig durchgearbeiteten Überblick gegeben. Die Verfasserin trennt die Verarbeitung von Ziegenhaar innerhalb der Bauernwirtschaften («Hausfleiss») von den Erzeugnissen der spezialisierten Werkstätten, von denen es heute nur noch vereinzelt gibt. Für die beiden Arten der Produktion werden auch zwei verschiedene Arbeitstechniken verwendet. Diese beiden Techniken werden eingehend beschrieben (mit sehr guten Zeichnungen, unter anderem die Skizze einer Werkstätte mit den benötigten Geräten). Spinnen und Weben von Ziegenhaar ist Männerarbeit; in den Werkstätten sind es die Beutelmacher, von denen wir im 16. Jahrhundert zum erstenmal hören. Bäuerlich wurden hauptsächlich Bettüberwürfe, Wolldecken, Strümpfe und Quersäcke zum Tragen hergestellt, werkstattmässig sind es Beutel (Taschen) und Pferdedecken. Wo man widerstandsfähige Gewebe braucht, verwendet man heute noch etwa Ziegenhaar. Das Dekor dieser Gewebe ist ausschliesslich geometrisch.

Nicolae Dunăre, Die Verbreitung der Handwerkerdörfer in Rumänien. *Cibinium* (Sibiu) 1967–68, 23–70, Abb., 10 Karten. Rumänischer und deutscher Text. – Es ist ganz erstaunlich, eine wie grosse Zahl – es sind deren über 300 – von spezialisierten Handwerkerdörfern sich in Rumänien befanden und teilweise heute noch befinden. Sie entstanden meist dort, wo die Voraussetzungen für produktive Landwirtschaft fehlten und wo in der Nähe ein Markttort war, der Absatzmöglichkeiten bot. Es ist das Verdienst von Dunăre, diese Dörfer erstmalig übersichtlich mit guten Karten für das ganze rumänische Staatsgebiet dargestellt zu haben. Dabei finden sich auch Karten, welche die Absatzgebiete und Handelswege für einzelne Waren zeigen; sie führen oft weit ins Ausland. Diese Kenntnisse sind wichtig für die Beurteilung der Zugehörigkeit von einigen Objekten; Dunăre hat hier deutlich die Verflechtungen aufgewiesen. Er stellt zunächst Dörfer zusammen, die sich mit der Metallverarbeitung beschäftigen (Schmiede), mit Steinbearbeitung (Kalkbrennen, Steinmetze), mit Waldarbeit und Holzverarbeitung (Flösserei, Webblattmacher, Wagner, Tischler, Kübler, Musikinstrumentenmacher). Eigenartig sind die Zimmerleutedörfer, die fertige Holzhäuser zum Verkauf aufstellten; diese wurden dann für den Käufer in Teile zerlegt und vom Zimmermann am neuen Bestimmungsort wieder aufgerichtet. Weiter gibt es Töpferdörfer und Dörfer, die sich mit der Verarbeitung von Tierhaaren (auch Ziegenhaar und Rosshaar) und Pflanzenfasern beschäftigen, ferner mit Lederwaren, Korbflechterei, Flechtarbeiten aus Stroh und Maisblättern und weiteren kleinen Handwerksbetrieben.

Matleena Tornberg, Kuusamolainen suurperhe työ- ja elinyhteisönä [Eine Grossfamilie in Kuusamo als Arbeits- und Lebensgemeinschaft]. Turku, Volkskundliches Institut der Universität, 1971. 30 S., 4 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 27.) – Leben und Arbeitsteilung in einer finnischen Grossfamilie aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts (bis 1939) werden schön geschildert. Grund für den Zusammenhalt der Familie war die ostfinnische Auffassung vom Eigentumsrecht: Haus- und Grundbesitz gehörten der Familie gemeinsam. Hausvorstand war in diesem Fall der älteste Bruder, der eine Familie hatte. Den Haushalt führte diejenige Ehefrau, die am längsten in der Familie war, auch wenn sie nicht die Frau des Hausvorstandes war. Ausschliesslich Männersache waren Feld- und Waldarbeiten, ausschliesslich von Frauen wurde die Vieh- und Hauswirtschaft besorgt.

Maria Misińska, Podhale dawne i współczesne (Wybrane zagadnienia) [Podhale past and present (Selected problems)]. Łódź 1971. 157 p., 95 fig. Résumé français. English summary. (Prace i materiały muzeum archeologicznego i etnograficznego w Łodzi; Seria etnograficzna, 15.) – Die Verfasserin beschreibt den Wechsel von einer homogenen und konservativen Gegend zu einer aufgeschlossenen Gemeinschaft mit moderner sozialer und ökonomischer Struktur. Podhale (Tatragegend, Südpolen) war eine arme Gegend mit besonders ausgeprägtem Saisonarbeitertum und einer hohen Zahl von Amerika-Emigranten. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges setzte die grosse Umwandlung ein. Sie wird aufgezeigt an der Einrichtung des Hauses (gute Photos!), an der Kleidung (vor allem der Jungen), der Nahrung und am Erziehungswesen. Hervorzuheben ist die grosse Zahl beigegebener Abbildungen.

Maria Wieruszevska-Adamczyk, Sankcje systemu kontroli społecznej wobec rodziny wiejskiej na przykładzie dwóch wybranych wsi powiatu belchatowskiego [Sanctions du système de contrôle social exercé à l'égard de la famille paysanne d'après les études sur les deux villages choisis du district de Belchatów]. Łódź 1971. 155 p., 30 fig. Résumé français. (Łódzkie studia etnograficzne, 13.) – Die Verfasserin greift ein interessantes soziologisches Problem auf: dasjenige der Sanktionen innerhalb dörflicher Gemeinschaften. Sie behandelt nur die Sanktionen, die man heute anwendet und die nur das Familienleben betreffen (die «Anomalien des Familienlebens»). Die Untersuchung wurde durchgeführt in einem reinen Agrardorf und in einem gemischten Handwerkerdorf. Die Reaktion in den beiden Dörfern gegen Verstösse gegen die Gemeinschaftsnorm ist verschieden; die Verfasserin untersucht die Gründe dafür. Als Sanktionen kommen in Frage solche physischer, ökonomischer und psychologischer Art. Es zeigt sich ein ausgeprägter Wandel in der Einstellung gegenüber den Verstössen gegen das Gemeinschaftsmodell; physische und ökonomische Sanktionen werden nur noch selten angewendet. Wildhaber

Museumsführer und Ausstellungskataloge

Viktor Herbert Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum. 2., erweiterte Auflage. Hrsg. im Selbstverlag des Österreichischen Freilichtmuseums, A-8114 Stübing, 1972. 160 S., Photos, Zeichnungen, Pläne. (Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 4.) – Wir hatten schon bei der Anzeige der 1. Auflage – SAVk 66 (1970) 154 – auf die vor-

zügliche Ausführung und Gestaltung dieses Freilichtmuseumsführers hinweisen können; wir können dies bei der 2. Auflage mit eher noch grösserem Recht tun. Sie ist beinahe doppelt so umfangreich wie die erste, und enthält über 100 zusätzliche Zeichnungen und Photos, von denen besonders die Zeichnungen von altem Arbeits- und Hausgerät sehr instruktiv sind. Am Schluss findet sich unter der Bezeichnung «Wörter und Sachen» eine umfangreiche Liste von Fachausdrücken, deren Bedeutung kurz erklärt ist.

Adelbart Zippelius, Kurzführer 1972 [des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern]. Düsseldorf, Rheinland-Verlag, 1972. 32 (unpaginierte) S., Abb., Pläne. (Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern, 2). – Der 1966 herausgekommene Führer ist seit einiger Zeit vergriffen; an seine Stelle tritt der vorliegende Kurzführer, welcher den Stand der Aufbauarbeiten des Jahres 1972 wiedergibt. Von den geplanten vier regionalen Baugruppen können zwei besichtigt werden; die Baugruppe «Niederrhein» befindet sich im Aufbau, während die Baugruppe «Bergisches Land» noch nicht in Angriff genommen worden ist. Der klar und sachlich geschriebene Kurzführer kann also nur als eine temporäre Lösung angesehen werden.

Giza Frankel, Paper cuts for Shavuoth from the estate of Dr. Joseph Reizes. Tel-Aviv, Museum of Ethnography and Folklore, 1972. 44 p., 12 fig. Texts in Hebrew and English. – Diese reizvolle Gruppe jüdischer Scherenschnitte kommt zur Hauptsache aus Galizien und der Bukowina. Es waren Verzierungen, die am jüdischen Frühlingsfest an die Fenster geklebt wurden. Strikte genommen dürfte man sie nicht als «Scherenschnitte» bezeichnen; sie wurden mit einem scharfen Messer aus dem Papier geschnitten (der englische Ausdruck «paper cut» gibt also die Art der Herstellung besser wieder). Dem religiösen Anlass entsprechend waren im Mittelpunkt meist der siebenarmige Leuchter, die Gesetzestafeln oder eine Thorarolle. Gewöhnlich waren die Hersteller Schüler religiöser Schulen. – Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Verfasserin einmal eine grössere Publikation über alle Arten von jüdischen Papierschnitten mit guten Abbildungen publizieren würde.

Gerd Spies, Der Braunschweiger Historienmaler L. Tacke (1823–1899). Braunschweig 1972. 47 S., 27 Abb. (Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig, 21). – Für seine neue Wechselausstellung konnte Gerd Spies das eigenhändige Werkverzeichnis des Historienmalers Ludwig Tacke benützen. Für Braunschweig ist Tacke bedeutsam, weil er die Architektur seiner Heimatstadt in Gemälden festgehalten hat. Tacke ist das typische Beispiel eines Malers, der in historisierendem Sinne Dokumente für die Baugeschichte und damit auch für die Hausforschung geschaffen hat.

Viktor Herbert Pöttler, Alte Volksarchitektur aus der bäuerlichen Welt von einst. Stübing bei Graz, 1971. 52 S., zahlreiche farbige Abb., Zeichnungen. (Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 3). – Pöttler hat die dankbare Gelegenheit benützt, eine prächtige Sonderausgabe der Hauszeitschrift der Eternit-Werke Ludwig Hatschek in Vöcklabruck / Oberösterreich, die mit einer grossen Zahl von Farbaufnahmen aus dem Österreichischen Freilichtmuseum ausgestattet ist, als Schrift seines Museums nachzudrucken. Das Heft gibt einen Überblick über die bis jetzt erstellten Bauten und vor allem viele Einblicke in die Innenräume; es ist ein Musterbeispiel für vornehme Firmenwerbung.

Stampe per via. L'incisione dei secoli XVII–XIX nel commercio ambulante dei Tesini. Bassano del Grappa (Pieve Tesino, Trento), Museo di Bassano del Grappa, 1972. 167 p., 57 ill. Catalogo della mostra a cura di *Bruno Passamani*. – Ein wichtiger Katalog für die Geschichte der *Imagerie populaire* und insbesondere für ihren Vertrieb, bei dem die Tesineser Bilderhändler eine bedeutsame Rolle spielten. Sie zogen hauptsächlich mit den Remondini-Drucken, aber auch mit ihren eigenen und denen anderer Verlagsfirmen in alle Welt hinaus. Über diesen «Welthandel» berichtet ein längerer Aufsatz von *Elda Fietta*. Im Ausstellungskatalog sind auch Drucke verzeichnet, die von den Niederlassungen in Paris, Amsterdam, Moskau, Petersburg, Warschau, Strassburg, Metz, Gent und Brüssel herausgebracht und vertrieben wurden. Der Katalog enthält zahlreiche Abbildungen und eine – wohl kaum auftreibbare – Bibliographie über die Tesinesen.

Magyar naiv művészet a XX. században. L'art naïf hongrois du XX^e siècle. Budapest, Magyar Nemzeti Galéria, mai–juin 1972. 84 p., ill. en noir et en couleurs. – Zwei Einführungstexte (ungarisch und französisch) von *Ida F. Mihály* und *Pál Bánszky*. Im Katalog werden 63 naive Künstler unseres Jahrhunderts vorgeführt (Maler und Plastiker); die biographischen Angaben sind leider nur ungarisch. Viele der Abbildungen verraten deutlich einen Zusammenhang mit Motiven und Darstellungsweisen der Volkskunst. Laienmalerei scheint einem weltweiten Bedürfnis nach volkskünstlerischem Schaffen zu sprechen.

Schiffe + Häfen. Laienmaler zeigen ausgewählte Arbeiten aus dem «Wettbewerb deutscher Laien- und Sonntagsmaler», veranstaltet von: Altonaer Museum in Hamburg, Stern-Magazin, Hamburg, Westbank AG, Hamburg. 1. Auflage 1972. Vertrieb des Katalogs: Westbank AG, Hamburg, Abteilung Presse und Information. 104 S., 150 schwarz-weiße und farbige Abb. – Beiträge von Thomas Grochowiak, Gerhard Kaufmann und Janpeter Kob. Der Wettbewerb war deswegen interessant, weil er jedermann offen stand, ja geradezu aufmunterte, Laienmaler zu werden. Einzig das darzustellende Thema war gegeben: Schiffe und Häfen. Bei den Bildern zeigen sich mannigfache Übergänge vom unbeabsichtigten und gewollten Naiven bis zur (komischen und rührenden) Nachahmung des künstlerischen Schaffens.

Sport in alten und neuen Kinderbüchern aus vier Jahrhunderten und zehn Ländern. Wegleitung zur Ausstellung im Schweizerischen Turn- und Sportmuseum, Basel, Nov. 1971 bis Januar 1972. Text: *F. K. Mathys*. 24 S., Abb. – Mathys hat eine ausgesprochene Gabe, lebhaft gestaltete und attraktive Museumsausstellungen zusammenzubringen. Sie drehen sich in immer neuen Formulierungen um das Thema von Sport und Turnen. In seiner neuen Ausstellung zeigt er alte Kinderbücher mit Abbildungen sportlicher Übungen. Der Text bringt eine kurze, gehaltvolle Übersicht über zahlreiche Kinderbücher-Verfasser; sie fängt an mit den «Sechszwanzig nichtige Kinderspiel» des Zürcher Kupferstechers Conrad Meyer, 1657. Der Ausstellungsführer ist mit reizvollen Abbildungen ausgestattet.

Hinterglasmalerei, Krippen und Klosterarbeiten aus der Sammlung Walter Tobler, Stäfa. Zürich, Museum Bellerive, [Katalog der] Ausstellung vom 24. November 1972 bis 28. Januar 1973. 24 (unpaginierte) S., Abb. – Eine der schönsten Privatsammlungen der Schweiz auf dem Gebiet der Volkskunst, diejenige des verstorbenen Volkskundlers und Sammlers Walter Tobler, wird hier in den beiden Teilgebieten Hinterglasmalerei und Krippen und Klosterarbeiten ausgestellt. Der Katalog enthält schöne Abbildungen und zwei kurze Aufsätze Toblers zu den Themen. Die Einleitungsworte «Für Walter Tobler» stammen von Erika Billeter.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Ausstellung: Lebzeltenmodel aus Österreich. Katalog. Wien 1972. 72 S. Text, 14 Abb. auf Taf. Text: *Leopold Schmidt*. – Ein sehr schöner Katalog, in dem Leopold Schmidt in gedrängter Kürze einen ausgezeichneten Überblick gibt über die Bildmotive der Gebäckmodel, geordnet nach thematischen Gruppen (geistliche und biblische Motive, Phantasiegeschöpfe, Liebe und Ehe, Brauchtumsgestalten u. a.) und nach ihrer historischen Eingliederung. Der Katalogteil bringt die Beschreibung von 144 Nummern (mit Einschluss der Wachsvotivmodel). Das Museum besitzt etwa 350 Model; es ist interessant, wie Schmidt in seiner Einführung das Zustandekommen der Sammlung beschreibt. Am Ende des Katalogs finden sich eine Liste der Signaturen, ein gutes Literaturverzeichnis und eine Auswahl typischer Photos.

Altes Zinn aus dem westlichen Niedersachsen. Ausstellungskatalog des Museumsdorfes Cloppenburg, 1972. Bearbeitet von *Theodor Kohlmann*. 176 S., 649 Kleinphotos. – Dank einer Schenkung und dank zielstrebigem Sammeltätigkeit hat Cloppenburg wohl eine der grössten Sammlungen an bäuerlichem Zinngerät in Niedersachsen. Ein reichhaltiger Katalog gibt Auskunft über die gesamten Bestände (mit Ausnahme unverzierter Teller) anhand von Inventarbeschreibungen und Kleinphotos. Theodor Kohlmann ist auch eine kurze Geschichte des Zinngiesserhandwerks in Nordwestdeutschland und eine Aufschlüsselung der Zinnmarken (mit einem Register der Namen der bekannt gewordenen Zinngiesser) zu verdanken. Die Bestände sind eingeteilt in: kirchliches Zinn, Kannen, Krüge, Schüsseln, Teller, Löffel, Töpfe, Dosen, Massgefässe, Leuchter und Lampen, sonstiges Zinngerät, Gussformen. Wildhaber